



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

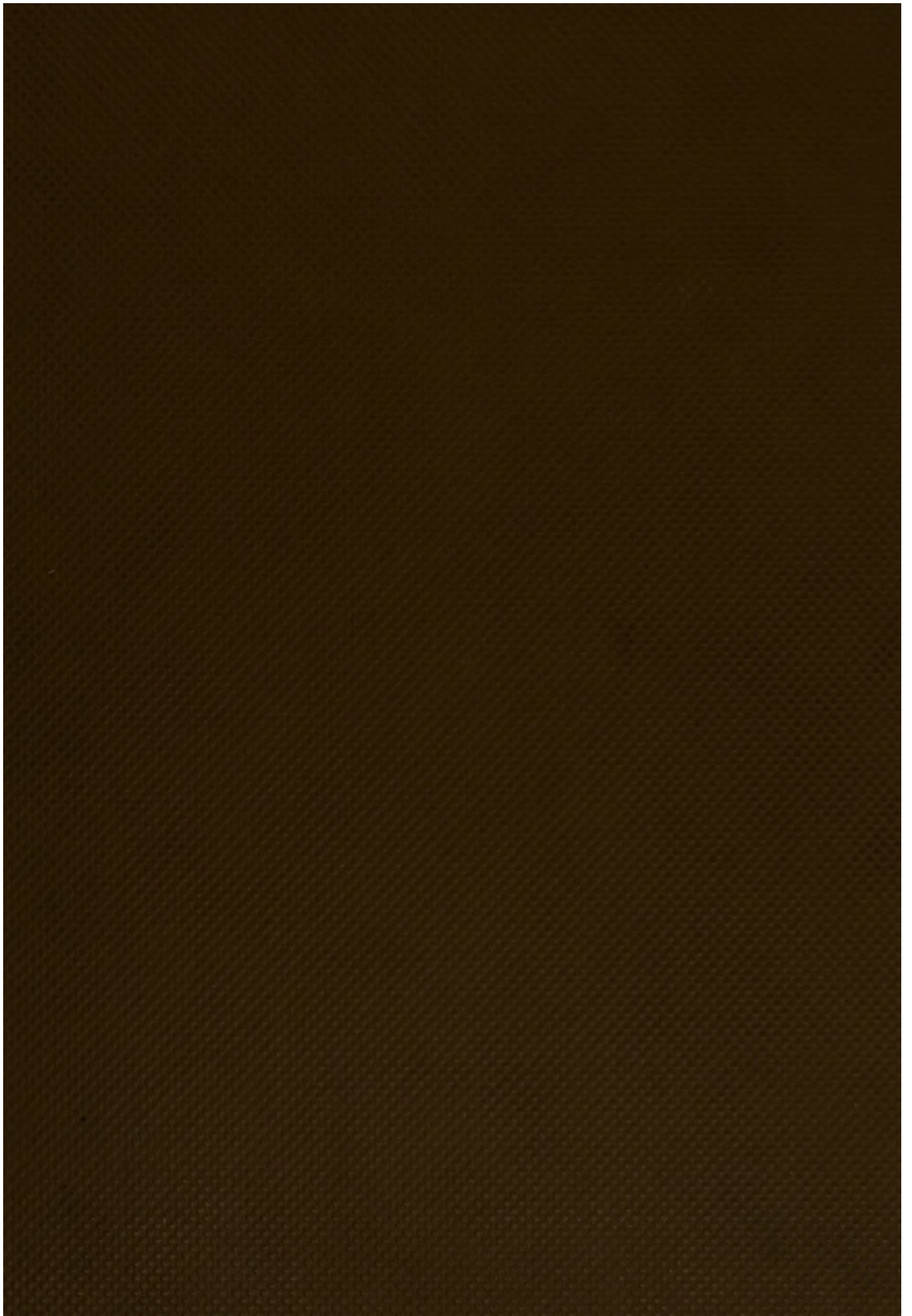
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

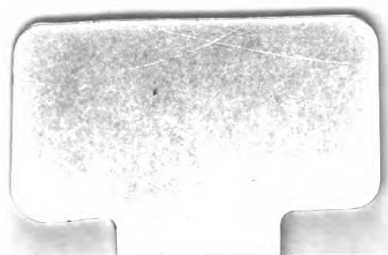
<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>

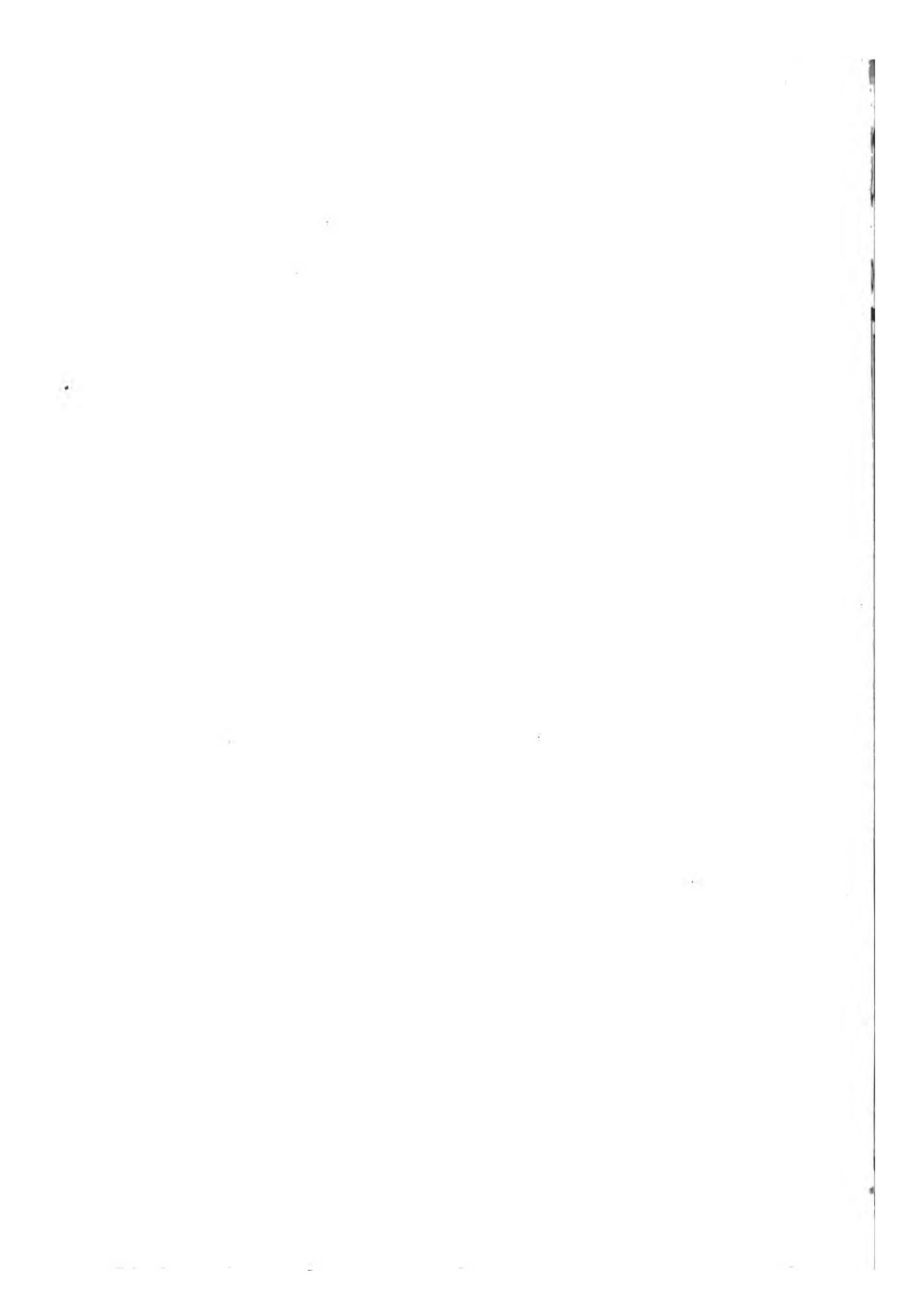


This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



247115 d. 130





964

Mannus-Bibliothek

herausgegeben von

Professor Dr. Gustaf Kossinna

Nr. 6

Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit

Von

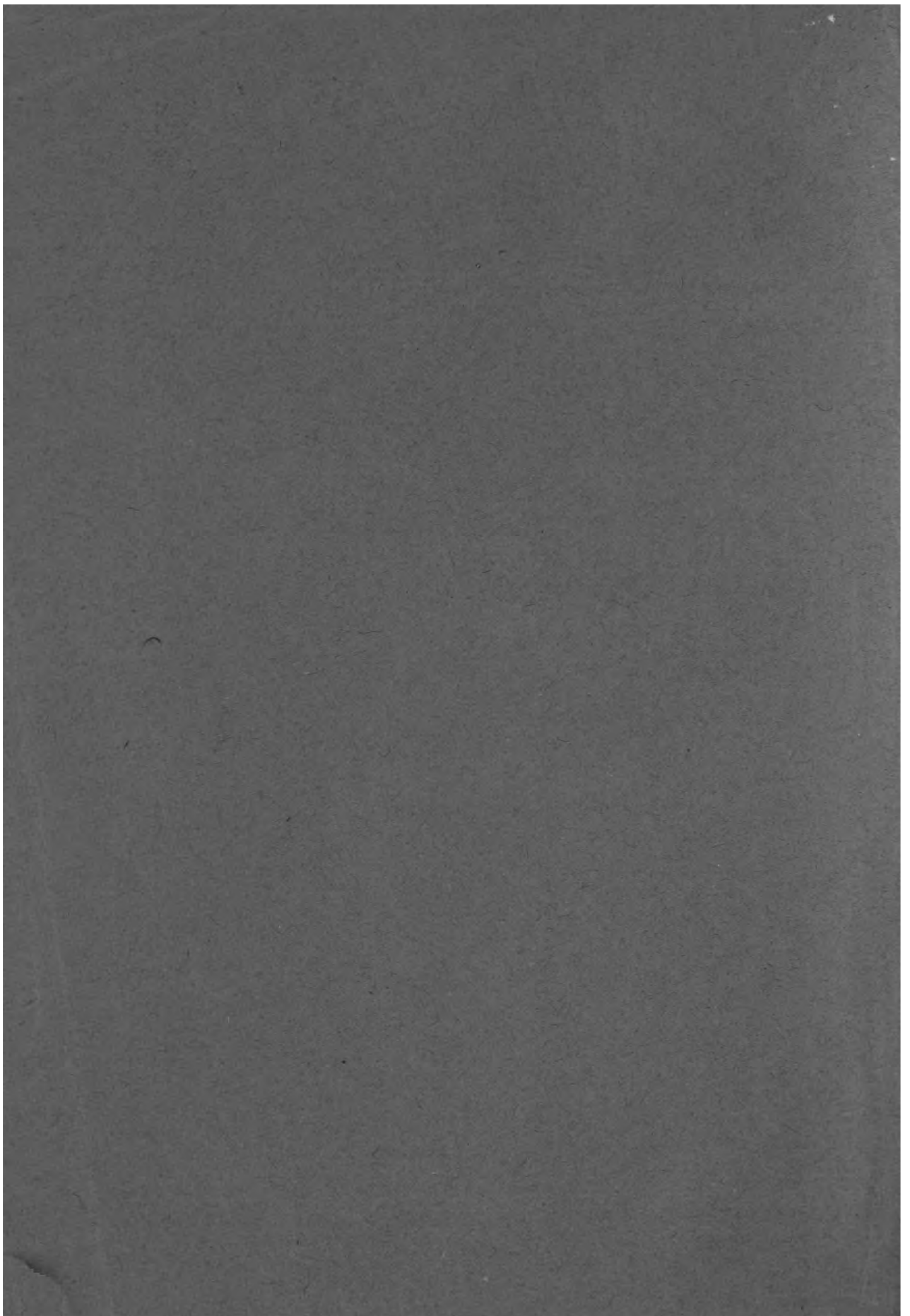
Gustaf Kossinna

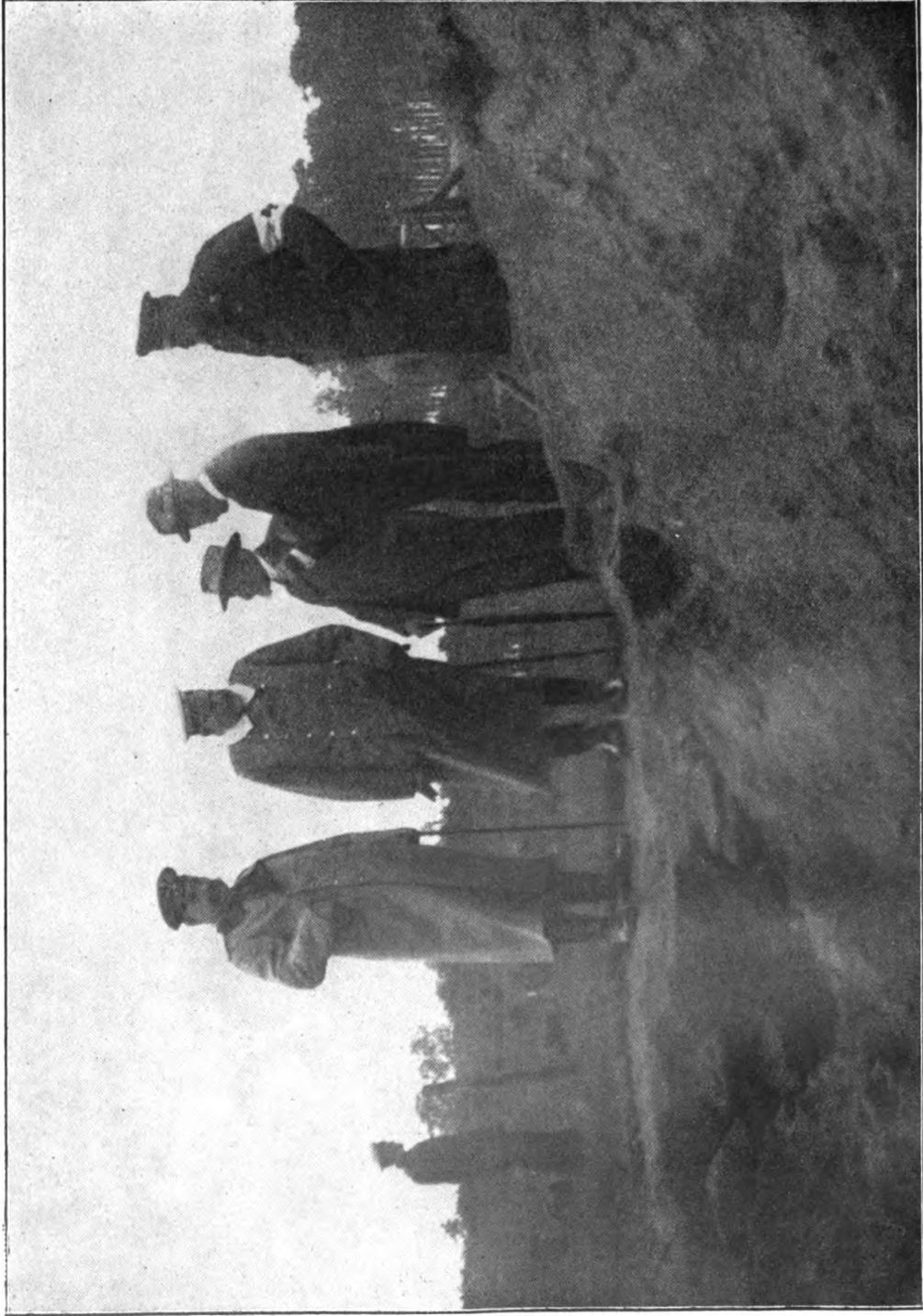
Mit 359 Abbildungen und Karten im Text



1928 / Verlag von Curt Kabitzsch / Leipzig

247115 d. 130





1. Generalfeldmarschall v. Hindenburg. 2. Fürst Dohna-Schlobitten. 3. Professor Kossinna.
4. Kriegsgeologe Dr. Heß v. Wichdorff. 5. Graf Dönhoff-Standau.
Dortrag über das frühgeschichtliche Gräberfeld an der Kullabrücke bei Lößen in Masuren am 27. August 1915
(I. S. 302).

M a n n u s = B i b l i o t h e k

herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

Nr. 6

**Ursprung und Verbreitung
der Germanen in vor- und
frühgeschichtlicher Zeit**

Von

Gustaf Kossinna

Mit 359 Abbildungen und Karten im Text



1

9

2

8

Leipzig / Verlag von Curt Kabisch

Sämtliche Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.



Inhaltsübersicht

	Seite
Einleitung	1-3
<p>Müllenhoffs Versuch, den Ursprung der Germanen mit Hilfe der Sprach- und Religionsforschung zu enthüllen, unzulänglich 1. — Erfolgreich nur der archäologische Weg 3.</p>	
1. Ausbreitung der Germanen von 150 nach Chr. bis 1750 vor Chr.	5-67
<p>Meine Methode, die Grenzen des Germanengebiets auf archäologischem Wege von frühgeschichtlicher Zeit an so weit wie möglich rückwärts zu verfolgen 5. — Jede scharf ausgeprägte archäologische Kulturgruppe bedeutet ein Volk oder einen Volksstamm 6. — Die archäologisch ermittelte Siedelungs- und Kulturkarte des Germanenlandes der ersten 150 nach Chr. stimmt überein mit der aus den geschichtlichen Nachrichten gewonnenen Karte derselben Zeit; doch ist die archäologische Karte klarer 7. — Sie zeigt scharf die Scheidung der fünf ostgermanischen Stämme von den Westgermanen 8, ebenso die Zusammensetzung der Westgermanen aus den drei Stammverbänden der Irminonen 12; der Ingwäonen 14; und der Istwäonen 15. — Wanderung der Elbsweben nach dem Untermain und Mittelrhein um 100 vor Chr. 16. — Neckarweben 19.</p>	
Dorrmische Eisenzeit	22-40
<p>Gebiet der Ostgermanen vom 1. bis 10. Jahrh. vor Chr. 22. — Gebiet der Westgermanen von 100 bis 750 vor Chr. 23. — In der Schlussperiode der Bronzezeit überschreiten und umgehen die Istwäonen die nördlichen Wesergebirge süd- und westwärts 24. — Das Gebiet der Irminonen zeigt an der Niederelbe um 700 vor Chr. schon dieselben Grenzen, wie im ersten Jahrh. nach Chr. 26. — Der „hohe gerauhte Topf mit wellig gekniffenem Rande“ als Kennzeichen der Westausbreitung der Germanen vom Wesergebiet über Westfalen und dem Niederrhein bis nach Holland und Belgien hinein um 600 vor Chr. 32. — Südabteilung der Irminonen am Südharz; Stein-</p>	

kistengräber und Hausurnen 35. — Vorstoß der Harzgruppe nach Süden bis an die mittlere Unstrut 37. — Durchdringung dieser Gruppe mit Kelten (Skelettgräber) vom mittelhheinischen „Mehrener“ Stil 38.	Seite
Bronzezeit	40—67
Gebiet der Germanen in den Perioden V—II der Bronzezeit, 750—1750 vor Chr. 42. — Mit Beginn der Periode I der Bronzezeit, um 1750, erlischt das klare Bild der germanischen Grenzen 43. — Mangel an germanischen Gräbern aus Periode I 43; — dagegen Gräberfülle im ungermanischen östlichen Mitteldeutschland („Aunetizer“) 44. — Die gleichzeitigen Bronzeschatzfunde des bisherigen Germanengebietes haben ungermanischen (illyrischen) Charakter 45. — Bronzeschatz aus Kiebitz in Sachsen 46. — Weitere Gerät- und Schmucktypen illyrisch-ostdeutscher Art 52; ihr wenig verändertes Fortleben in Periode II illyrischer Bronzekultur 54. — Wenige neue Bronzetyphen der Periode I von Germanen geschaffen 59. — Dagegen zahlreiche neu erfundene Bronzetyphen von herrlichstem Kunstgeschmack in Periode II der germanischen Bronzekultur 61. — Holztasse und Saltstuhl 65.	
2. Germanen und Indogermanen	69—78
Versuche der Sprachforschung, die Heimat des indogermanischen Urvolks und den Vorgang seiner Zerteilung zu ermitteln, führten nur zu unseren oder höchstens allzu allgemein gehaltenen Ergebnissen 69. — Weit sicherer führt hier schon die Rassenkunde 71. — „Nordischer“ Körpertypus aller indogermanischen Völker der Urzeit; für Perser und Griechen am klarsten durch Bildwerke erwiesen 73. — Zentrum der blonden Rasse in Nordeuropa 76.	
3. Entstehung der nordischen Rasse	79—128
Maßenverhältnisse des menschlichen Gehirn- und Gesichtschädels 79. — Cro-Magnon-Rasse und Mittelmeer-Rasse 81. — Rasse des Aurignac-Menschen 85. — Mensch von Chancelade 86. — Reine Vertreter und Mischungen der Aurignac- und Cro-Magnon-Rasse in den verschiedenen jungsteinzeitlichen Langschädelrassen Nordeuropas 87. — Dänischer Avignon-Typ 91. — Echte nordische Langkopfrasse 91. — Nordostdeutschland: nordischer Schädel von Lenzen 95. — Ostorfer Abart 95. — Nordwestdeutschland: nordische Schädel von Rimbeck bei Warburg 98. — Nordische Rasse in der Bronzezeit 102; in frühgeschichtlicher Zeit 105. — Schädel aus Elbing 105. — Nordische Rasse in der Zeit der Völkerwanderung 110. — Langschädel mit Breitgesicht in Niedersachsen 111. — Heutige Vertreter nordischer Rasse in Deutschland 112.—	

Westalpine langgesichtige Kurzkopfrasse (Jurarasse) in Nordeuropa zur Steinzeit 114. — Dänischer Orroun-Typ 115. — Møen-Typ und Borreb-Typ 116. — Fortleben dieser Kurzkopfrasse bis in die Neuzeit in Nordeuropa und Norddeutschland 117; in Oberitalien 119. — Ostische breitgesichtige Kurzkopfrasse 120. — Sie zeigt sich vereinzelt schon in der Steinzeit Nordeuropas und Norddeutschlands 121. — Heutiges Vorkommen in Norwegen 125. — Zusammenhänge körperlicher mit seelischen und geistigen Eigenschaften 125. — Gleichartiges seelisch-geistiges Wesen des nordischen langgesichtigen Langkopfes und des nordischen langgesichtigen Kurzkopfes 126. — Gegensätzliche Artung des breitgesichtigen ostischen Kurzkopfes 127. — Nordische Artung als deutsches Hochbild 128.

1. Teil

Einleitung.

Ein hervorragender deutscher Geschichtschreiber des vorigen Jahrhunderts hat den Ausspruch getan: „Eine Nation, die nicht den lebendigen Zusammenhang mit ihrem Ursprung bewahrt, ist dem Verdorren nahe, so sicher wie ein Baum, den man von seinen Wurzeln getrennt hat. Wir sind heute noch, was wir gestern waren.“ Hat Heinrich von Sybel mit diesem Ausspruche recht — und welcher tiefer blickende Geist würde das nicht unbedingt bejahen —, so erwächst der Forschung aus dieser Erkenntnis die unabweisbare Pflicht, den Ursprüngen unseres Volkes, den leiblichen wie den geistigen, unablässig nachzugehen und sie womöglich zu voller Klarheit zu bringen. Sybel hatte aber nur die geschichtlichen Anfänge unseres Volkes im Auge, die von den Historikern mit dem Beginn schriftlicher Überlieferung, sei es durch einheimische, sei es auch nur durch fremde Zeugnisse, gleichgesetzt werden. Daß aber der Zufall des Beginns schriftlicher Überlieferung über ein Volk noch lange nicht mit seinem wahren Ursprung, mit dem Entstehen seines Volkskörpers, zusammenfällt, sondern daß die Forschung hier viel weiter aus-
holen, viel tiefer zurückgreifen muß — das ist eine Erkenntnis, die dem Germanenforscher schon seit manchen Jahrzehnten sich aufgedrungen hat.

Den Ursprung der Germanen zu ermitteln, ist ein Ziel gewesen, das zu erreichen schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts K a r l M ü l l e n h o f f eifrig bestrebt war, mein als Philologe, Sprach- und Geschichtsforscher gleich berühmter Lehrer und zugleich einer meiner

Vorgänger in der Vertretung der germanischen Altertumskunde an der Berliner Universität. Er verknüpfte in geistvoll schöpferischer Weise den einheimischen stammeskundlichen Mythos der Germanen, über den die beiden Römer Plinius und Tacitus farge Andeutungen machen, mit den ebenso fargen Nachrichten des Tacitus über germanische Götterverehrung und kam hierbei zu der Ansicht, den Ursprung, gleichsam die Urzelle, der Germanen bei dem Hauptstamme der Sweben, den Semnonen, in der Mark Brandenburg gefunden zu haben. Dorthin seien die Germanen gekommen bei der großen gemeinschaftlichen Einwanderung der indogermanischen Völker aus Asien her und dort hätten sie sich aus der Gemeinschaft jener Völker gelöst und als Sondervolk eingerichtet. Sprachlich sei dies durch den Eintritt der sogenannten germanischen Lautverschiebung geschehen. Mit dem Worte Lautverschiebung bezeichnet man jene Änderung der Artikulationsart fast aller germanischer Verschlusslaute oder Konsonanten gegenüber dem allgemeinen indogermanischen Lautstande, wonach z. B. die indogermanischen stimmhaften Medien b, d, g in die germanischen stimmlosen Tenuis p, t, k sich umbildeten, aus indogermanisch p, t, k dagegen germanisch f, þ (th), h (ch) wurde; man vergleiche lateinisch pater „Vater“ und germanisch fapar, lateinisch tres „drei“ und germanisch þri, griechisch *κυν* „Hund“ und germanisch hund. Gegen diesen letzten, sprachgeschichtlichen Punkt der Müllenhoffschen Vermutungen ist einzuwenden, daß bei Lösung eines Stammesteils vom Hauptstamme Sprachverschiedenheiten zwischen beiden Stammgruppen erst nach einer Reihe von Jahrhunderten allmählich sich einstellen können und auch einzustellen pflegen. Spuren davon, daß jene germanische Lautverschiebung noch nicht oder wenigstens noch nicht im gesamten Germanengebiete vollzogen worden war, treffen wir aber noch um 600 v. Chr., so daß wir anzunehmen berechtigt sind, ihre ersten Anfänge werden kaum älter sein als etwa das Jahr 1000 v. Chr. Diese Zeit wäre aber bei weitem zu spät für den Ursprung der Germanen.

Daß der auf Ausdeutung des germanischen Stammesmythos aufgebaute Teil der Müllenhoffschen Ansichten über den Ursprung der Germanen noch viel weniger haltbar ist, leuchtete mir schon in jungen Jahren ein. Bereits vor vier Jahrzehnten stellte ich mir die

Ergründung dieser Ursprungsfrage als Lebensaufgabe. Ich erkannte bald, daß geschichtliche und geographische Altertumskunde und Sprachwissenschaft allein hierfür nicht ausreichten, sondern daß vor allem die heimische Archäologie, frühgeschichtliche wie vorgeschichtliche, nebst ihren Hilfswissenschaften: vor- und frühgeschichtliche Anthropologie und Geologie, zur Grundlage zu nehmen seien. Gleichzeitig war mir klar, daß die Vorgeschichte hier zu sicheren und bedeutenden Ergebnissen nur durch Bewältigung einer riesenhaften Stoffmasse archäologischer und anthropologischer Art gelangen könne. Diese Erkenntnis setzte ich in die Tat um, und so arbeite ich mit Hilfe aller der genannten Wissenschaften nun bald vierzig Jahre am Aufbau der vor- und frühgeschichtlichen Stammeskunde Europas, insbesondere Mittel- und Nordeuropas.

1. Ausbreitung der Germanen von 150 nach Chr. bis 1750 vor Chr.

Will man zum Ursprung der Germanen vordringen, so ist das nur auf eine einzige, von mir vor mehr als dreißig Jahren gefundene, sehr einfache Weise möglich. Man geht von dem frühesten geschichtlich überlieferten Ausbreitungsgebiet der Germanen aus und verfolgt seine teils gleich bleibenden, teils sich ändernden Grenzen Jahrhundert um Jahrhundert rückwärts, bis man an einen Anfang oder an ein Hindernis weiteren Rückschreitens gelangt. Die einzige Wissenschaft, die solch ein ununterbrochenes Rückschreiten ermöglicht, ist die vorgeschichtliche Archäologie. Und diese war vor dreißig Jahren gerade soweit gefördert worden, um nach dem Vorbild der schwedischen Forschung auch für Deutschland eine feste, in bestimmten Jahrhundertzahlen ausdrückbare, Zeitbestimmung ihres Periodengebäudes zu besitzen. Dazu schuf ich innerhalb jedes der größeren für Mitteleuropa von mir aufgestellten Zeitabschnitte eine erste Scheidung der einzelnen Kulturprovinzen dieses Gebietes.

Ich sah, daß die Kulturprovinzen Mitteleuropas in der jüngeren Steinzeit, d. h. etwa von 4000—2000 v. Chr., sehr zahlreich waren und unaufhörlich ihre Grenzen wechselten, daß andauernd alte Provinzen verschwanden, neue auftauchten. Ganz anders innerhalb der Bronzezeit, d. h. etwa 2000—750 v. Chr.: da vereinigten sich jene zahlreichen Provinzen zu drei großen Kulturgebieten. Es waren das: 1. ein westliches und südwestliches, das ich das keltische nenne; 2. ein östliches und südöstliches, das ich das illyrische nenne; und 3. als südwärts gerichteter Keil mitten zwischen beiden, von der Ems im Westen bis zur Oder und später bis zur Weichsel im Osten und nordwärts über Skandinavien sich fortsetzend: das germanische Gebiet.

Noch anders war es in der frühen Eisenzeit, d. h. von 750 v. Chr. bis um Christi Geburt: da erobern die Germanen das Illyriergebiet Ostdeutschlands und ganz Polens, ebenso das keltische Nordwestdeutschland bis nach Belgien hinein, schließlich das Mittelrheingebiet. Doch fehlt ihnen noch das ganze frühere Österreich und ebenso Süddeutschland. In sich selbst aber zeigen nun die Germanen einen offenkundigen kulturellen Gegensatz zwischen einem im Westen und in der Mitte Norddeutschlands angefessenen größeren Volksteile und einem in Nordostdeutschland und Polen angefessenen kleineren Volksteile. Man nennt diese beiden großen Stammesgruppen, zwischen denen die untere Oder die Grenzscheide bildet, Westgermanen und Ostgermanen. Den Gegensatz von West- und Ostgermanen hatte die Sprachforschung schon vor langen Jahrzehnten festgestellt, jedoch erst für die Zeit des vierten Jahrhunderts n a c h Chr. aus der Sprache der gotischen Bibelübersetzung Ulfilas nachweisen können, während die Archäologie erkannt hat, daß sein Entstehen schon in den Anfang des ersten Jahrtausends v o r Chr. fällt, also fast anderthalb Jahrtausende früher.

Gehen wir noch einen kleinen Schritt abwärts, in das erste Jahrhundert n a c h Chr., so zeigt die Archäologie, daß um diese Zeit die Germanen Mähren und Böhmen hinzugenommen haben.

Um auf archäologischem Wege die einzelnen Völkerschaften aus der Gesamtheit der Germanen für ein bestimmtes Jahrhundert herauszuschälen zu können, brauchen wir eine vollständig ausgeführte Siedlungskarte dieses Zeitabschnitts, d. h. eine solche Karte, die sämtliche durch Alttertumsfunde bezeugten Siedlungsstätten jener Zeit aufweist. Aus einer solchen archäologischen Siedlungskarte kann man die oft nur in unbedeutenden Erscheinungen voneinander abweichenden Kulturprovinzen des Gesamtgebietes in Umfang und Grenzen klar vorführen. Jede eigene, noch so kleine Kulturprovinz bedeutet aber einen eigenen Stamm. Schon länger arbeite ich an einer Karte der germanischen Siedlungsstätten des ersten Jahrhunderts n. Chr., habe sie aber leider für den Druck noch nicht ganz vollenden können, doch steht mir ihr Bild vor Augen.

Vergleichen wir nun das Ergebnis einer solchen noch unveröffentlichten Kultur- und Siedlungskarte etwa der ersten 150 Jahre n. Chr.

mit den Nachrichten der griechisch-römischen Schriftsteller über die germanischen Stämme dieser Zeit, vor allem des Tacitus und des Ptolemaios, so stellt sich sowohl im Ganzen, als in den größeren Einzelheiten eine überraschende Übereinstimmung beider Quellenarten heraus. Nur daß die Archäologie die Grenzen der einzelnen größeren Völkerschaften weit bestimmter und klarer hervortreten läßt, als dies die Nachrichten der fremden Geschichtschreiber tun, die unbestimmter lauten und oft nicht genau den Zeitpunkt erkennen lassen, aus dem sie stammen und für den sie allein richtig gewesen sind. Betrachten wir zu dem Zwecke die um 150 n. Chr. von dem griechischen Astronomen und Geographen Ptolemaios entworfene Karte Germaniens, d. h. des Landes zwischen Ostsee nebst Nordsee und Donau einerseits, zwischen Rhein und Weichsel anderseits (Abb. 1). Sie ist gefüllt mit einer solchen verwirrenden Überfülle von Völkerschafts- und Ortschaftsnamen, daß diese sich ganz unmöglich alle auf einer modernen Karte sinngemäß unterbringen lassen, zumal jene Namen, die sonst nirgends und auch in späteren Jahrhunderten niemals mehr genannt werden.

Beschränkt man sich darauf, nur die Völkerschaftsnamen dieser noch sehr unvollkommenen Karte des Ptolemaios auf ein heutiges Kartennetz von Deutschland zu übertragen und fügt man noch die bei Ptolemaios nicht erwähnten Völkerschaftsnamen hinzu, die Tacitus um 100 n. Chr. überliefert, so erhält man ein Kartenbild (Abb. 2), das zwar nicht ganz so verwirrend wirkt, wie die vollständige Ptolemaios-Karte, doch immer noch eine Menge von Namen enthält, die nur mit Not und Zweifel irgendwo unterzubringen sind. Freilich tritt dieser nachteilige Umstand auf der hier wiedergegebenen, übrigens schon vor Jahrzehnten hergestellten Karte nicht so deutlich hervor. Das liegt daran, daß ihr Verfasser sich sehr oft mit dem Kunstgriff geholfen hat, solche schwer unterzubringenden Namen als zweite oder gar dritte Namen von Völkerschaften einzuzeichnen, die gleichzeitig unter anderen, bekannteren Namen in der Karte aufgeführt werden. Durch solche Gleichsetzungen ist sein Kartenbild naturgemäß weit lichter geworden, als es eine getreue Wiedergabe der Überlieferung ermöglicht hätte. Doch ist es nicht zu billigen, wenn der Überlieferung auf solche Weise Gewalt angetan wird.

Die Archäologie dagegen beschäftigt sich nicht mit kleinen und kleinsten Stammesplittern, sondern weist überall nur größere Völkerschaften nach und kann diese stets auch mit solchen Namen gleichsetzen, die später noch, in der Zeit der germanischen Völkerwanderung, eine Rolle spielen. Das zeigt gerade jene erwähnte noch unveröffentlichte Karte des ersten Jahrhunderts n. Chr. Als schwachen Ersatz für jene vollständige Siedlungskarte führe ich eine solche aus genau derselben Zeit vor (Abb. 3), die jedoch nur die *W a f f e n - f u n d e* angibt und daher überall dort, wo die Bestattungssitte die Beigabe von Waffen in das Mannesgrab verbietet, leere Gebiete aufweisen muß: so in Westpreußen, Pommern, Hannover. Ein solcher vorläufiger, unvollkommener Ersatz soll nur die Möglichkeit ungefährender Veranschaulichung dessen bieten, was die eigentliche Siedlungskarte lehrt.

Diese zeigt, daß es sich bei den *O s t g e r m a n e n* nur um sechs größere Stämme handelt; von Süden nach Norden gezählt: 1. eigentliche Wandalen in Schlesien östlich der Oder, in Südposen und in Süd- und Ostpolen samt Galizien nebst silingischen Wandalen in Schlesien westlich der Oder; 2. Burgunden in Mittel- und Nordposen und Nordwestpolen; 3. gotische Gepiden in ganz Westpreußen und im östlichen Hinterpommern; 4. eigentliche Goten am Frischen Haff und im ostpreußischen Samland; 5. Rugier im westlichen Hinterpommern; 6. Lemonier in Vorpommern und Rügen.

Alle diese Stämme sind kulturell durchaus andersartig, als die Westgermanen, sowohl in ihren Bestattungssitten, als in der Gestalt ihrer Geräte, ihres Schmucks und ihrer Tongefäße. Aber auch unter sich bieten die einzelneren ostgermanischen Stämme nach denselben Seiten hin ganz verschiedene Kulturbilder. So sind die Nordstämme, besonders die Gepiden und Goten Meister in der Formgebung der Gewandnadeln (Fibeln), von denen nur je eine aus der Gruppe der Fibeln mit Rollenkappe, d. h. mit einem unter die federnde Spiralle auf beiden Seiten sich legendem Deckblech (Abb. 4), und aus der Gruppe der sogenannten stark profilierten Fibeln, diese besonders reizvoll im Aufbau (Abb. 5), vorgeführt werden mag. Dagegen sind wiederum die Südstämme, besonders die Wandalen, Meister in der Schöpfung gefällig geformter und geschmackvoll verzierter Tongefäße.











Bei ihnen allein findet sich das in Linien gezogene und oft noch mit Punktierung oder Schrägstrichelung gefüllte Mäanderband, das mit

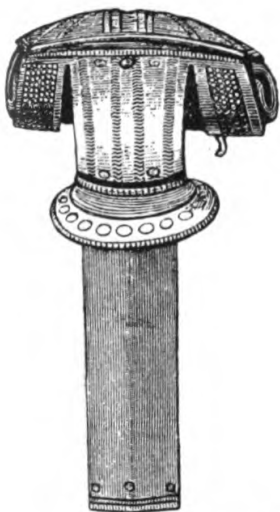


Abb. 4 a, b $\frac{1}{1}$. Westpreußen.
1. Jh. nach Chr. Silber.

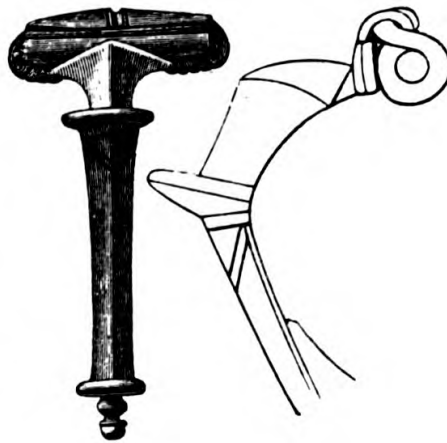
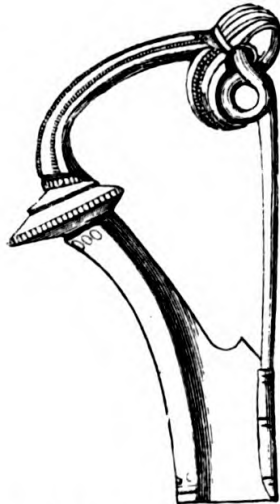


Abb. 5 a, b $\frac{1}{2}$ u. $\frac{1}{1}$. Ostpreußen.
Bronze; um 100 nach Chr.



Abb. 6. $\frac{1}{5}$. Neudorf, Kr. Breslau.

seiner weißen Füllung auf der glänzend schwarz gehaltenen Gefäßwand äußerst wirkungsvoll sich ausnimmt (Abb. 6, 7). Selbst in

einem so unscheinbaren Gerät, wie dem Reitersporn, unterscheiden sich Ost- und Westgermanen scharf. Jene halten an der Form des im ersten Jahrhundert v. Chr. in Mitteleuropa erfundenen Knopf-



Abb. 7. Pöpelwitz, Kr. Breslau. 2. Jahrh. nach Chr.

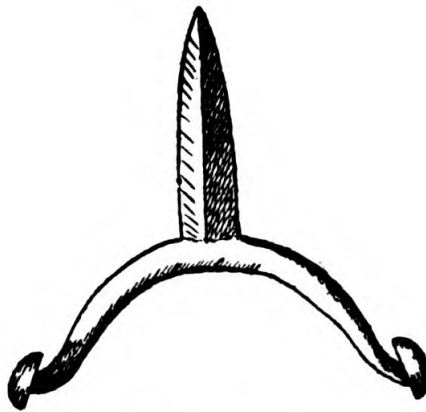


Abb. 8. $\frac{2}{3}$. Prov. Posen (nach Jahn).

sporns — so genannt, weil sein Bügel beiderseits in einen Knopf endigt — auch in den späteren Jahrhunderten strengte fest (Abb. 8, 9),

während die Westgermanen etwa um Christi Geburt die Knopfform durch Verflachung und flügelartige Verbreiterung der vorher stab-

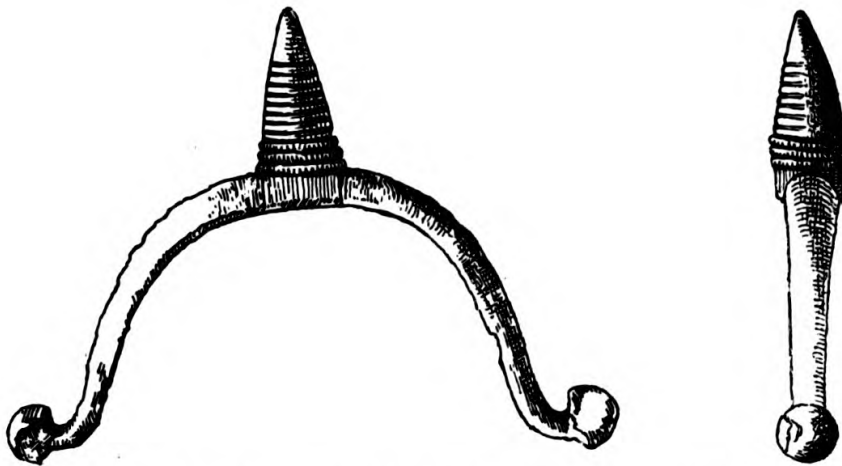


Abb. 9, a, b, $\frac{2}{3}$. Ostpreußen (nach Jahn). 1. Jahrh. nach Chr.
Breit- und Schmalseite.

förmigen Bügelarme und unter Ersatz der Endknöpfe durch eingeschmiedete Nietköpfe zu der Form des Stuhlsporns umbilden (Abb. 10—12).



Abb. 12 $\frac{1}{1}$. Hinterpommern.
Ende des 2. Jahrh. nach Chr.



Abb. 10. $\frac{3}{4}$. Mecklenburg.
1. Jahrh. nach Chr.

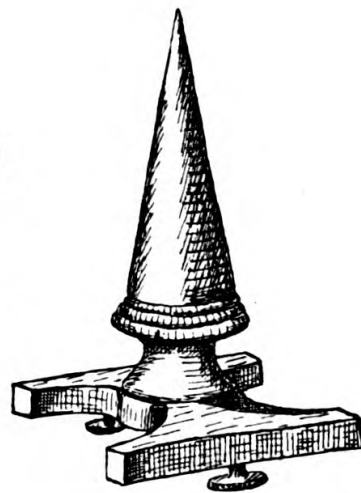


Abb. 11 $\frac{1}{1}$. Mecklenburg.
1. Jahrh. nach Chr.

Bei den Westgermanen kann man auf Grund der archäologischen Karte des ersten Jahrhunderts n. Chr. deutlich die drei großen geschichtlich bezeugten Stammesbünde scheiden: Irminonen, Ingwäonen und Isthwäonen.

Die Irminonen sind die swebischen Elbgermanen, die sich vom Leithagebirge Niederösterreichs über Mähren und Nordböhmen im gesamten Elbgebiet abwärts bis nach Ostholstein erstrecken. Sie sind deutlich geschieden in fünf größere Stämme; von Süden nach Norden gezählt 1. Quaden in Mähren; 2. Markomannen in Böhmen; 3. Hermunduren im Süden der Provinz Sachsen und im Nordwesten des Freistaats Sachsen; 4. Semnonen in Altmark und Nordwestbrandenburg; 5. Langobarden in Nordosthannover, Ostholstein und Westmecklenburg.

Auch die swebisch-irminonischen Elbgermanen sind durch bezeichnende Züge in deutlichster Weise gegen die Ostgermanen, in weit geringerem Maße aber auch gegen die übrigen Westgermanen kulturell geschieden. Wie für die Wandalen sind auch für die Elbgermanen Mäanderurnen ein untrügliches Zeugnis. Während aber die Wandalen, wiederum zäh konservativ wie im Falle der Sporen, an dem schon im ersten Jahrhundert v. Chr. bei ihnen, wie bei den Elbgermanen aufgekommenen Linienmäander festhalten, entwickeln die Elbgermanen seit Christi Geburt sowohl andere Muster des Mäanders, als auch führen sie diese Muster technisch anders aus, indem sie zu der verbesserten Weise der Rädchen Technik fortschreiten. Es entstehen so nicht mehr vollgezogene, sondern nur punktierte Linien (Abb. 13).

Ebenso zeigen sich eigene Abarten der Sicherheitsnadeln (Fibeln) bei den Elbgermanen. Auch sie besitzen, neben anderen Fibelgruppen, solche mit zweilappiger Rollenkappe, ähnlich wie die Ostgermanen; aber ein nie täuschender Unterschied fällt hier sofort auf zwischen ost- und westgermanischen Erzeugnissen. Die unter dem Oberteil der Fibel, dem Bügelkopf, befindliche Spiralrolle wird nämlich in dieser Zeit stets so hergestellt, daß der Spiraldraht zuerst auf der linken Seite des Bügelkopfs von der Mitte her nach außen hin gerollt wird, dann in langgestreckter Bahn über den Bügelkopf hinweg auf die rechte Seite hinübereilt und hier umgekehrt von außen

nach innen, zur Mitte hin, gerollt wird, um dort in die nach unten gerichtete Nadel überzugehen. Den Teil des Spiraldrahts, der vom linken Außenende zum rechten Außenende der Spiralrolle über-



Abb. 13. Nienbüttel, Prov. Hannover.

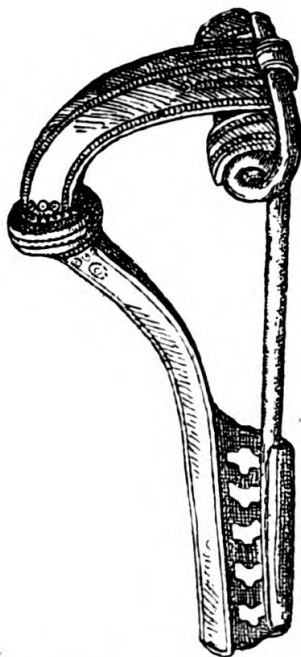


Abb. 14. $\frac{1}{1}$. Jütland.
Beginn des 1. Jahrh. nach Chr. Silber.

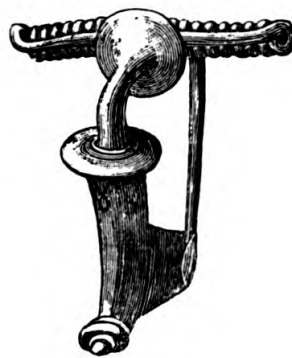


Abb. 15. $\frac{1}{1}$.
Prov. Hannover.
Silber.

springt, nennt man die Sehne. Damit nun diese Sehne beim Gebrauch der Gewandnadel sich nicht verbiegt, wird sie durch einen aus dem Bügelkopf hervorstehenden Haken in ihrer Lage festgehalten. Dieser Haken ist bei der westgermanischen Gruppe der Rollenkappenfibeln stets schmal und kurz (Abb. 14), bei der ostgermanischen Gruppe wird er zu einer die Rolle in ihrer ganzen Länge bedeckenden Hülse (Abb. 4). Ganz ähnlich unterscheiden sich west- und ostgermanische Sicherheitsnadeln der stark profilierten Gruppe durch Haken (Abb. 15) und durch Hülse (Abb. 5). Von den Unterschieden zwischen west- und ostgermanischen S p o r e n war bereits die Rede.

Um nun von dem Irminonenbunde zu den anderen Westgermanen fortzuschreiten, betrachten wir eine archäologische Sonderkarte der Siedlungen Nordwestdeutschlands im ersten und zweiten Jahrhundert n a c h C h r. (Abb. 16). Sie enthält vom schwedisch-irminonischen Bereich nur den nördlichsten Teil, das Langobardenland. Ein Ödlandsgebiet trennt nach germanischer Sitte, von der ja Cäsar berichtet, in Holstein die irminonischen Langobarden Ostholsteins, deren Siedlungen durch Kreuze bezeichnet sind, von dem hier beginnenden I n g w ä o n e n b u n d e, dessen Siedlungen Kreise kennzeichnen. Nordwärts bis an diese Ödlandsgrenze erstreckt sich in dichter Häufung das Gebiet der elbgermanischen Urnen, die mit dem in Rädchen-technik ausgeführten Mäander geschmückt sind. Sobald wir über die Ödlandsgrenze in das Gebiet der Ingväonen eintreten, hören diese Mäanderurnen auf und machen einer ganz andersartigen Tonware Platz. Zu den Ingväonen gehören zunächst die S a c h s e n in Westholstein; 2. nördlicher, durch ein wüstes Gebiet nördlich der Eider von den Sachsen getrennt, die A n g e l n, deren Gebiet in Südschleswig noch heute das Land Angeln heißt; 3. in Nordschleswig, Südjütland und Fünen der Stamm der W a r n e n; 4. in Mittel- und Nordjütland die J ü t e n. — Westlich der Elbe an der Nordseeküste bis zur Emsmündung erstreckt sich 5. das Land der C h a u k e n, das sowohl im ersten Jahrhundert v o r C h r., wie im dritten bis vierten Jahrhundert n a c h C h r. dichte Besiedlung aufweist, im ersten bis zweiten Jahrhundert n a c h C h r. aber, offenbar infolge starken Drängens des Stammes nach Westen, auffallend dünn bevölkert ist. — Auch südlich der sehr unruhigen, kriegerischen Chauken erscheint

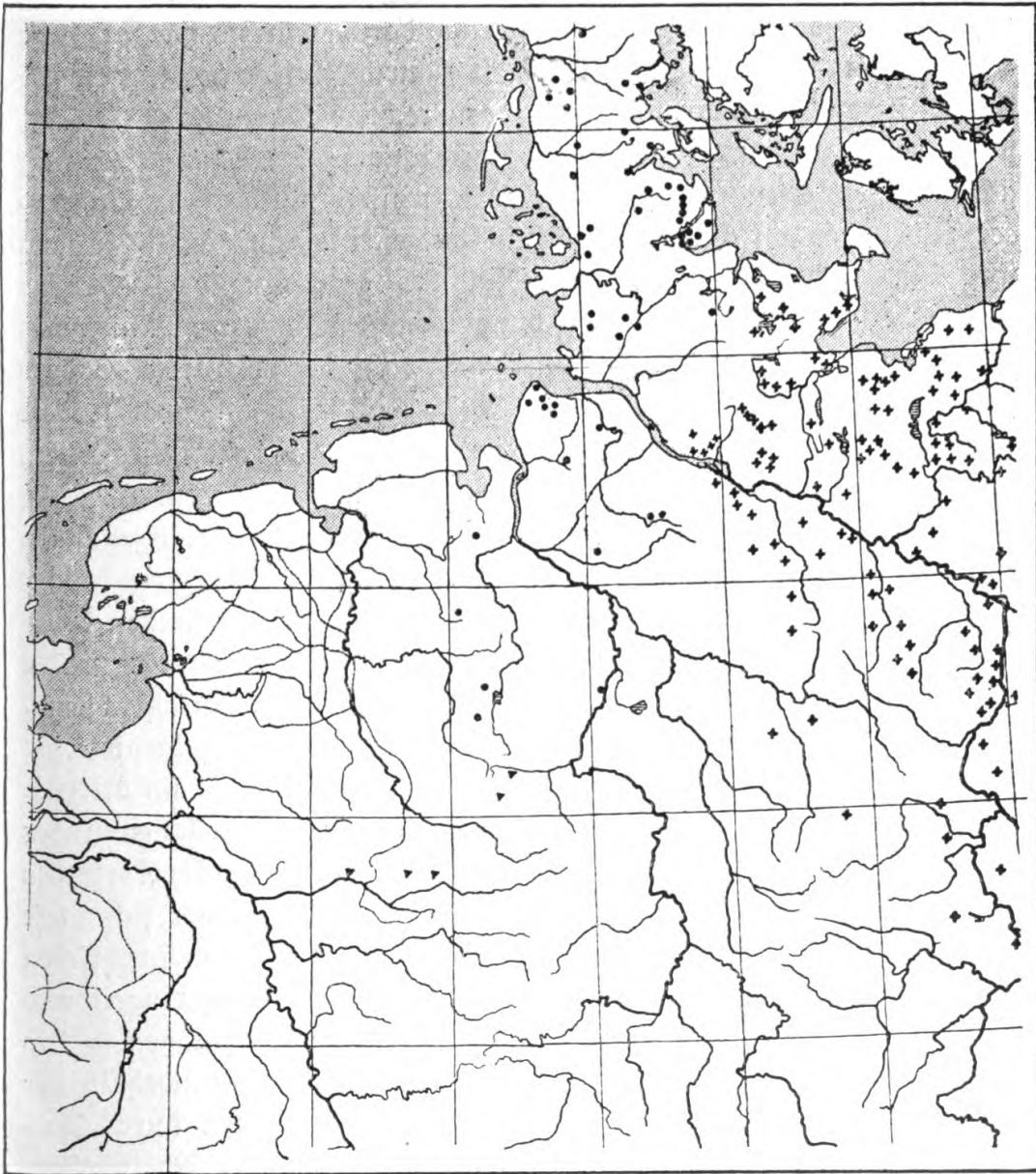


Abb. 16. Germanische Siedelungen des 1. und 2. Jahrh. nach Chr. in Nord-
westdeutschland (nach Plettke).

das Land äußerst lückenhaft besiedelt; da wohnten 6. die Angri-
warier, deren Name im heutigen Engern fortlebt, westlich der
Wefer.

Noch weiter südwestlich beginnt der westlichste der drei westgerma-
nischen Bünde, der Istwäonenbund. Zu diesem müssen auch
schon die Brukterer, zu beiden Seiten der oberen Ems wohn-

haft, gehört haben, obwohl die Geschichte darüber nichts meldet. Ihre Wohnorte sind auf der Karte (Abb. 16) durch Dreiecke bezeichnet. Die istwäonischen Germanenstämme des rechten Rheinufer können, wenn man nur den geschichtlichen Nachrichten folgt, überhaupt nicht sicher eingezeichnet werden: sie haben zweifellos infolge andauernder Störungen durch die am Rhein aufgestellte römische Besatzung ihre Sitze oft verlassen. Leider zeigt sich hier auch der gebirgige Boden der archäologischen Forschung wenig zugänglich. Nicht verschwiegen werden darf aber außerdem, daß die rheinische Bodenforschung in echt deutscher einseitiger Verbohrtheit ein Jahrhundert lang nur den Spuren der Römer, ihren Villen, Straßen, Kastellen, dem Limes-Grenzwall, kurz alledem, was man mit dem so schön klingenden Namen „Römisch-Germanisch“ bezeichnet, nachgegangen war, alle germanischen Funde aber mit völliger Verachtung behandelt hatte, ein Unfug, der erst in neuester Zeit zu einem kleinen Teile abgestellt worden ist. — Immerhin zeigt die Waffenkarte des ersten bis zweiten Jahrhunderts n a c h Chr. (Abb. 3) eine Anzahl germanischer Fundorte auch am rechten Rheinufer und im Moselgebiete. — Stärkere germanische Ansiedlung finden wir jedoch erst am Mittelrhein, wo aber nicht mehr Völkerschaften des Istwäonenbundes wohnten, sondern swebische Stämme. Wie die Waffengräberkarte des ersten Jahrhunderts v o r Chr. angibt (Abb. 17), hatten sich diese M a i n s w e b e n schon um 100 v o r Chr. von dem swebischen Hauptstamme an der Elbe gelöst und waren durch Thüringen und Kurhessen zunächst nach der oberhessischen Wetterau gezogen — ich nenne nur die große Siedlung in B a d N a u h e i m unterhalb der Nordostecke des Taunus, auf der Karte hervorgehoben durch Umkreisung des Punktes — um dann alsbald weiter über Rheinhessen, Hessen-Starckenburg, Rheinpfalz und Unterelsaß sich auszudehnen. Einen Namen von weltgeschichtlicher Bedeutung errang sich hier zu Cäsars Zeiten sein gefährlicher Gegner, der Swebenfürst Ariovist, der die Gesamtheit der Germanen am linken Oberrheinufer unter seiner Herrschaft vereinigte und dessen Sitz wahrscheinlich die Wangionenhauptstadt Worms war.

Archäologisch wird der Weg der Auswanderung der Elbsweben nach dem Mittelrhein bezeugt durch das Vorkommen gewisser fein-



toniger, dünnwandiger, hartgebrannter Gefäße von guter Drehscheibenarbeit. Sie sind in ihrem Aufbau schön gestaltet und am Oberteil durch flach gewölbte Wülste gegliedert, die wieder durch Furchen oder durch ganz schmale Wülste voneinander getrennt sind. Der teils scharfe, teils matte Glanz tiefschwarzer Färbung des Tons bildet meist den einzigen Schmuck der Wandung; sonst sind Verzierungen höchstens noch in der Weise hergestellt worden, daß glänzend polierte Linien eingestrichen sind, die sich aus dem matteren Grunde wirkungsvoll abheben (Abb. 18—20). Diese vorgeschrittene

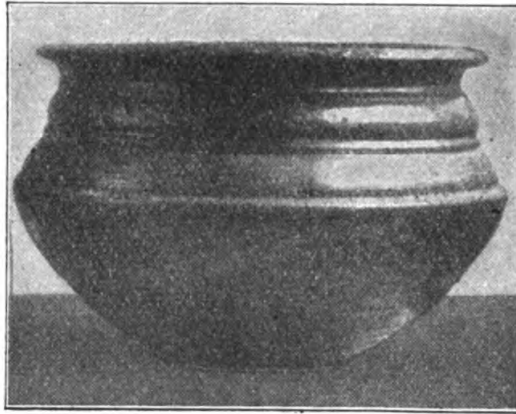


Abb. 18. Etwa 14. Lindau, Kr. Serbst, Anhalt.

gedrehte Tonware der Sweben Mitteldeutschlands kennen weder die nördlicheren Sweben von Mittel- und Niederelbe, noch die anderen Westgermanen und ebensowenig die Ostgermanen, mit Ausnahme einiger ganz seltener bei den Wandalen erscheinenden Fälle. Es ist keine Frage, daß diese Tonware unter dem Einfluß der im südlichen Thüringen und in Nordböhmen damals noch ansässigen keltischen Bevölkerung bei den ihnen benachbarten Germanen emporgekommen ist. Doch läßt sich die germanische Ware durch gewisse Besonderheiten der Formgebung von der verwandten keltischen unterscheiden, ein Beweis auch, daß jene germanische Ware nicht etwa bloß durch den Handel von keltischer Seite herübergekommen, sondern einheimische Arbeit ist. Sehr zahlreich erscheinen nun solche schönen Gefäße, namentlich im letzten Jahrhundert v. Chr., in dem langgestreckten Gebiete von der Mittel- elbe bei Bodenbach her durch Staat und Pro-

vinz Sachsen nebst Thüringen nach Hessen-Nassau und Rheinheffen, sowohl in Gräbern wie auf Ansiedlungen, und bezeugen das Vordringen der Elbsweben auf diesem Wege.



Abb. 19/20. Etwa $\frac{1}{5}$. Wiesbaden.

Während die ungemein starke Kulturhinterlassenschaft der Main- und Mittelrhein-Sweben in Oberheffen und Rheinheffen von dichtester Besiedlung dieser Landstriche zeugt, wird sie in der Rheinpfalz sehr spärlich, um dann im Unterelsaß nur noch ausnahmsweise zu erscheinen. Doch konnte ich bereits vor zwei Jahrzehnten hinweisen auf den Bügel einer Bronzefibel der Spätlatènezeit aus einem Grabe

bei Niedernmodern, am Zusammenstoßpunkte der Kreise Zabern, Hagenau und Straßburg gelegen (Abb. 21). Dieser Fibelbügel trägt zwei Kugelerhöhungen mit eingetieften Kreuzen, die mit „Blutemail“ gefüllt sind. Derartige Fibern sind sonst nur aus dem

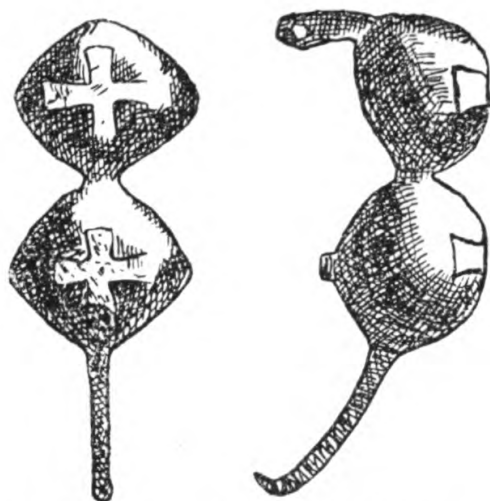


Abb. 21. $\frac{3}{4}$. Niedernmodern bei Hagenau.

swebischen Nordbrandenburg, Mecklenburg-Strelitz und Vorpommern bekannt und so erweist die Fibel von Niedernmodern mit voller Sicherheit den Zusammenhang der unterelsässischen Swebenbevölkerung mit der Urheimat der Sweben.

Über die Geschichtsquellen hinaus kann die Archäologie noch die Siedlungen der nur aus ein paar römischen Inschriften erschlossenen *Necarjweben* aufweisen, besonders stark für das erste Jahrhundert nach Chr., wie die Wassenkarte dieses Zeitabschnittes (Abb. 3) veranschaulicht. In noch weit höherem Maße als bei der Main- und Rheinsweben läßt sich bei den Necarjweben aus dem Gräberinhalte kulturelle Übereinstimmung mit dem Ausgangslande erkennen. Sie besitzen, soweit sie nicht durch nordgallisch-römische Beeinflussungen beeinflusst sind, was wesentlich nur, aber auch nur teilweise, in der Tongefäßware der Fall ist, noch eine fast rein elbswebische Zivilisation. Das zeigen die Rollenkappen-Fibern, die Trinkhornbeschlüge, die Schnallen mit eingerollten Bügelenden, die halbmondförmigen Rasiermesser, Scheren und geschweiften Stiel-

messerchen, vor allem aber die Waffen: die kleine Streitart, die schmalen, scharfen Lanzenspitzen („Framea“) und der kleine kreisrunde oder ovale, aus schmalen, dünnen Brettchen zusammengesetzte und durch bronzene Randbeschläge zusammengehaltene Schild, in dessen Mitte vorn der eiserne Schildbuckel sitzt, der den rückwärts darunter befindlichen Griff und die diesen umfassende Linke des Kriegers schützen soll (Abb. 22). Der den stabförmigen Holzgriff sichernde eiserne Beschlag, die sog. Schildfessel, hat einen bandförmigen, langen Mittel-

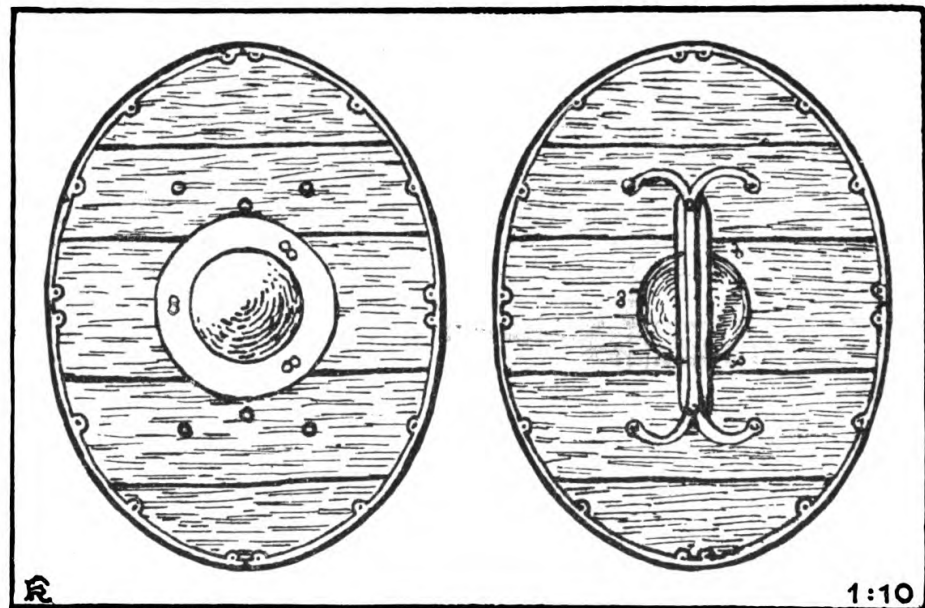


Abb. 22. Feudenheim Bez.-U. Mannheim, Baden nach (K. Schumacher, ergänzt von G. Kossinna)

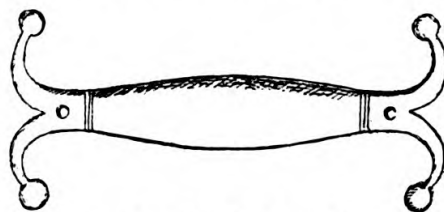


Abb. 23. $\frac{1}{3}$. Röpersdorf, Kr. Prenzlau, Prov. Brandenburg.

teil, dessen Enden sich in je zwei nach außen gebogene Äste spalten. Diese seltene Schildfesselform ähnelt durchaus einem in der Uckermark gefundenen Stücke (Abb. 23), das aus etwa fünfzig Jahre älterer Zeit stammt, also eine Vorläuferart für die Schildfessel vom Neckar darstellt.

Ich muß mir in diesem ersten, rasch vorwärtseilenden und mehr nur einleitenden Teil dieser Schrift es versagen, die archäologischen Belege für meine Aussagen, die Funde als Grundlage für die Abgrenzung der Kulturprovinzen, weiterhin auch nur mit Worten so eingehend zu schildern oder gar im Bilde vorzuführen, wie es eine Sonderdarstellung dieses Gesichtspunktes verlangen würde. Man könnte heute hier schon recht ausführlich werden und viele neuen Ergebnisse der archäologischen Forschung mitteilen. Indes muß das bisher Vorgeführte hier als Beweis dafür ausreichen, daß wir erst durch die archäologische Fundkarte in die Lage kommen, die Nachrichten über die Sitze und den genauen Umfang des Gebietes der einzelnen germanischen Völkerschaften in frühgeschichtlicher Zeit volle Klarheit zu gewinnen. Sie bietet nicht nur ein getreues Spiegelbild, sondern ein bestimmteres und berichtigtes Abbild der frühgeschichtlichen Nachrichten über den gleichen Zeitraum. Schon im Jahre 1911 verfaßte ich eine kleine Gelegenheitschrift über „die Herkunft der Germanen“, worin ich im ersten Teile die Methode meiner siedlungs- und kulturarchäologischen Forschung ausführlich auseinandersetzte. Diese Forschungsweise befähigt uns, aus der frühgeschichtlichen in die vorgeschichtliche Zeit hinaufzusteigen und nach strengen Gesetzen auch hier Völkerschaften zu erkennen. Leitender Grundsatz ist hierbei: streng umrissene, scharfsich heraushebende, geschlossene archäologische Kulturprovinzen fallen unbedingt mit bestimmten Völker- oder Stammesgebieten zusammen. Und dieser Grundsatz steht um so fester, als er auch für spätere geschichtliche Zeiten der Germanen und ebenso für viele andere Völker des vorgeschichtlichen Europas mit gleichem Erfolge sich durchführen läßt. Nach dieser meiner Methode habe ich im zweiten Teile der eben genannten Schrift das Germanengebiet Schritt für Schritt in allen seinen Teilen zurückverfolgt, soweit es mit Hilfe meiner Methode möglich war. Ich gelangte dabei bis in den Beginn der Periode II der Bronzezeit, d. h. etwa bis 1800 v. Chr. — Diese äußerst knapp gehaltene Darstellung soll hier in etwas breiterer Form erneuert werden. Es erscheint dies um so mehr angebracht, als manche neuen, bisher unbekanntes Tatsachen und Gesichtspunkte hierbei zutage treten werden.

Gehen wir zunächst vom ersten Jahrhundert nach Chr. zurück ins erste Jahrhundert vor Chr., so zeigt eine Karte der ostgermanischen Siedlungen dieses Zeitabschnittes (Abb. 24), daß jetzt weder Goten in Ostpreußen, noch Gepiden im Weichselgebiet mehr erscheinen: beide wohnten damals noch in Mittelschweden im Öster- und Westergötalande, ihrer Urheimat, von wo sie erst um Christi Geburt nach der Weichselmündung übersiedelten. Vielmehr haben wir es an der Weichsel wie im Hauptgebiete Hinterpommerns jetzt fast nur mit Burgunden zu tun, deren Gebiet durch die kräftige Bogenlinie ost- und südwärts begrenzt wird. Nur das Weichselmündungsdelta und das östliche Hinterpommern nehmen Rugier ein. Das ganze übrige Gebiet östlich und südlich der Burgundengrenze ist Wandalenland. Für die Siedlungen der Wandalen in Polen entspricht diese Karte freilich nicht mehr unserer heutigen erweiterten Kenntnis.

Bleiben wir vorläufig bei den Ostgermanen, so zeigt ein Vergleich der beiden östlichen Linien VI und III meiner neuen Karte über die wechselnden Grenzen der Ostgermanen (Abb. 25), daß die Ostgrenze der Ostgermanen nicht erst seit dem dritten bis vierten Jahrhundert nach Chr., sondern schon im ersten Jahrhundert vor Chr. östlich des Buglaufs in Polen lag. Für den noch weiter zurückliegenden Teil der frühen Eisenzeit, von 750—150 v. Chr., stellt sich das waarecht linierte oder gestrichelte Gebiet zu beiden Seiten fast des gesamten Weichsellaufs als kulturell völlig einheitliches dar: es wird durch die Sitte kleiner Steinkistengräber und durch eiaenartige Urnen gekennzeichnet, die in ihrer Oberhälfte einen menschlichen Oberkörper nachbilden, s. a. „Gesichtsurnen“. Es fehlen hier außer den Goten nunmehr auch die Burgunden und die Rugier, von denen erstere, die Burgunden, damals noch auf Bornholm und Südschweden, die Rugier noch in ihrer südwestnorwegischen Heimat saßen. Übrig bleiben für dieses große Siedlungsgebiet jetzt ausschließlich die Wandalen oder ihre Vorfahren, die man zu leichter Unterscheidung von jenen Nachfahren mit einem von Plinius überlieferten Namen „Wandilier“ zu nennen pflegt. Es sind schon richtige Ostgermanen, aber noch wenig gemischt mit zuströmender nordgermanischer, skandinavischer Bevölkerung, die, wie wir schon hörten, erst

später anlangte: Rugier, Burgunden, zuletzt Goten, und dann ein Hauptmerkmal ostgermanischen Volkstums wurde.

Schreiten wir nun über die Grenze der frühen Eisenzeit rückwärts in die Schlußperiode der Bronzezeit, ihre 5. Periode, die von 1000—750 v. Chr. fällt, so sehen wir die Südgrenze der Gesamtgermanen in Ostdeutschland durch die dick aufgetragene Linie I bezeichnet. Wir lernen daraus, daß die ostgermanischen Wandilier damals weder Schlesien noch Posen schon erobert hatten, daß aber ihr Gebiet nach Westen hin etwas weiter sich erstreckte, als in der unmittelbar folgenden frühen Eisenzeit. Denn ihre Westgrenze lag damals, wie es erst ums Jahr 100 n a c h Chr. von ihnen wieder erreicht wurde — und zwar trotz aller riesenhaften Ausdehnung nach Südosten bis ans Schwarze Meer erreicht wurde —: ihre Westgrenze, sage ich, lag an der unteren Oder, so daß die Ostgermanen ein zwar schmales, aber ziemlich lang gestrecktes Siedlungsgebiet ihr Eigen nennen konnten. — Sehr wichtig ist für die Periode V der Bronzezeit der Umstand, daß jetzt die ersten Anzeichen kultureller Ablösung der Ostgermanen von der Gesamtheit der norddeutschen Germanen bemerkbar werden.

Ehe wir die Verhältnisse der Bronzezeit weiter betrachten, sei erst noch der **W e s t g e r m a n e n** in der frühen Eisenzeit gedacht.

Wir wissen bereits, daß ums Jahr 100 v. Chr. die Elbsweben das gesamte Hessen-Darmstädtische Land nebst Rheinpfalz und unterem Neckargebiet eroberten. Und im Mosel- und Saargebiet hatte sogar schon hundert Jahre früher eine germanische Oberschicht die Herrschaft über das keltische Trevererland an sich gerissen. **V o r** dieser Zeit, d. h. zwischen 750 und 100 v. Chr., waren jedoch die Westgermanen hier erst wenig über die Grenzen hinaus vorgedrungen, die sie bereits am Ende der Bronzezeit, d. h. zwischen 1000 und 750 v. Chr., erreicht hatten und die durch die Linie V meiner Bronzezeitkarte bezeichnet wird (Abb. 52).

Nur an zwei Stellen sind demgegenüber wesentliche Fortschritte in der frühen Eisenzeit zu verzeichnen.

Einmal rücken die Elbgermanen südostwärts i m o b e r e n **E l b g e b i e t** bis an die Pforte des Elbdurchbruches bei Tetschen-Bodenbach hinein vor.

Der andere Punkt germanischen Vordringens liegt an der *Mündung der Lippe* in den Rhein, wo übrigens neuerdings Funde gemacht worden sind, auf Grund deren die Linie V (Abb. 52) ihren rechtwinkligen Knick bis an den Rhein bei Wesel vorschieben muß, ja wenn allerneueste Fundnachrichten sich bestätigen sollten, sogar noch ein wenig auf linksrheinisches Gebiet übertreten müßte. Hier stoßen die Nordwestgermanen bereits im sechsten Jahrhundert v. Chr. über Rhein und Maas nach Hollands Südspitze und eine Strecke nach Belgien hinein vor. Dort trifft ja nach einem halben Jahrtausend noch Cäsar nördlich der Ardenennen die *Germanicis rhenani*, jene linksrheinischen Germanen, die ihm bei der Eroberung Nordgalliens durch ihren unerschütterlichen Kriegswillen so gefährlich werden, daß er ihren Hauptstamm, die Eburonen, völlig auszurotten sich gezwungen sieht (vgl. Karte Abb. 2).

Wir können auch erkennen, auf welchen Wegen die Germanen in der Periode V sich in dauernden Besitz des Gebietes zwischen den Zügen des Wiehengebirges bei Minden und des Osning (Teutoburger Waldes) bei Bielefeld und Detmold gesetzt haben. Schon in der zweiten Periode der Bronzezeit, um 1600 v. Chr., hatten sie den Osning an seiner Nordwestecke umgangen und bis an die mittlere Ems und über das ganze Hasegebiet sich ausgebreitet, wie die senkrechte Strichelung der Bronzezeitkarte (Abb. 52) es angibt. Südlich von Minden dagegen wohnten im Wesertale damals noch Kelten, auf der Karte durch schräge Strichelung gekennzeichnet. Doch in der darauffolgenden Zeit, in Periode III (1400—1150), hatten die Germanen ihr vorhin erwähntes Neuland wieder unbefetzt gelassen und ihre Wohnsitze bis nahe an das westliche Weserufer zurückgezogen. In der Periode V der Bronzezeit, nahmen sie nun jenes Gebiet von neuem unter ihre Herrschaft, indem sie es von zwei Seiten her besetzten.

Betrachten wir dazu die Sonderkarte (Abb. 26). Ein germanischer Stamm drang von Norden her durch die Weserscharte bei Minden ins Gebiet der unteren Werre zwischen Wiehengebirge und Osning und weiter durch den Bielefelder Paß des Osning in die Niederungen der oberen Ems. Seine Siedelungen sind kenntlich an der Art seiner Gräber, die durchweg aus Urnenfeldern bestehen, d. h. Fried-



Abb. 24.

Die dickere Li

- I ——— Süd
- II -+ - Gre
- III - - - Gre
- IV - · - · Gre
- V - · · - Gre
- VI - · · · - Gre
- VII ○ ○ ○ ○ Ost



gez. D^r Andree.

DIE GRENZEN
 OSTGEBIETES
 G. KOS

höfen von zahlreichen, dichtgestellten Flachgräbern mit Leichenbrand (auf der Karte Abb. 26 durch kurze wagrechte Striche bezeichnet).

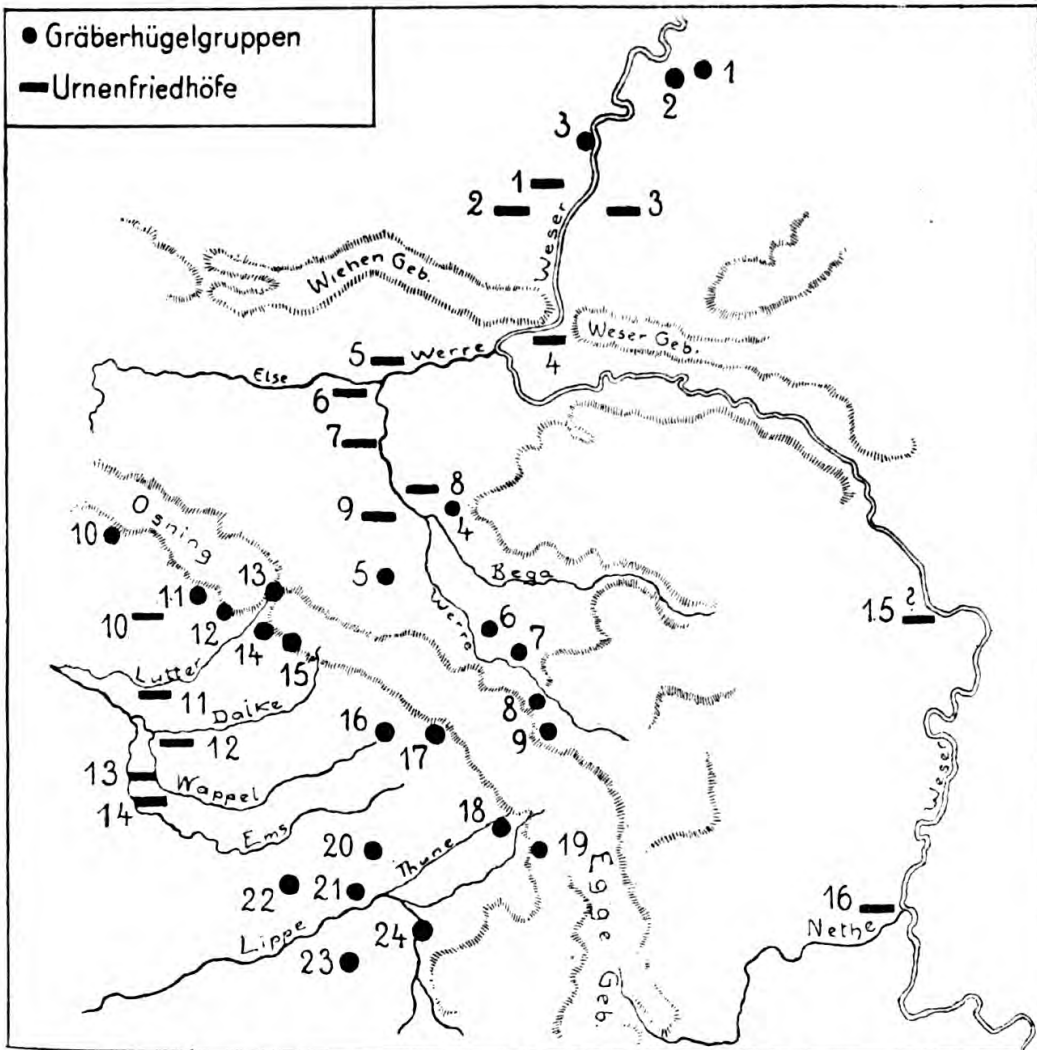


Abb. 26. Nordost-Westfalen in frühgermanischer Zeit: 1000-1 vor Chr. (nach A. Krebs).

Ein anderer germanischer Stamm, der von der unteren Ems her gekommen sein wird, wanderte gleichfalls um 1000 v. Chr. diesen Fluß aufwärts und besetzte die südlichen Gehänge des Osning und des östlich anschließenden Sippischen Waldes, sowie das Quellgebiet der Lippe. Hier finden sich überall Hügelgräber, auf der Karte durch dicke Punkte bezeichnet, keine Urnenfelder.

In der frühen Eisenzeit, also um 700 v. Chr., zog sich die westliche Abteilung des Urnenfelderstammes aus dem Quellgebiet der Ems ostwärts zu ihrem Hauptstamm zurück und überließ jenes Gebiet dem Stamm der Grabhügelleute, die nun auch das bisher noch leere Gebiet der oberen Werre besetzten.

Man hat in den Urnenfeldern des Werre- und Wesergebiets den Nachlaß der Cherusker, in den Grabhügeln südlich und nördlich des Osning den Nachlaß der Brukterer sehen wollen. Endlich sollen die seit etwa 600 v. Chr. nördlich des Cheruskergebiets auftauchenden Grabhügel (vgl. Abb. 26) dem Stamme der Angrivaren angehören. Vielleicht scheint eine solche Festlegung des Nachlasses kleinerer Germanenabteilungen auf Stammesnamen, die wir erst um Christi Geburt, also weit mehr als ein halbes Jahrtausend nach jenen besprochenen Vorgängen, als bestehend kennen lernen, gewagt zu sein. Immerhin kann man diese Aufstellung vorläufig gelten lassen. Auf jeden Fall ist der Gang der Ausbreitung der Germanen, die an dieser Stelle durch Vorrücken zweier verschiedener Stämme erfolgt ist, unzweifelhaft richtig erkannt worden.

Schreiten wir aus dem Wesergebiet ostwärts ins Gebiet der Niederelbe, so können wir hier innerhalb der frühen Eisenzeit den großen Völkerschaftsbund der *Irminonen* mit vollster Sicherheit an derselben Stelle wiedererkennen, wo er sich um Chr. Geb. durch sein weitgestrecktes, einheitliches Kulturgebiet, nämlich das der westgermanischen, elbswebischen Mäanderurnen, so klar kund gab. Nur daß jetzt nach Süden hin sein Gebiet weit weniger ausgedehnt ist. Denn ihm fehlen naturgemäß die erst um Chr. Geb. oder etwas früher gewonnenen Länder südlich des Sudetenkammes. Verblüffend genau dagegen zeigt sich seine alte Nordgrenze, die wieder Ostholstein einschließt, Westholstein und ganz Schleswig aber ausschließt. Außer Ostholstein umfaßt der Irminonenbund in dieser Zeit westlich der Niederelbe einen Teil von Osthannover, sowie Ostbraunschweig ostwärts der Linie Braunschweig—Wolfenbüttel, dann die Altmark. Östlich der Niederelbe gehören zu ihm die Lande Mecklenburg, Vorpommern, Hinterpommern bis zur Rega und dann der ganze Westteil der Provinz Brandenburg von der Prignitz über Ruppin, Havelland, Zauche bis zu den nieder-

lausischen Westkreisen Luckau und Kalau einschließlich der Westhälfte des Kreises Kottbus, so daß südlich der Breite Berlins der Spreelauf die Ostgrenze des Irminonenbundes bildet, während nördlich Berlins noch der Niederbarnim und die beiden ufermärkischen Kreise Templin und Prenzlau hinzukommen (nicht jedoch der Kreis Angermünde und der Oberbarnim, die einem kleinen germanischen Sonderstamm angehören, der sich auch noch östlich der Oder fortsetzt). Endlich sind auch noch die beiden Kreise Jerichow nebst dem anhaltischen Lande Zerbst irminonisch.

Dieses ganze große Gebiet sondert sich nach Norden, wie nach Westen und Osten kulturell sehr scharf ab, während in ihm selbst eine große Zahl typischer Züge überall gleichmäßig verbreitet sind. Wenn ich von diesen Typen hier auch nur eine Auswahl abbilden kann, so will ich doch alle hauptsächlichsten kurz aufzählen, um wenigstens dem Fachmann die Möglichkeit zu geben, die Richtigkeit meiner Aufstellung zu erkennen.

Gerade in den frühesten Jahrhunderten der Eisenzeit zeigen sich die meisten Übereinstimmungen innerhalb dieses Kulturgebiets. Für die Tonware sind kennzeichnend folgende sechs Formen:

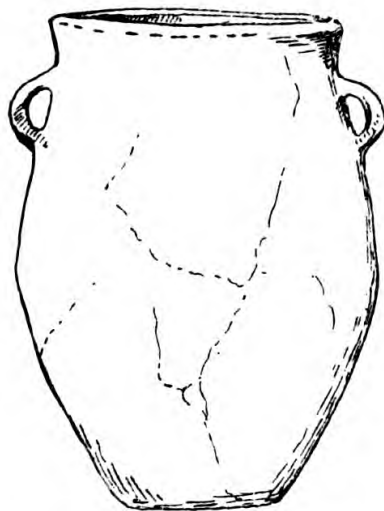


Abb. 27. $\frac{1}{6}$ Ostholstein (nach Knorr).

1. ein im Profil leicht geschweiften, tonnenförmiger, randloser, hoher Topf mit gerauhter Wandung aber glattem Hals und meist mit zwei Henkeln versehen, doch auch henkellos vorkommend (Abb. 27);

2. ein eiförmiger, nur mit geringer Halsbetonung gestalteter, randloser, henkelloser Topf;

3. ein hochhalsiges, randloses, henkelloses Gefäß mit breitem Bauch und enger Mündung, von derselben Form wie sie innerhalb der ostgermanischen Gesichtsurnenkultur erscheint (Abb. 28);



Abb. 28. $\frac{1}{6}$. Ostholstein (nach Knorr).

4. ein Gefäß in Doppelkegelform mit weiter Mündung (Abb. 29, 30);

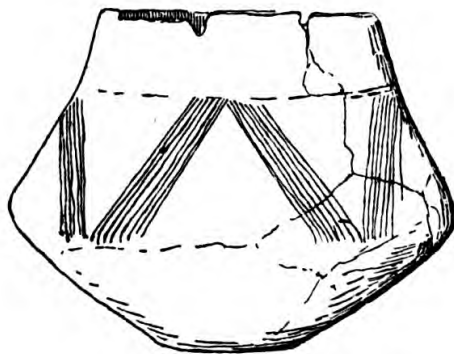


Abb. 29. $\frac{1}{6}$. Ostholstein
(nach Knorr).



Abb. 30. $\frac{1}{6}$. Ostholstein
(nach Knorr).

5. eine einhenkliche Kanne mit scharf abgesetzten, stark eingezogenem Halse; endlich

6. ein Gefäß mit kleinster Bodenfläche, breitem rundlichen Bauch, ein wenig einziehendem, fast steilem, oft auch hohem Halse

und breit ausladendem, schrägem, dünnem Rand, meist schwarz glänzend und sehr sauber gearbeitet, offenbar nach dem Vorbild getriebener Metallgefäße. Diese Form wird Todendorfer Typ genannt (Abb. 31, 32). Gemeinsam ist dem gesamten Gebiete auch die Eigen-

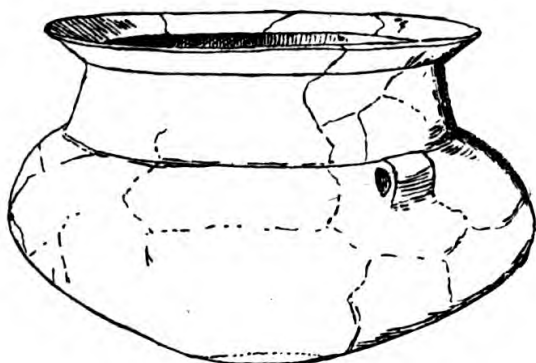


Abb. 31. $\frac{1}{8}$. Ostholstein
(nach Knorr).



Abb. 32. $\frac{1}{8}$. Ostholstein
(nach Knorr).

heit, das Deckelgefäß für die Urne bisweilen als eine den Urnenrand eng umfassende Kappe oder auch als einen in das Innere des Urnenrandes eingreifenden Stöpseldeckel zu gestalten (Abb. 33). Eine



Abb. 33. $\frac{1}{8}$. Ostholstein
(nach Knorr).

andere gemeinsame Eigenart, die nur in Ostholstein fehlt, ist die Sitte, den Leichenbrand oft nicht in einer Urne zu bergen, sondern ihn als völlig ungeschütztes „Knochenhäufchen“ neben den geopfertem Beigaben der Erde zu übergeben.

Mit Metallgeräten und überhaupt mit Beigaben sind die Gräber der frühen Eisenzeit nach dem Brauche dieser Zeit überall nur spärlich ausgestattet. Sie enthalten ausschließlich weiblichen Schmuck, der teils aus Bronze, teils — und dies noch häufiger — aus Eisen gearbeitet worden ist. Die Frauen des Irminonenstammes trugen fünferlei Sicherheitsnadeln (Fibeln), die in der Fachwissenschaft fol-

gende Namen führen: Tinsdähler Plattenfibeln (Abb. 34), Heitbracker Fibeln, Flügelnadelfibeln (Abb. 35), Sechsspiralscheiben-

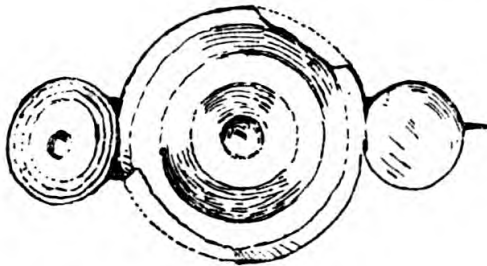


Abb. 34. $\frac{1}{2}$. Ostholstein.

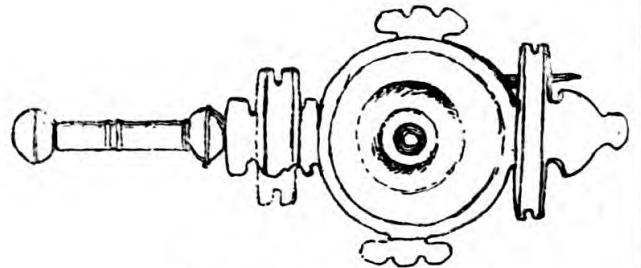


Abb. 35. $\frac{1}{2}$. Ostholstein.

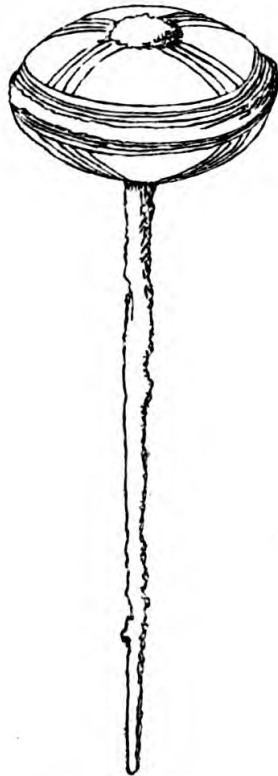


Abb. 36. $\frac{1}{2}$. Ostholstein.



Abb. 37. $\frac{1}{2}$. Ostholstein.



Abb. 38. $\frac{1}{2}$. Ostholstein.



Abb. 39. $\frac{1}{2}$. Ostholstein.



Abb. 41. $\frac{1}{2}$. Ostholstein.

(Abb. 34–39, 41 nach Knorr)

fibeln, Doppelpaukenfibeln, „Ulmärkische“ Fibeln (Abb. 40). An Nadeln sind Bombennadeln (Abb. 36), Flügelnadeln (Abb. 37) und „Holsteinische“ Nadeln (Abb. 38, 39) zu nennen. Eigenartig ist ein

Brustkettenschmuck aus Eisen (Abb. 40), dessen Kettenreihen am rechten und linken Ende in je ein ausgeschweift rechteckiges Eisenblech eingehängt sind, das durch eine daran befestigte Fibel, gewöhnlich eine „Altmärkische“, mit dem Gewande verbunden ist. Dieser Schmuck

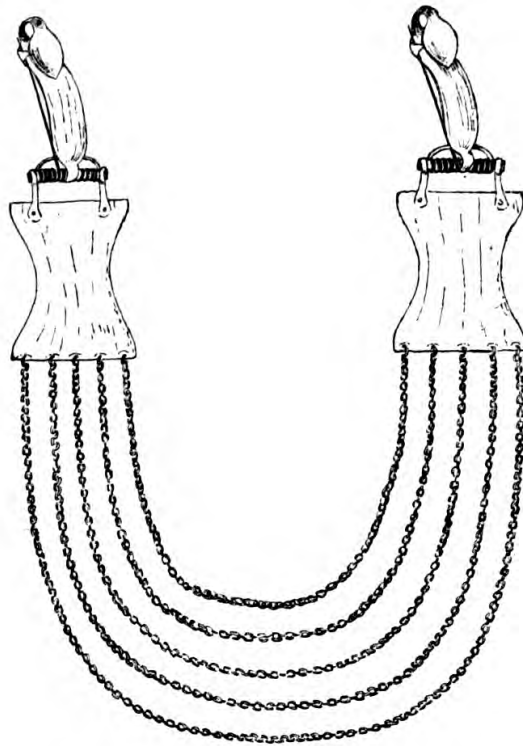


Abb. 40. Eiserner Brustkettenschmuck, hängend an „Altmärkischen“ Fibeln. Schematische Zeichnung, ausgeführt von Erich Goldbach.

ist, leider stets durch das Feuer des Leichenbrandes stark zerstört, zahlreich ans Licht gekommen in Ostholstein, Osthannover, in der Altmark, im Kreise Jerichow und in Westbrandenburg. Außerdem gehören zur weiblichen Grabesausstattung noch Bronzeblechohrringe, oft in erstaunlich großer Anzahl mitgegeben, in der Gestalt von Schildohrringen oder von Segelohrringen, später auch von Spiraldrahtscheibchenohrringen. Kennzeichnend für Zeit und Stamm ist auch ein Bronzegerät mit drei kreisförmigen Öffnungen, „Dreipaß“ genannt (Abb. 41). Endlich fehlten selten eiserne Gürtelhaken. Teils sind sie zungenförmig und an beiden Enden umgebogen, teils

nur am vorderen Ende umgebogen und dann entweder etwas breiter dreieckig und hinten eckig zugespitzt oder außerordentlich breit und lang, dreieckig mit gradem hinteren Abschluß und starker durchlaufender Mittelrippe oder auch ganz schmal mit hinten angenieteten quergestellten Haftarmen.

Verhältnismäßig selten erscheint im Irminonengebiet der frühen Eisenzeit eine Art von Tongefäßen, der für die Bestimmung der ersten Ausbreitung der Germanen nach Westen bis an den Rhein und über den Rhein die allergrößte Bedeutung zukommt, da sie geradezu eine Leitform hierfür darstellt. Das ist der **h o h e g e r a u h t e T o p f** mit **w e l l i g g e k n i f f e n e m R a n d e**, im Profil gewöhnlich leicht geschweift, seltener mit abgesetztem, einwärts geschwungenem Hals (Abb. 42) und Tupsenband auf der Schulter (Abb. 43), noch seltener ganz halslos (Abb. 44), vereinzelt auch in richtiger Urnenform mit stark geschwungenem Oberteil und höherem Halse.

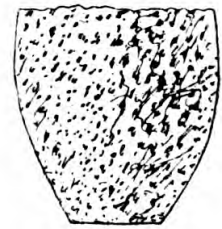
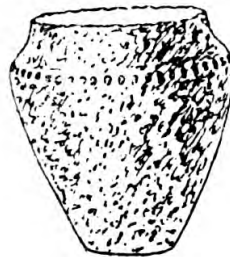
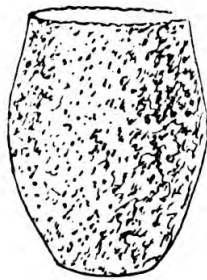


Abb. 42, 43. Schlederbrück Kr. Gütersloh, Westfalen.

Abb. 44. Stemmer Kr. Minden, Westfalen.

Auf recht selblichem Gebiet kenne ich davon nur einige Vertreter aus Ost- und Westhavelland (Eichstädt, Kriele) und aus Kreis Jerichow I (Schermen, Menz bei Königsborn) und II (Schmetzdorf); auch in der Altmark ist er nur ganz vereinzelt beobachtet worden (Tangermünde), ebenso im Saalegebiet (Kühren Kr. Kalbe a. S.). Häufiger dagegen erscheint er in den zahlreichen Friedhöfen, die den Nordabfall des braunschweigischen Elmgebirges umkränzen. Ein Außenposten ist dann ein Erscheinen in der Gegend von Celle im Lüneburgischen.

Dann folgen als westlichere, sehr reiche Fundorte des Rauhtopfes erst in weitem Sprunge die Gräberfelder des hannoverschen



Wesergebietes, was eine Folge des Umstandes ist, daß um die fragliche Zeit das Gebiet zwischen Braunschweig und der Weser überhaupt siedelungsleer ist. Das wichtigste Hügelgräberfeld dieser Zeit liegt dort bei Nienburg a. Weser und weiterhin, schon nahe der Oldenburger Grenze, folgt das ebenso bedeutende Urnenfeld Harpstedt a. Delme, Kreis Syke. Diese beiden Friedhöfe sind für die den Irminonen benachbarte westlichere Stammesgruppe geradezu namengebend, so daß man von einem Nienburg-Harpstedter Stil sprechen kann. Hügelgräber dieses Stils finden sich auch noch südöstlich des Dümmersees im Kreise Diepholz. Der Nienburg-Harpstedter Stil besitzt zwar einige nähere Beziehungen zum Irminonenstile, doch nur zu derjenigen etwas abgeblähten Färbung dieses Stils, wie sie in den braunschweigischen Gräberfeldern des Elmgebietes zutage tritt. Man wird also annehmen dürfen, daß von Braunschweig her eine bedeutende Auswanderung ins Wesergebiet stattgefunden hat.

Ebenso stark tritt unser führender Rauhtopf im Staate Oldenburg auf, so in den Ämtern Delmenhorst (Ganderkesee) und Vechta, besonders aber in dem südwestlichen Amte Cloppenburg. Schreiten wir westwärts weiter ins hannoversche Emsgebiet, so verläßt uns auch hier der treue Rauhtopf nicht. Vom nördlichen Kreise Leer über die Kreise Hümmling, Meppen, Lingen und Bentheim bis an die Grenzen des Münsterlandes ist er überall anzutreffen, erstaunlich reich im Kreise Bersenbrück.

Daselbe Bild bietet die Provinz Westfalen. Da sind es die Urnenfelder und Hünnengräber des Kreises Minden a. W. (vergl. die Karte Abb. 26) nebst den benachbarten hannoverschen Kreisen Stolzenau und Hoya, wo der Rauhtopf mit gewelltem Rand immer wieder sich zeigt. Und ebenso erscheint er in den Urnenfeldern südlich des Wiehengebirges im Kreise Herford und bei dem benachbarten lippe-detmoldischen Salzfuffeln, desgleichen in den zahlreichen Hügelgräberfeldern der Bielefelder Umgebung. Dagegen findet er sich kaum im nordwestlichen Westfalen, im Münsterlande. Aber gleich südlich davon, im Lippegebiet, ist sein Vorkommen wieder äußerst zahlreich, von der Lippequelle bei Paderborn (Balhorn) an über die Kreise Warendorf (Hummelten) und Lüdninghausen (Olfen, Reckelsum) nach

Kreis Recklinghausen (Buer, Datteln, Waltrop) an der Grenze der Rheinprovinz; außerdem abseits im Nordwesten zu Ahle Kreis Uhaus an der holländischen Grenze.

In der Rheinprovinz setzt sich die Westwanderung des germanischen Rauhtopfes mit gewelltem Rande ununterbrochen fort. Neuerdings ist er im Kreise Wesel an der Lippemündung gefunden worden; früher schon in der Wedau bei Duisburg und in der Umgebung von Düsseldorf, sowie öfters in dem reichen Gebiete der Hügelgräber zwischen der unteren Wupper und unteren Sieg.

Damit ist die rechtsrheinische Ausbreitung des Rauhtopfes nach unserem heutigen Wissen abgeschlossen. Aber die Germanen bringen ihn auch über den Rhein hinüber. In Holland kennen wir eine Menge Hügelgräberfelder, die den Rauhtopf herausgegeben haben, und zwar aus den Provinzen Drenthe, Geldern, Utrecht, Nordbrabant, Holl. Limburg, ja sogar noch aus der belgischen Provinz Limburg nahe bei Maastricht. Besonders stark vertreten ist unser Gefäß in dem großen holländischen Hügelgräberfeld „De Hamert“, dicht an der preußischen Grenze bei Kevelaer und Preußisch Geldern gelegen. Ganz versprengte germanische Außenposten in damals keltischem Gebiete sind zwei solcher Töpfe, die in Wintersdorf a. Sauer, jenem Grenzflüßchen zwischen der Rheinprovinz und Luxemburg, nahe bei Trier, zum Vorschein gekommen sind.

Da dieser eigenartige Rauhtopf mit gewelltem Rande zeitlich auf das siebente bis fünfte Jahrhundert v. Chr. festgelegt ist, haben wir in seinem oben geschilderten Wandern den Beweis für die Zeit des ersten Vorstoßens der Germanen über den Rhein in das Gebiet hinein, das zu Cäsars Zeit von dem Stamme jener Germanen eingenommen wird, die er Germani cisrhenani nennt (oben S. 24). Mit diesem Vorstoßen über den Rhein ist ja nach der Mitteilung des Tacitus die Ausdehnung des Namens „Germanen“, der bis dahin nur einer einzelnen rechtsrheinischen Völkerschaft zukam, zuerst auf die ganze linksrheinische Gruppe, dann auf die Gesamtheit der rechtsrheinischen Germanen, eng verknüpft.

Daß der Irminonenstamm von der südlichen Altmark und dem Süden Westbrandenburgs im vierten Jahrhundert v. Chr. die Elbe aufwärts bis an den Elbdurchbruch in der Sächsischen Schweiz

sich ausdehnte, haben wir schon vorher gehört (S. 23). Etwas anders liegen die Dinge am Harz. Hier sahen wir in der Elmgruppe der Urnenfelder Braunschweigs, etwas nördlich des Ostharzes, die südlichste, schon merklich abgeblaßte Färbung des Irminonenstils. Es fehlt hier bereits die Mehrzahl der oben als kennzeichnend geschilderten metallenen Schmucksachen des Irminonengebiets, doch zeigt die Tonware noch ganz die Art des Niederelbe-Gebiets.

Noch viel stärker ist die Sonderstellung, die sich in der nordharzischen Gruppe der Steinkistengräber darbietet. Ihr Gebiet (vgl. Karte Abb. 45) erstreckt sich über die Kreise Wernigerode, Halberstadt, Oschersleben, Wanzleben, Ballenstedt, Oschersleben, wo die untere Bode die Nordgrenze bildet, und umfaßt noch das untere Saalegebiet mit den anhaltischen Kreisen Bernburg, Köthen, Dessau, wo im Mündungsgebiet der Mulde seine Ostgrenze liegt. Während im gesamten Irminonenlande die Form des aus größeren Steinplatten erbauten Steinkistengrabes schon am Ende der Bronzezeit (Periode V) im Schwinden begriffen ist, nur noch vereinzelt erscheint und einer Packung der Urne in Kopfsteinen und bald dem ganz ungeschützten Urnengrab Platz macht, hält sich in dem zuletzt umschriebenen Gebiete zwischen Ostharz und Mulde die altertümliche Steinkiste noch längere Zeit nach Abschluß der Bronzezeit. Zwar die ältesten Gefäßformen der frühen Eisenzeit dieses Gebiets stammen sichtlich auch von der Niederelbe her. Doch gesellen sich zu den germanischen Formen Einflüsse von der überlegenen Keramik der östlich dicht benachbarten Illyrier her — namentlich was die den Gräbern mitgegebenen zierlichen, formschönen Beigefäßen anlangt — in so starkem Maße, daß nach dieser Richtung hin die germanische Zivilisation am Nordharz eine bedeutende Veränderung erleidet. Von solchen Beigefäßen nenne ich nur schlanke Kännchen mit hochgeschwungenem, langem Henkel, Zwillingsgefäße, Trinkhörnchen, außerdem hohle Tonklappen, was alles dem sogenannten Billendorfer Stile, der spätesten Gestaltung der ostdeutsch-illyrischen Tonware, eigen ist.

Die Übereinstimmung dieses Steinkistenstiles mit dem Irminonenstil wird in der Folge für unser Auge immer undeutlicher, da die Beigabe an Metallschmuck, der im Nordharz- und unteren Saalegebiet sein

germanisches Gepräge besser wahrte als die Tonware, hier allmählich bis zu einem Nichts verkümmert. Und dennoch besteht zweifellos ein enger Zusammenhang mit dem nördlichen, ja mit dem gesamten Germanengebiet. Denn er wird außer durch das schon Erwähnte, die Urnenformen und die Form des Steinkistengrabes, aufs Klarste bekundet durch die in Gesamtgermanien überaus häufig auftretende Gestaltung der Leichenbrandurne als Nachbildung des Hauses der Lebenden, eine Urnenart, die nach unserer neuesten Kenntnis in etwa sechzig Stück über das ganze Germanenland, einschließlich Dänemarks

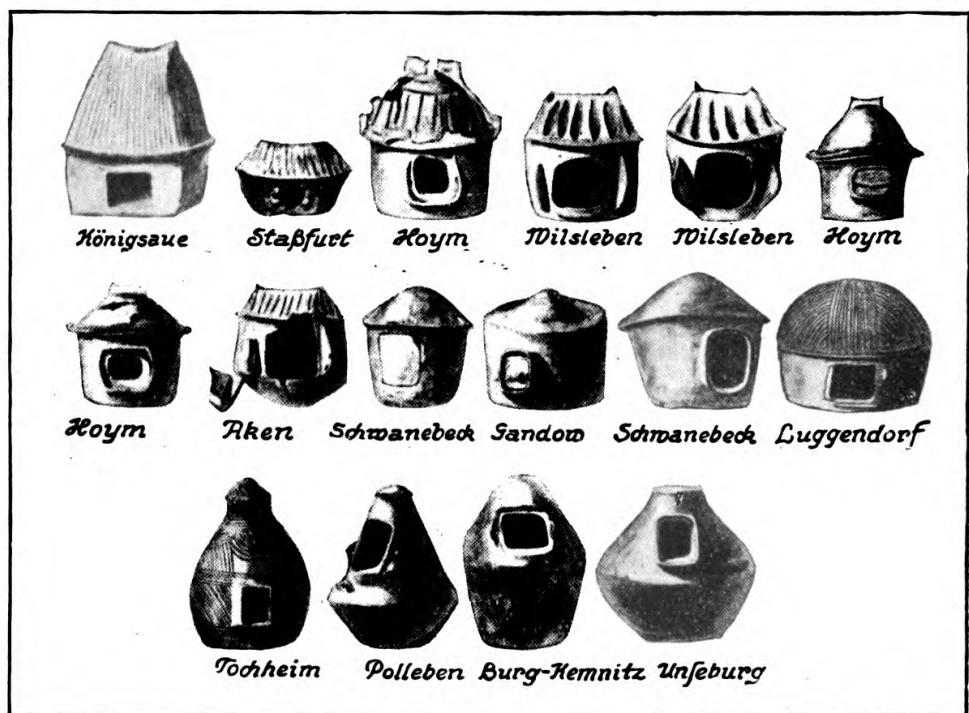


Abb. 46. Deutsche Hausurnen.

und Skandinaviens, aber ausschließlich des Weser- und Emslandes, verbreitet ist (Abb. 46). Und volle zwei Drittel dieser Zahl fallen in unser Steinkistengebiet. Die Fundorte der mitteldeutschen Hausurnengräber, von denen an mehreren Orten bis zu vier in ein und demselben Friedhofe zu Tage getreten sind, sind auf der Karte (Abb. 45) durch Unterstreichung der Ortsnamen hervorgehoben.

Auch dieses eben beschriebene Gebiet hat man, von den Verhältnissen um Christi Geburt ausgehend, der Völkerschaft der Cherusker

zuschreiben wollen, was freilich unvereinbar ist mit der vorher erwähnten besser begründeten Festlegung dieser Völkerschaft für die hier behandelte Zeit ins Unterwesergebiet und ins Teutoburger Waldgebirge.

Gehen wir nun noch weiter südostwärts um den Harz herum, auf seine Südseite und ihr Vorland, nach den beiden Mansfeldischen Kreisen, nach Sangerhausen, Quersfurt, Eckartsberga bis an die m i t t l e r e Unstrut und ostwärts bis ins Muldengebiet, so kommen wir in ein Gebiet, das ebenso wie ganz Thüringen ostwärts bis zur Elster in der älteren Bronzezeit mehr zum westdeutschen, keltischen Kulturgebiet gehörte, in der jüngeren Bronzezeit aber weit mehr dem ostdeutsch-illyrischen Kultureinfluß und wohl auch dem Zustrom der Illyrier selbst sich öffnete. Diesen illyrisch stark beeinflussten Landstrich haben am Ausgang der Bronzezeit, in ihrer Periode V, die ersten noch schwächeren Wellen germanischer Eroberer von Norden her dünn überflutet. Zeugnis dessen ist eine geschlossene Gruppe von Friedhöfen dieser Periode, deren stammlicher Charakter zunächst unsicher zu sein scheint, insofern Grabbau und Tonware illyrischer Art angehören, die Metallgeräte aber germanischer Art. Daß diese Friedhöfe als Ganzes aber doch germanisch sein müssen, wird durch die vielen reichen Bronzeschatzfunde dieser Gegend und Zeit erhärtet, die reinstes germanisches Gepräge aufweisen.

Der germanische Charakter der Kultur dieser Gegend wird in jeder Beziehung noch verstärkt in der frühesten Eisenzeit, wo eine Überschwemmung durch die Träger der nun südwärts vorrückenden nordharzischen Steinkistenkultur stattfindet. In der nördlicheren Hälfte des Gebiets, im Mansfeldischen, in den Kreisen Quersfurt und Bitterfeld erscheinen nun plötzlich die nordharzischen Steinkisten, südlicher bis an die Unstrutmündung die jüngeren, steinschutzlosen Gräberarten. Ebenso zeigt jetzt die Tonware Seitenstücke zu nordharzischen Formen, auch in der Verschlechterung der Machart, die keinen Vergleich aushält mit der zwar derbkräftigen, aber sehr sauberen, dabei geschmackvollen Ware des Niederelbgebiets. Denn der Ton der Gefäße dieses Gebiets an der germanischen Südgrenze ist so schlecht zubereitet und so mangelhaft gebrannt, daß er leicht zerbröckelt, und die Wandung ist nur nachlässig geglättet. Die Beigaben

an Schmuck sind womöglich noch spärlicher, als es am Nordharz üblich ist.

Während diese germanischen Friedhöfe bis um 500 v. Chr. oder vielleicht noch etwas weiter andauern, dringt seit etwa 600 v. Chr. plötzlich eine keltische Bevölkerung recht merklich in das nordthüringische Grenzland der Germanen ein und breitet sich ostwärts bis an die Elster und nordwärts bis an den Süd- und Ostharz aus. Es leidet keinen Zweifel, daß diese keltischen Eindringlinge nicht nur die weitere Ausbreitung der Germanen hier kurze Zeit aufgehalten, sondern vorübergehend hier auch die politische Herrschaft an sich gerissen haben müssen. Doch erfolgte schwerlich eine völkische Vermischung zwischen Kelten und Germanen, denn es ist kaum irgendein keltischer Kultureinfluß bei den Germanen dieses Gebiets zu beobachten, wie er z. B. so handgreiflich für die letzten drei bis vier Jahrhunderte v. Chr. dem Forscher sich aufdrängt, als die Germanen erobernd und herrschend auf ganz Thüringen ihre Hand legten, um schließlich die Kelten auch aus ihrer letzten Zuflucht, den gewaltigen Steinburgen auf den Basaltgipfeln der Vorderrhön zu vertreiben. Eher findet eine umgekehrte Beeinflussung statt.

Diese Kelten offenbaren sich in den thüringischen Skelettgräbern dieser Zeit — denn die Germanen üben zu dieser Zeit ausschließlich den Leichenbrand — und ihr Erscheinen ist wohl zu deuten als Auswirkung jenes großen Galliereinfalls unter Segovesus, dem Sohne des Ambigatus, in das Gebiet der hercynischen Urwälder, d. h. in das rechtsrheinische Mittelgebirgsland. Vom Mittelrhein her ergossen sich die gallischen Scharen über Kurhessen nach Thüringen und Böhmen, wie schon im Eingang dieses Buches kurz erwähnt worden ist.

Solche Hügel = Skelettgräber recht einheitlichen Stils in Beisetzungsart wie in Ausstattung finden sich im Mittelrheingebiet zahlreichst am Südrande des Eifellandes links der unteren Mosel und im Hunsrück zwischen Mosel und Nahe-Glan aufwärts bis zur Saarmündung, ebenso rechtsrheinisch im ganzen Westerwald und im ganzen Lahnggebiet und weiter ostwärts in Kurhessen bis in die Nähe von Fulda. Man hat die durch diese Art Hügelgräber vertretene Kultur „Mehrener“ Stil genannt nach einem im Kreise Daun

in der Südeifel gelegenen ergiebigen Fundort, dagegen die in offenkundigem Kulturgegensatz hierzu stehenden, teilweise etwas älteren benachbarten Hügelgräber mit Leichenbrand, kriegerischer Ausstattung und weit reicheren Schmuck, die sich von Gießen an der Lahn südwärts durch die Wetterau über das unsere Maingebiet hinziehen und weiterhin in Hessen-Starkenburg und Nordbaden statt Leichenbrand Körperbestattung aufweisen, nach einem bedeutenden Fundplatz in der Nähe von Darmstadt mit dem Namen „K o b e r s t a d t e r“ Stil bedacht (vgl. Karte Abb. 47).

Östlich der Fulda folgen nach einer beträchtlichen Lücke zwischen Fulda und Werra die ersten Skelettgräber „Mehrener“ Art in den west- und mittelhüringischen Kreisen Mühlhausen (Hainich?), Langensalza (Issersheiligen, Neuenheilingen, Tennstädt), Sondershausen (Almenhausen), Gotha (Döllstädt?, Herbsleben, Seebergen?, Conna, Wiegleben?), Arnstadt (Holzhausen), Erfurt (Egleben), Weimar (Eckstedt bei Dieselbach, Heichelheim, Liebstedt, Dippachedelhausen), Apolda (Buttstädt, Dornburg, Egleben, Flurstedt, Hardisleben, Vierzehnheiligen), Eckartsberga (Bachleben bei Kölleda, Reichlingen?, Marienrode?; und bereits auf der Karte Abb. 45 eingetragen: Kölleda, Memleben a. d. Unstrut), Ziegenrück (Ranis, Wöhlsdorf bei Ranis). Alle weiter nördlich und östlich, am Süd- und Ostharze, an Unstrut, Saale, Wipper und Bode, gefundenen Gräber dieser Art sind auf der Karte (Abb. 45) verzeichnet und durch rote Kreuze und rote Schrift besonders deutlich hervorgehoben. Ihr Nordpunkt liegt am Nordknie der Bode bei Oschersleben.

In Thüringen und am Harz handelt es sich mit Ausnahme des Stadtkreises Halle a. S., wo diese Gräber in großer Zahl aufgedeckt worden sind, meist nur um Einzelgräber oder um Gruppen ganz weniger Gräber, die in einhalb bis ein Meter Tiefe ein Skelett in gestreckter Lage bergen, das nur zuweilen mit Steinen umstellt ist. Beigaben enthalten auffallenderweise nur die Frauengräber. Ständig erscheinen hier Bronzehalsringe und Bronzearmbänder. Die Halsringe haben die Gestalt meist ziemlich flacher, oft nur scheinbar gedrehter, vielmehr nur spiralgig gefurchter „W e n d e l r i n g e“, die ihren Namen darum tragen, weil ihre wirkliche oder nur im Guß vortäuschte Drehung an mehreren Stellen des Ringkörpers die Rich-

tung wechselt und in die entgegengesetzte umspringt, sich „wendet“ (Abb. 48). Selten treten hohle Halsringe auf. Massenhaft erscheinen vierkantige, dünnstabige, geperlte Bronzearmringe (Abb. 49), die bis zu acht Stück an einem oder gar an beiden Unterarmen aufgereiht

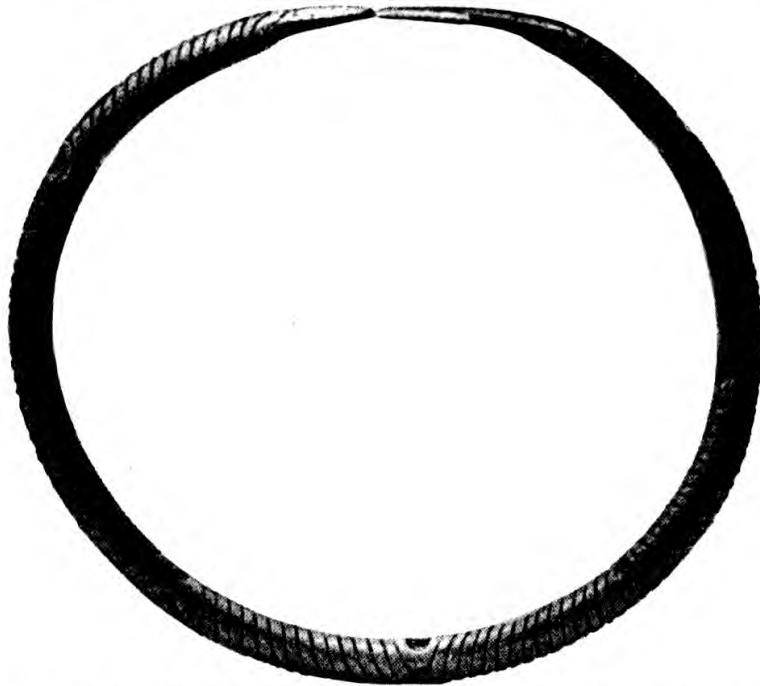


Abb. 48. $\frac{1}{2}$. Tarthun bei Egeln a. d. Bode, Kr. Wanzleben (nach Förtsch). vorkommen und wegen ihrer der Gestalt des Handgelenks angepaßten Form „Steigbügelringe“ heißen. Während der Ursprung der „Wendelringe“ im germanischen Norddeutschland liegt, stammt die Form des Steinbügelarmschmucks aus Süddeutschland. Weiter erscheinen schildförmige Bronzeohrringe, Reste von Bronzeblechgürteln und Bernsteinperlen. Unter den Nadeln sind hervorzuheben eiserne, deren Kopf eine senkrecht gestellte Hohlspiegelscheibe bildet, eine germanische Art (Abb. 50), ferner solche mit wagrechtem langen Hohlkegelkopf, endlich sehr massive Bronzenadeln mit abgestumpftem Kegelfopf und zahlreichen dicken kugelförmigen Halswulsten, die meist durch ein bis zwei ganz feine Wulste auseinandergehalten werden (Abb. 51).

Wir schreiten nun wieder zur Bronzezeit zurück, von deren Schlußperiode schon früher die Rede war. Hier habe ich auf einer

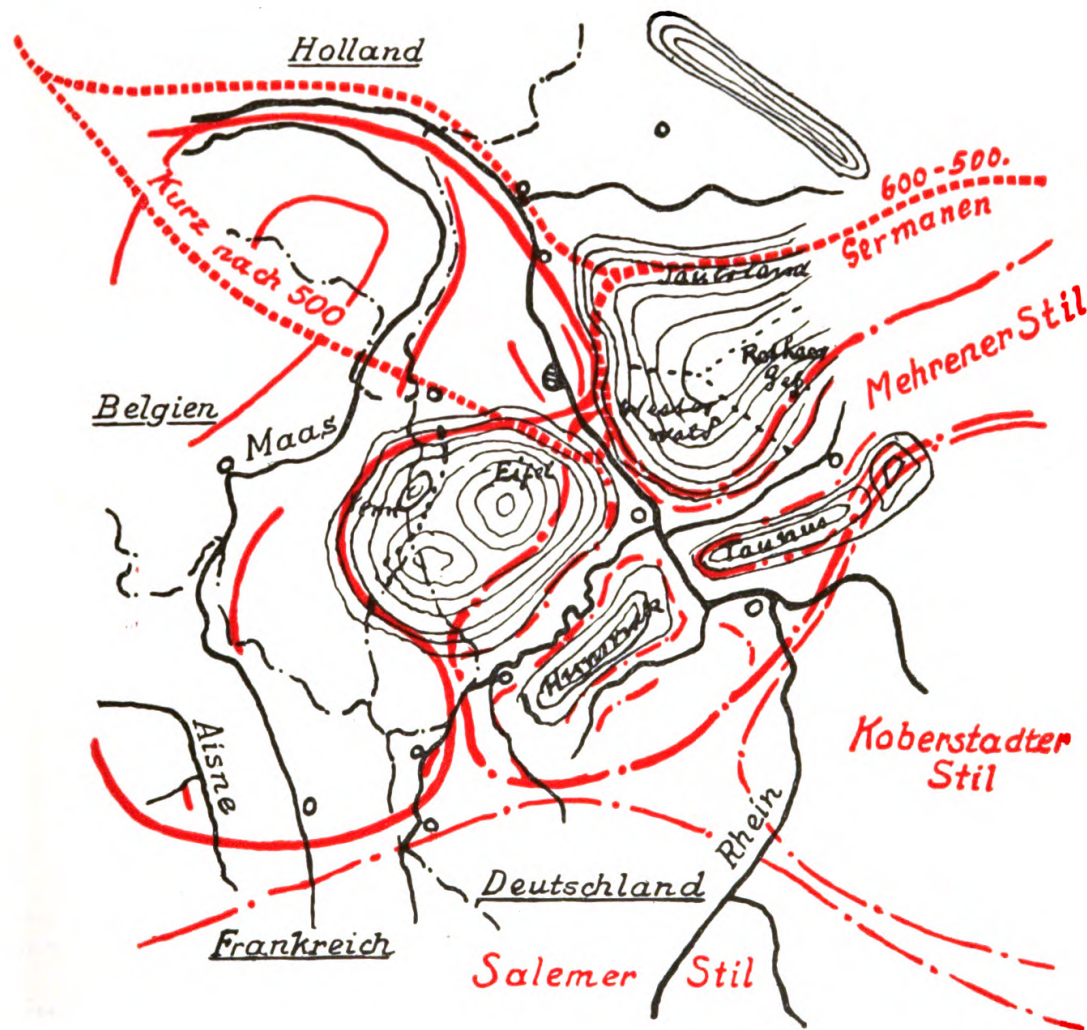
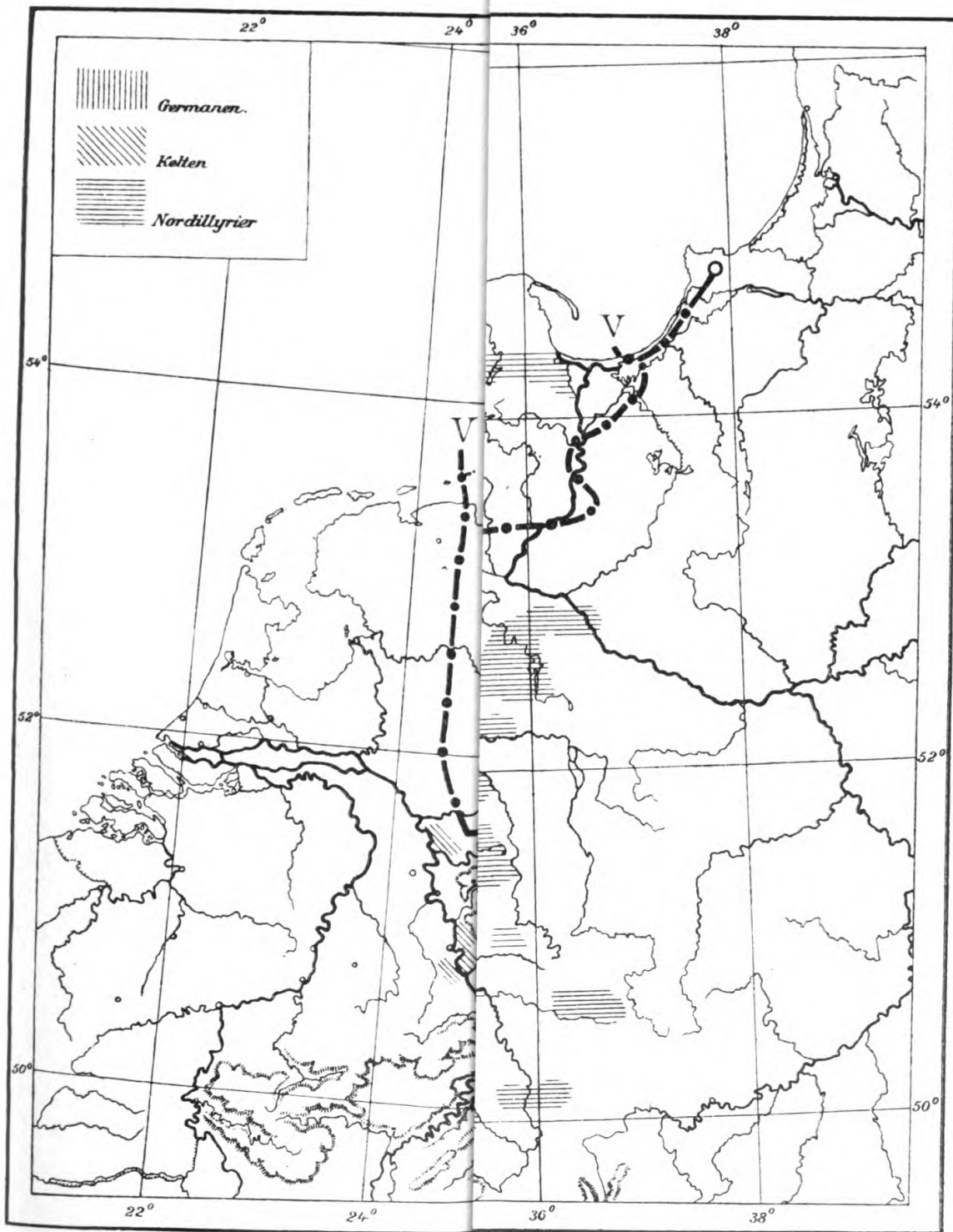


Abb. 47.

- Germanengrenze
- Keltengrenze
- - - - Grenze des Mehrener Stils
- · · · Grenze des Koberstadter u. Salemer Stils





Siedlungsgebiete der Germanen. Periode der Bronzezeit (1750 bis 1400 vor Chr.), sowie Seit (1400 bis 750 vor Chr.).

The first part of the paper discusses the importance of the study and the objectives of the research. It highlights the need for a comprehensive understanding of the subject matter and the role of the researcher in this process. The second part of the paper presents the methodology used in the study, including the data collection methods and the analysis techniques. The third part of the paper discusses the results of the study and the conclusions drawn from the data. The final part of the paper provides a summary of the findings and offers suggestions for further research.

The study was conducted in a systematic and rigorous manner, following the principles of scientific research. The data was collected from a representative sample of the population and analyzed using advanced statistical techniques. The results of the study are presented in a clear and concise manner, allowing for a thorough understanding of the findings. The conclusions drawn from the data are based on a careful and objective analysis of the results.

The findings of the study have important implications for the field of research and for the general public. They provide valuable insights into the nature of the subject matter and offer a new perspective on the issues at hand. The study also highlights the need for further research in this area and provides a clear direction for future studies.

In conclusion, the study has provided a comprehensive and detailed analysis of the subject matter. The findings are significant and have important implications for the field of research. The study also highlights the need for further research in this area and provides a clear direction for future studies.

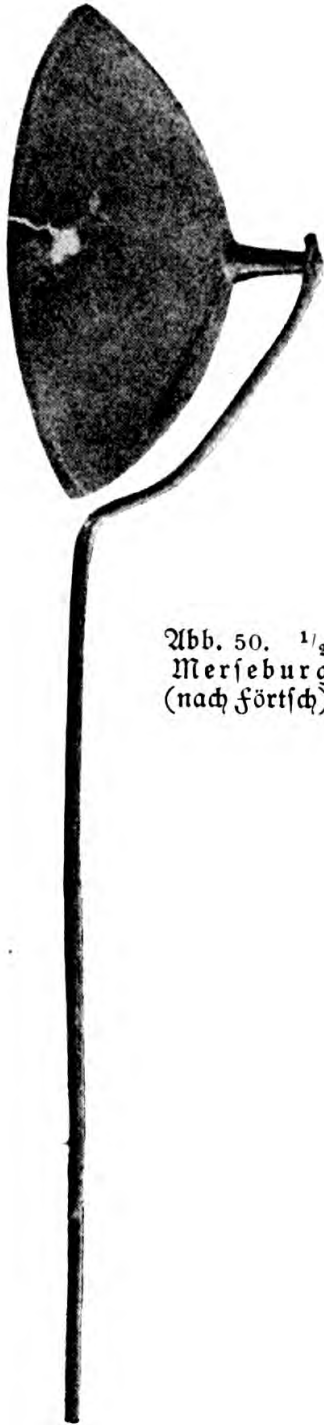


Abb. 50. $\frac{1}{2}$.
Merseburg
(nach Förtsch).



Abb. 49. $\frac{1}{2}$. Hainrode,
Kr. Graßsch. Hohenstein
(nach Förtsch).



Abb. 51. $\frac{1}{2}$.
Halle a. S. Klosterstraße
(nach Förtsch).

eigens diesem großen Zeitraum gewidmeten und den größten Teil Mitteleuropas umfassende Karte (Abb. 52) die Germanengrenze

für die bronzezeitlichen Perioden V, III und II eingezeichnet, also für die Zeit von rund 750 bis 1750 v. Chr.

Für Periode V ist wichtig, daß sich damals, wie wir schon gehört haben (S. 6), die ersten deutlichen Spuren einer Ablösung der Ostgermanen von den übrigen Germanen bemerkbar machen, wobei die untere Oder zur Grenzscheide wird. Diese ersten Ostgermanen führen zwar die von den Vorfahren ererbten germanischen Gerätschaften der Periode IV fort, bilden sie aber in kleinen Zügen etwas anders um, als es die Westgermanen tun. Doch kann hierauf nicht näher eingegangen werden.

Die Periode IV, an sich kurz und daher überall sehr viel schwächer vertreten als die übrigen Perioden der Bronzezeit, bietet keinen besonderen Anlaß zu Bemerkungen.

Periode III zeigt gegen Periode V schon engere Grenzen der Germanen; noch mehr Periode II. Wenigstens im Osten, wo die Germanen noch nicht einmal bis zur unteren Oder vorgedrungen sind. Für die Periode II zeigt die Karte nicht nur die Grenzen des Germanengebiets, sondern gibt die besiedelten und unbesiedelten Landschaften innerhalb des gesamten Germanengebietes an. Die senkrechten Linien deuten das Gebiet der wirklich festgestellten germanischen Siedlungen der Periode II genau an. Im Westen reichen die Germanen jetzt, umgekehrt wie im Osten, sogar weiter als in Periode III, nämlich bis zur Ems. Hier kennzeichnen die schrägen Linien die Siedlungen der Kelten in Periode II, wie im Osten die wagrechten Linien die Siedlungen der Illyrier, ebenfalls nur in Periode II.

Es wird erwünscht sein, wenn ich den Verlauf der germanischen Grenzlinie der Periode II durch Angabe einiger Ortschaften, Flüsse und Gebirge der heutigen Landkarte anschaulicher mache. Die Linie beginnt im Osten an der Mündung der Peene in die Ostsee bei Wolgast und streicht südwärts über Anklam, Friedland in Mecklenburg-Strelitz, Strasburg i. U., Prenzlau, Angermünde, Eberswalde, Spandau nach Potsdam. Die anschließende Südgrenze strebt in etwas einwärts geschwungenem Bogen dem Elblaufe zu, den sie bei der Saalemündung nahe Kalbe a. S. erreicht, um von hier stromaufwärts über Bernburg a. S. bis an das Ufer der Bode zu ge-

langen und deren Unterlauf südwärts noch ein wenig zu überschreiten. Quedlinburg und Blankenburg am Harz zeigen noch offenkundig germanische Kultur, während schon die dichtangrenzenden Nachbarorte Thale und Ballenstedt ebenso ausgesprochen keltische Grabstätten bergen. Weiter läuft die Linie am Nordfuß des deutschen Mittelgebirges entlang, am Harz, Hildesheimer Bergland, Deister, an den Bückebergen, dem Wiehengebirge und der Nordwestecke des Teutoburger Waldes vorbei bis an die Ems, um nun als Westgrenze diesen Fluß abwärts der Nordsee zuzueilen.

Das von dieser Linie und der Meeresküste eingeschlossene Landgebiet war damals in hohem Grade dazu angetan, einem eigenartigen, geschlossenen und „nur sich selbst gleichen“ Volke, wie die Germanen es noch zu Tacitus Zeiten waren, als Bildungsstätte, als Wiege zu dienen. Denn im Ostteil dieses Gebietes blieben seine Bewohner durch weite Ödlandschaften, im Westteile durch lückenlos sich fortsetzende, sehr breite Gebirgszüge vor jeder zu nahen, ihre Eigenart störenden Berührung mit fremden Völkern bewahrt, und dies um so mehr, als überall nach der Grenzlinie zu die Siedlungen dünner wurden, besonders nach Westen zu, wo sie an der Ems schließlich sich ganz verlieren.

Aus dem Vorstehenden erhellt auch, wie völlig verfehlt und haltlos es ist, wenn germanistische Sprachforscher immer wieder die Meinung äußern, in der nordwestdeutschen Tiefebene nördlich der Wesergebirge und im Emsgebiet hätten einst Kelten gewohnt, und dies nun gar noch im letzten Jahrtausend v. Chr.

Soweit — bis etwa 1750 v. Chr. — vermag die Archäologie den Veränderungen des Germanengebiets völlig einwandfrei nachzugehen.

Anders stellt sich die Lage in der Frühperiode der Bronzezeit, d. h. etwa um 2300 bis 1750.

Da zeigt sich zunächst eine völlige Verödung in dem großen Gebiete Nordwest- und Süddeutschlands zwischen Elbe = Saale und Rhein einerseits, zwischen Nordsee und oberer Donau andererseits. Erst westlich des Rheins und südlich der oberen Donau stoßen wir auf reichere Funde aus dieser Zeit. Damit ist jede Berührung zwischen Germanen und Kelten für diese Frühzeit ihres Bestehens als eigene Völkerschaften ausgeschlossen. Einzig ein breiter Strich auf der West-

seite von Saale und Elbe weist reiche Funde auf, freilich wie Gesamtgermanien zu dieser Zeit fast nur Bronzeschätze oder Einzel-funde von Bronzen, keine Gräber. Immerhin kann man sagen, daß etwa die östliche Hälfte des ganzen zwischen Saale-Elbe und Werra-Weser gelegenen Gebiets ebenso stark besiedelt ist wie das ostelbische Gebiet. Das könnte unter Umständen nur bedeuten, daß die Germanen das ganze Land zwischen Ems und diesem breiten Siedlungsstrich am Westufer von Saale-Elbe, das sie in Periode II ja besitzen, in Periode I noch nicht gewonnen hatten. Die Dinge liegen indes doch anders, wie ich aus dem Schluß meines Buches jetzt gleich vorwegnehmen will. Tatsächlich ist jenes Westgebiet zwischen Ems und Elbe auch in Periode I schon germanisch, wie wir später sehen werden.

Im höchsten Maße stützen wir aber, wenn wir zweierlei Beobachtungen machen.

Die erste ist die soeben schon berührte Tatsache, daß auf dem gesamten germanischen Gebiete **G r ä b e r** der Periode I verschwindend selten zu finden sind, daß die wenigen Gräber, die man vielleicht noch dieser Zeit zurechnen kann, erst ganz aus dem Ende der Periode I und hauptsächlich ihrem Übergange zu Periode II stammen, und daß ihre meist wenig reichen Beigaben auch wenig kulturelle, d. h. völkische, Eigenart aufweisen. Selbst diese frühesten bronzezeitlichen Gräber machen den Eindruck, als hätten wir es noch mit entarteten spätest steinzeitlichen Gräbern zu tun, deren armseliger Ausstattung spärlichster Bronze- oder Goldschmuck hinzugefügt worden wäre.

Diesem Gräbermangel der Periode I auf germanischem Gebiete steht eine erstaunliche Gräberfülle auf dem ungermanischen Südostgebiet gegenüber. Vorzüglich ist es das östliche Mitteldeutschland nördlich und südlich des Mittelgebirges, d. h. des Ostendes des Thüringer Waldes, des Harzes, Erzgebirges, Riesengebirges, Eulengebirges und des Glazer Kessels, also Ostthüringen, die Südhälfte der Provinz Sachsen etwa von der Breite Magdeburgs ab nebst Anhalt, der Nordstrich des Staates Sachsen, die sächsische Oberlausitz, Mittelschlesien, Nord- und Mittelböhmen, Mittel- und Südmähren, Niederösterreich und das früher ungarische, jetzt deutsch-österreichische „Burgenland“, wo diese Gräber zahlreichst auftreten und mit ihrem vielseitigen, namentlich an Nadeln und sonstigem Frauenschmuck

sowie an schönen Tongefäßen reichen, völlig einheitlichen Inhalt Zeugnis ablegen von einer dichten, in sich gleichartigen Bevölkerung. Es ist das die sogenannte *Unetitzer Kultur* und Bevölkerung illyrischen Stammes. Auch im ebenfalls illyrischen Nordostdeutschland, hauptsächlich am mittleren und unteren Oderlauf, kommen ganz vereinzelt Gräber dieser Zeit vor, die wohl dürftiger ausgestattet sind als jene des Unetitzer Hauptgebiets, aber in ihrer Art von jenen nicht abweichen. Sie reichen aber westwärts nur gerade bis an die aus der Periode II der Bronzezeit bekannte germanische Ostgrenze, also bis ins Odermündungsgebiet. Weiter westlich, auf germanischem Boden, werden sie gänzlich vermischt und höchstens durch die oben erwähnten wenigen und zweifelhaften Gräber völlig anderen Gepräges ersetzt.

Außer den Gräbern sind aber noch die der Erde anvertrauten *Bronzeschätze* eine Hauptquelle unserer Kenntnis des Kulturinhalts der Bronzezeit. Und dies um so mehr, da auch in den reich ausgestatteten Unetitzer Gräbern Bronzebeigaben außer Nadeln nicht zu reichlich auftreten. Da beobachten wir eine *zweite auffallende Tatsache*; nämlich die, daß die reichlich vorhandenen germanischen Bronzeschatzfunde der Periode I, obwohl sie im Gegensatz zu den germanischen Gräbern reich an Inhalt sind, ebenso wenig wie die Gräber einen besonderen, eigenartigen, innerhalb Mittel- und Nordeuropas landschaftlich umgrenzten Stil vorführen. Vielmehr geht um diese Zeit eine völlig einheitliche Form der Bronzegegenstände, soweit sie aus Bronzeschätzen stammen, durch das ganze Germanienland und gänzlich unverändert auch durch das ganze Illyrierland, insonderheit durch das illyrische Ostdeutschland und mit geringen Abarten auch durch das übrige damals von illyrischer Bevölkerung eingenommene Gebiet des ehemaligen Österreich-Ungarn, nämlich die heutige Tschecho-Slowakei und Deutsch-Österreich, während in Westungarn die Schmuckformen eine Sonderstellung einnehmen. Es ist keine Frage, daß der sehr nüchterne, vielfach geradezu plumpe Stil dieser Bronzen der Bronzeschätze der Periode I ein ungermanischer, eben illyrischer Stil ist.

Beispiele dieses Stils bietet namentlich der *Ring Schmuck*. Die Abbildungen bringen als Beleg hierfür Stücke schlesischer Bronze-

schätze aus Weisdorf, Piltsch, Glogau und eines bisher noch nicht bekannt gewordenen sächsischen Schatzes von Kiebitz zwischen Mügeln und Döbeln. Letztere Abbildungen werden der Dresdener Museumsleitung verdankt.

Der Kiebitzer Bronzeschatz war in einem groben Topf geborgen, der nur vierzig Zentimeter tief, umgeben von einer aschenähnlichen Schicht, in den Erdboden eingebettet stand. In dem Tongefäß befanden sich folgende Bronzegegenstände: zwei rundstabige, glatte Halsringe, deren weit offene, verjüngte Enden dünn aus-

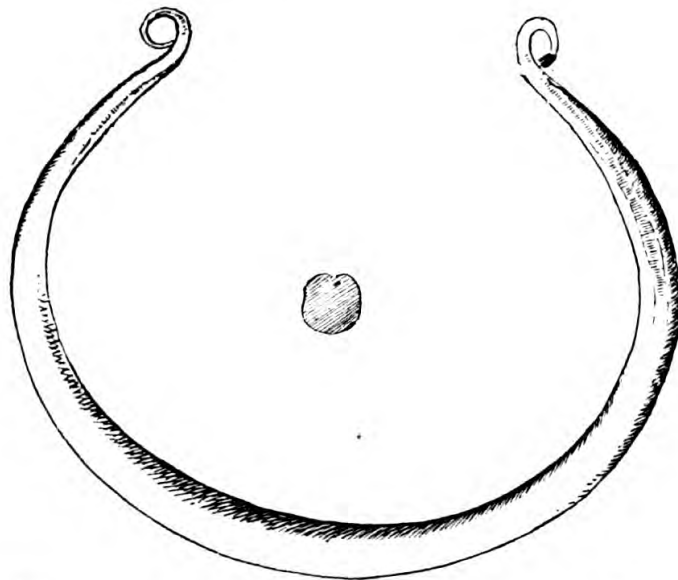


Abb. 53. $\frac{1}{2}$. Weisdorf, Kr. Ohlau, Schlesien.

gehämmert und zu Öfen umgerollt sind (ähnlich wie bei Abb. 53); — zwei andere glatte Halsringe, deren weit offene Enden in dickerem Guß teils stumpf, teils — und dies ist eine sächsisch-thüringische Eigenheit — in Stempelabschluß auslaufen (Abb. 54); — sechs besonders plumpe Beinringe, die an den nur wenig verjüngten, grade abschneidenden und meist ganz eng schließenden Enden umlaufende eingeschnittene Querkanten oder erhöhte Querrippen tragen (Abb. 55; vgl. Abb. 56, im Elb- und Saalegebiet verschmelzen solche Beinringe ihre Enden gern zu völlig geschlossener Form); — eine Armspirale aus dickem rundstabigen, glattem Draht (Abb. 57); —

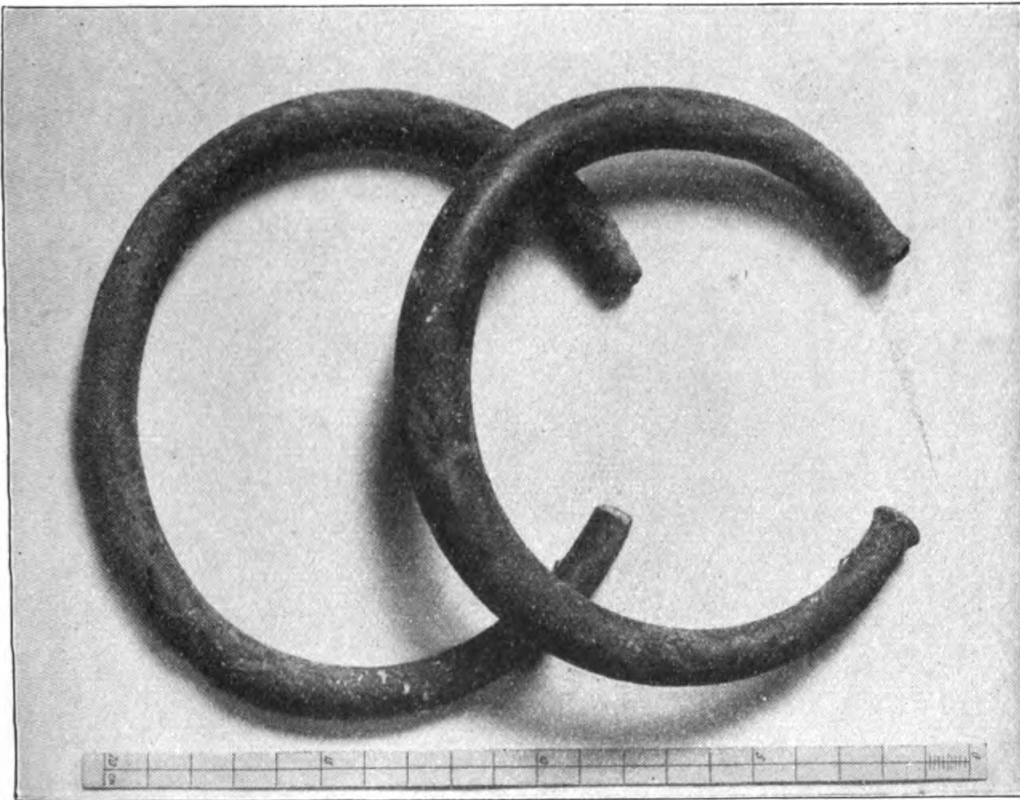


Abb. 54. $\frac{1}{2}$. Kiebitz bei Mügeln, Bez. Leipzig.

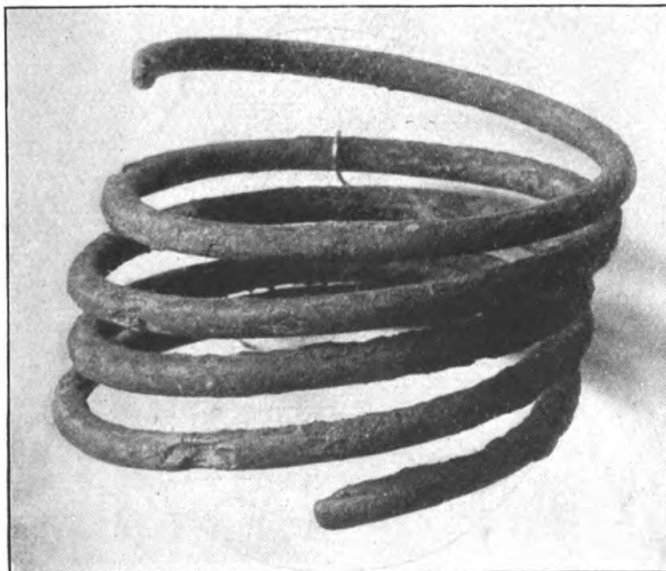


Abb. 57. $\frac{4}{5}$. Kiebitz bei Mügeln, Bez. Leipzig.

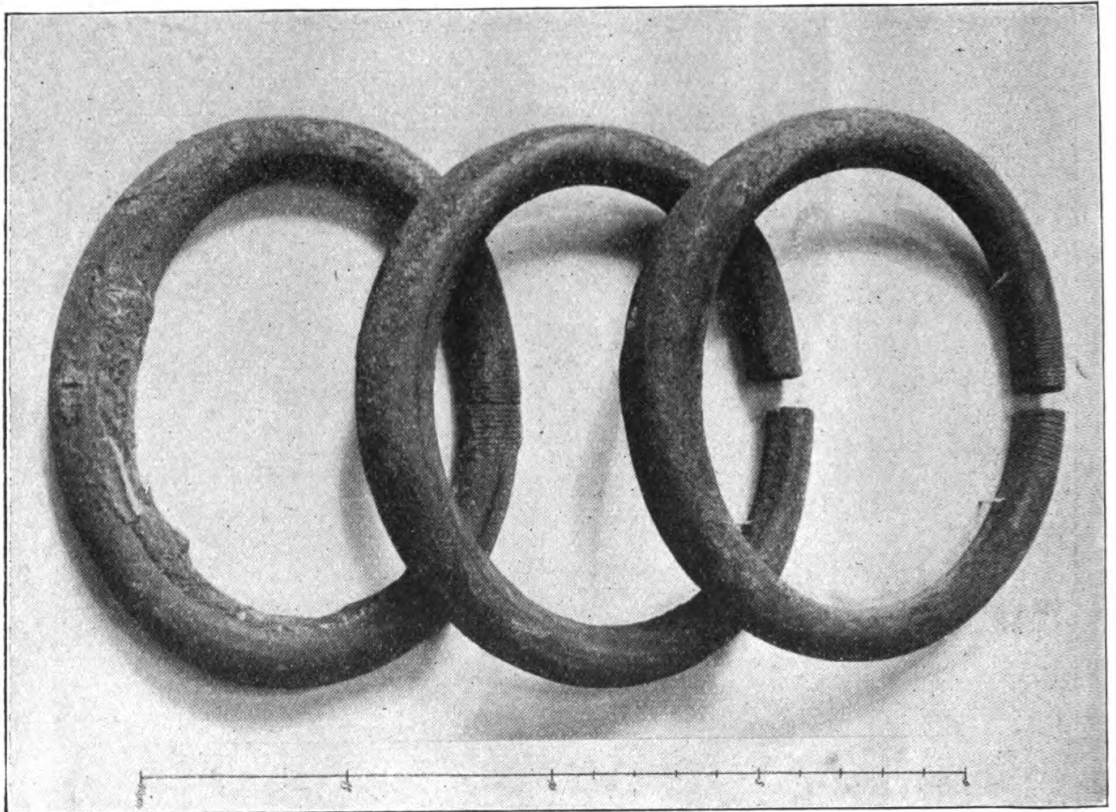


Abb. 55. fast $2 \frac{1}{5}$. Kiebitz bei Mügeln, Bez. Leipzig.

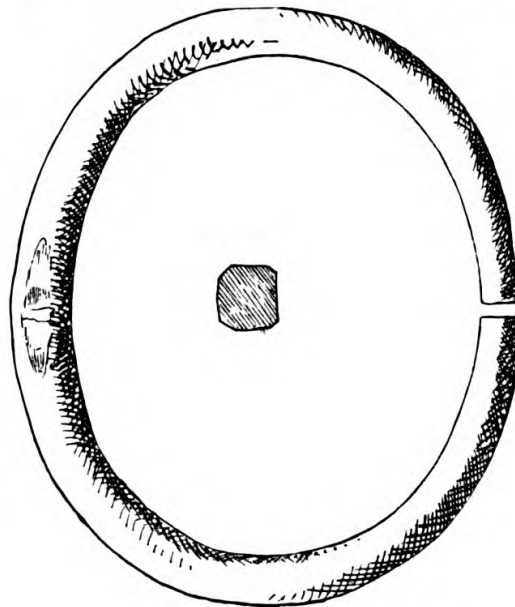


Abb. 56. $\frac{1}{2}$. Weisdorf, Kr. Ohlau, Schlesien.



Abb. 58. $\frac{2}{3}$. Kiebitz bei Mügeln, Bez. Leipzig.
Getriebene Bronzeflachscheibe und Erdabdruck einer zweiten.

Koffinna, Urpr. d. Germ.

ein zerbrochenes Gußstück aus mindestens acht geschlossenen Armringen des gleichen Drahtes, die an vier Stellen noch durch die Ausfüllung der Gußkanäle mit Bronzemasse manschettenartig eng verbunden sind; — zwei kreisrunde, elfeinhalb Zentimeter breite Schmudfscheiben aus papierdünnem Blech, die durch drei konzentrische Doppelkreise kleiner getriebener Buckelchen und einen stark gewölbten großen Mittelbuckel verziert sind und wahrscheinlich als Gürtelverschlußzierde gedient haben (Abb. 58); — fünfzehn Spiraldraht-



Abb. 59. $\frac{5}{8}$. Kiebitz bei Mügeln, Bez. Leipzig.
Oben: Bronze-Spiralröllchen; unten: Bronze-Blechröhren.

röllchen und sieben leicht querverriefte Blechröhren (Abb. 59), beides bestimmt, zu Halsketten aufgereiht zu werden, bei denen diese Bronzeröllchen und Bronzeröhrchen mit Bernsteinperlen abwechsel-

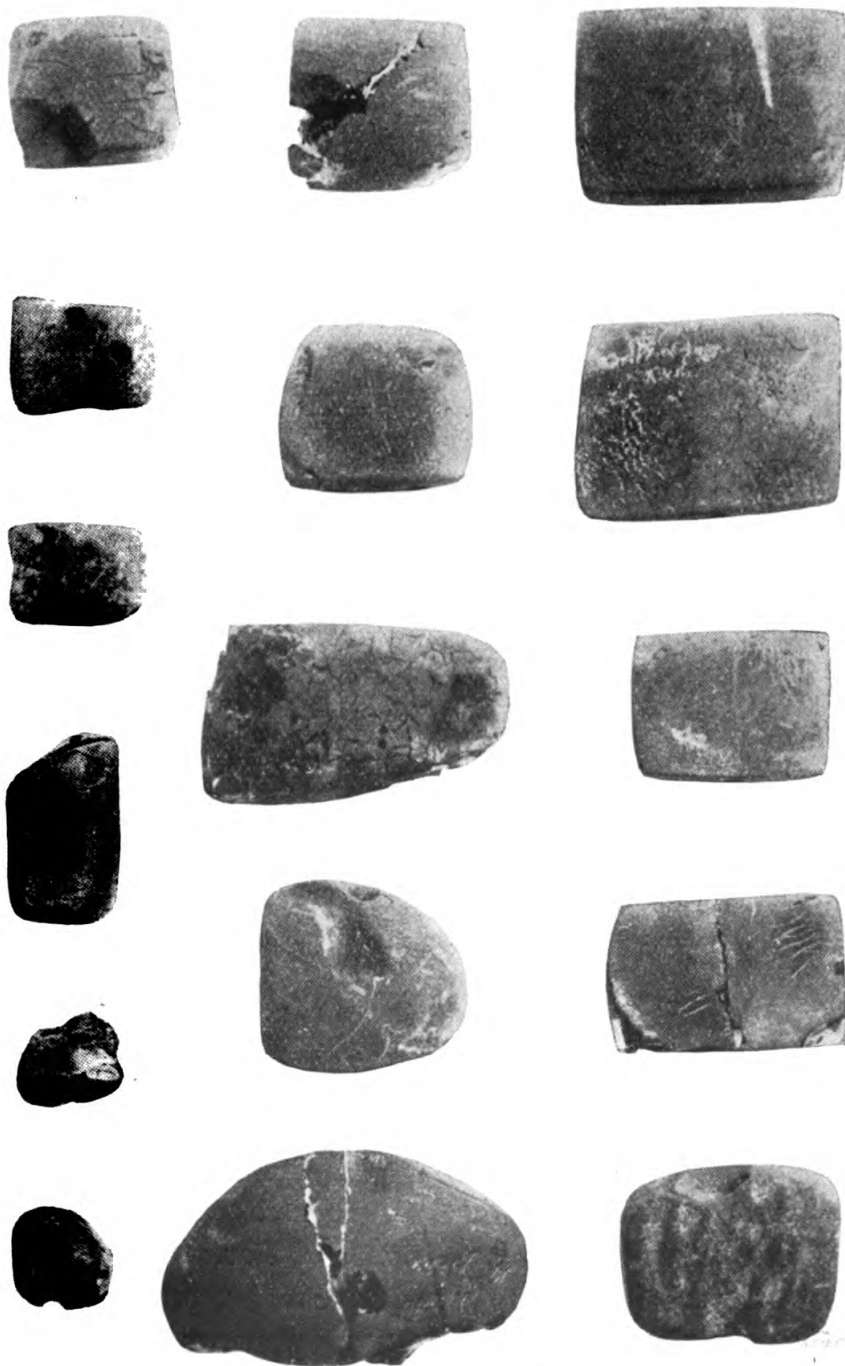


Abb. 60. Kiebitz bei Mügeln, Bez. Leipzig. Bernsteinperlen, Vorderansicht.



Abb. 61. Kiebitz bei Mügeln, Bez. Leipzig.
Dieselben Bernsteinperlen wie in Abb. 60, Seitenansicht.

ten; — endlich noch etwa zwanzig rechteckige, an den längeren Schmalseiten durchbohrte Bernsteinperlen (Abb. 60, 61).

Als weitere einschlägige ostdeutsche Bronzetypen kommen hinzu: weit offene, stärker verjüngte Armringe plumper Form (Abb. 62) und engschließende, für den Unterarm bestimmte, daher nach oben hin erweiterte längere Spiraldrahtrohren, wovon der Kiebitzer Fund nur ein auseinandergezogenes Bruchstück (Abb. 57), der

Piltzcher Fund aber ein gut erhaltenes, noch engschließendes Stück bietet (Abb. 63). Wird eine solche geschmiedete Armspirale durch einfachen Guß hergestellt, bekommt sie das Aussehen der in Abb. 64

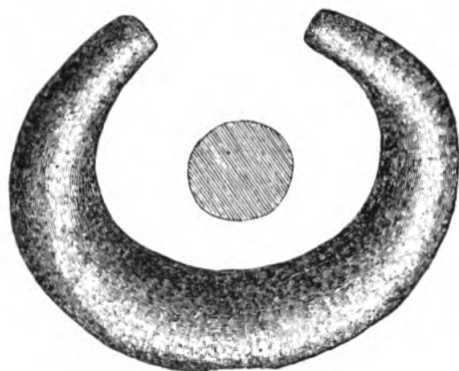


Abb. 62. $\frac{1}{2}$. S ch o n e n, S ch w e d e n.

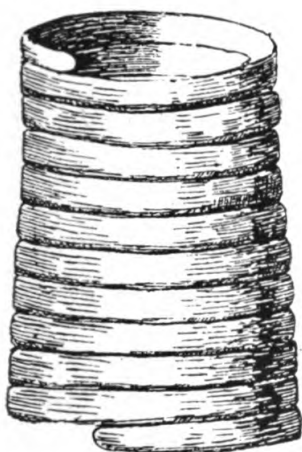


Abb. 63—65.

Piltzsch, Kr. Leobschütz
Oberschlesien.

Delitzsch, Böhmen.

Glogau, Niederschlesien.

dargestellten völlig geschlossenen gerippten Manschette. Diese Arm-
bandform wird dann aber bald in der Weise gefälliger und prak-
tischer gestaltet, daß sie einen durchlaufenden Schlitz erhält, der das
Stück etwas elastischer macht, und daß die Randrippen verstärkt
werden (Abb. 65). Endlich glättet man die Rippen völlig aus, stellt
das Stück aus dünnem Bronzeblech her, das nur an den Rändern
leicht aufgebogen wird, und kann nun die Außenwandung, nament-
lich die offenen Enden, mit eingeschlagenem Muster in dem ganz am

Schluß der Periode I aufkommenden einfachen, aber nicht reizlosen Ornamentstil verzieren. Solche jüngste Manschettenart ist auf Südmähren und das angrenzende Niederösterreich eingeschränkt (Abb. 66).

Diese Aufzählung von Bronzeschmuckgegenständen der Periode I, die sich durch schwere, meist sogar plumpe Form hervortun, mag genügen. Es zeigt sich an ihnen die erste Freude an der neu kennen gelernten Metallegierung, wo man dem Stoffe noch nicht die ihm zukommende Gestaltung zu geben wußte, sondern nur auf eine möglichst massige Verwendung bedacht war, ähnlich wie man es am Ende der



Abb. 66. $\frac{1}{2}$. Tieschan bei Gr.-Seelowitz, Mähren.

Steinzeit mit dem noch ungemein teureren, daher recht selten auftretenden reinen Kupfer tat, dem man die bei der Behandlung des Steins gewohnten schweren Formen gab.

Unsere Aufzählung hat größtenteils nur solche Bronzetypen ausgewählt, die mit geringer Veränderung und, wo es angebracht war, mit eingeschlagenen Ziermustern ausgeschmückt in der Periode II der illyrischen Bronzezeit fortleben. Da finden wir dieselben, nur noch massiver gegossenen Halsringe mit nun nicht mehr geschmiedeten, sondern in plumpem Guß ausgeführten Öfenenden, entweder schlicht oder geschmückt mit einem für diese Zeit kennzeichnenden Muster, dem sogenannten Wolfszahnornament (Abb. 67). Dieses Muster zeigt mehrere nebeneinandergestellte, oft sehr lange, schmale Dreiecke, die mit dichter Längsstrichelung gefüllt sind, und

setzt sich oft an die beiden Ränder eines breiten Bandes an, das aus Quersfurchen besteht und wie ein Gurt um den runden Ringkörper herumläuft.



Abb. 67. $\frac{1}{2}$. Rossenthin, Kr. Kolberg, Hinterpommern.



Abb. 68. $\frac{1}{2}$. Schlesien.



Abb. 69. $\frac{1}{2}$. Schlesien.

Dieselbe Verzierung findet sich jetzt an den schweren, weit offenen, stark verjüngten Armringen, die wir ebenfalls aus der Periode I schon kennen (Abb. 62), sei es daß sie wie früher stumpf in geradem Abschnitt endigen (Abb. 68), oder daß aus den ebenfalls schon in Periode I erscheinenden pfotenartigen Enden nunmehr richtige Huf-

eisenstollen sich entwickeln (Abb. 69), die sich dann auch bei den Hals-
 ringen einstellen. Ebenso erscheinen die schweren ovalen Beinringe
 (Abb. 55) jetzt teils unverändert in offener oder geschlossener Form,

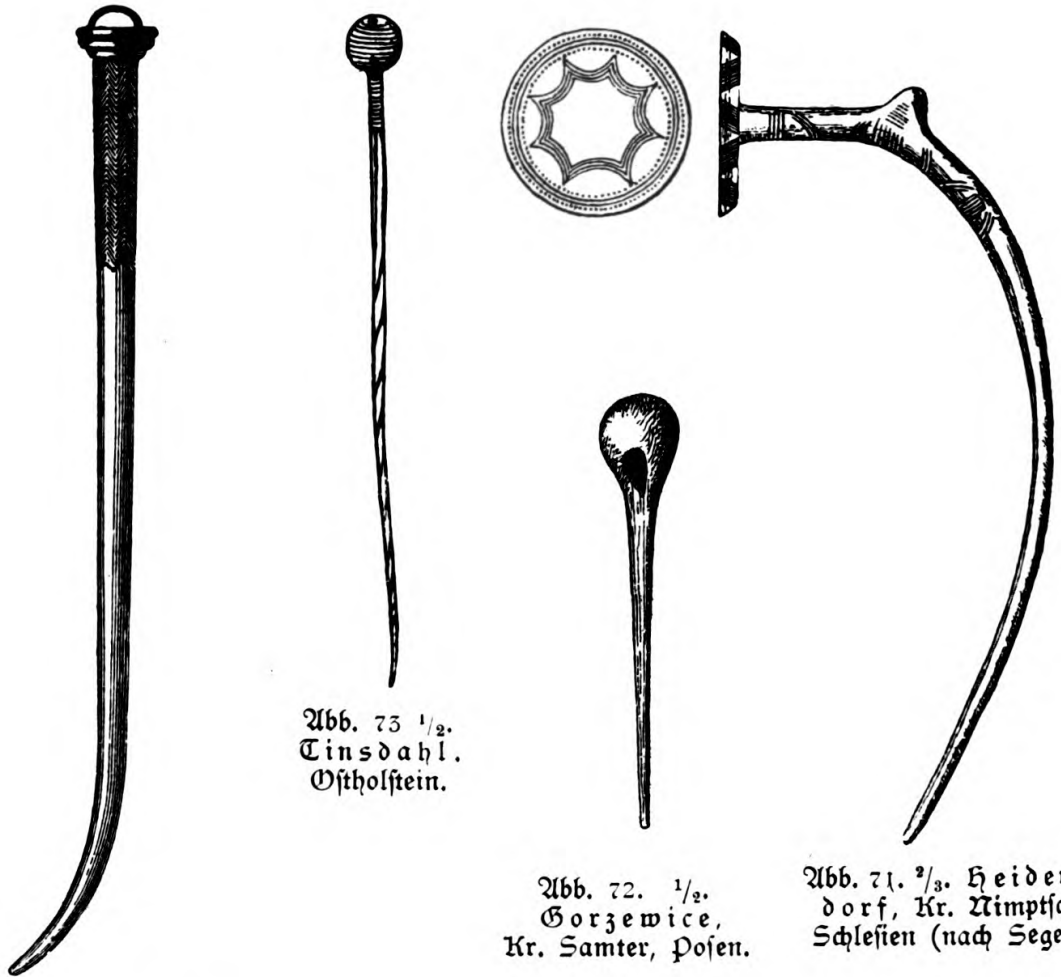


Abb. 70 $\frac{1}{1}$.
 Leubingen, Kr. Eckartsberga
 Thüringen. Goldnadel.

Abb. 73 $\frac{1}{2}$.
 Tinsdahl.
 Ostholstein.

Abb. 72. $\frac{1}{2}$.
 Gorzowice,
 Kr. Samter, Posen.

Abb. 71. $\frac{2}{3}$. Heiders-
 dorf, Kr. Nimptsch,
 Schlessien (nach Seger).

teils mit dem beschriebenen Wolfszahnornament in geschlossener
 Form; so in dem großen Schatzfund von Rosenthalin, Kreis
 Kolberg, des Berliner Staatsmuseums.

Weiter finden wir die Drahtarmspiralen (Abb. 62, 57) wieder,
 nur daß sie jetzt mehr aus plattgeklopftem Draht hergestellt sind.
 Dieser Typus verbreitet sich vom illyrischen Gebiet freilich auch auf

germanisches; daß er aber den Germanen im Grunde fremd ist, zeigt sich daran, daß er in Periode II nur im Ostgebiete der Germanen auftritt, in Mecklenburg und Seeland, sehr viel seltener schon in der Uckermark und in Jütland, und überhaupt gar nicht in Westbrandenburg, Schleswig-Holstein und Provinz Hannover mit Ausnahme des Regierungsbezirkes Lüneburg. Die gerippten Manschetten der Periode I erscheinen nunmehr als schmalere gerippte Armbänder mit abgerundeten Enden (vgl. das ungarische Stück Abb. 74, Nr. 14). Auch die Ofennadeln der Periode I (Abb. 70) leben fort, doch ist bei

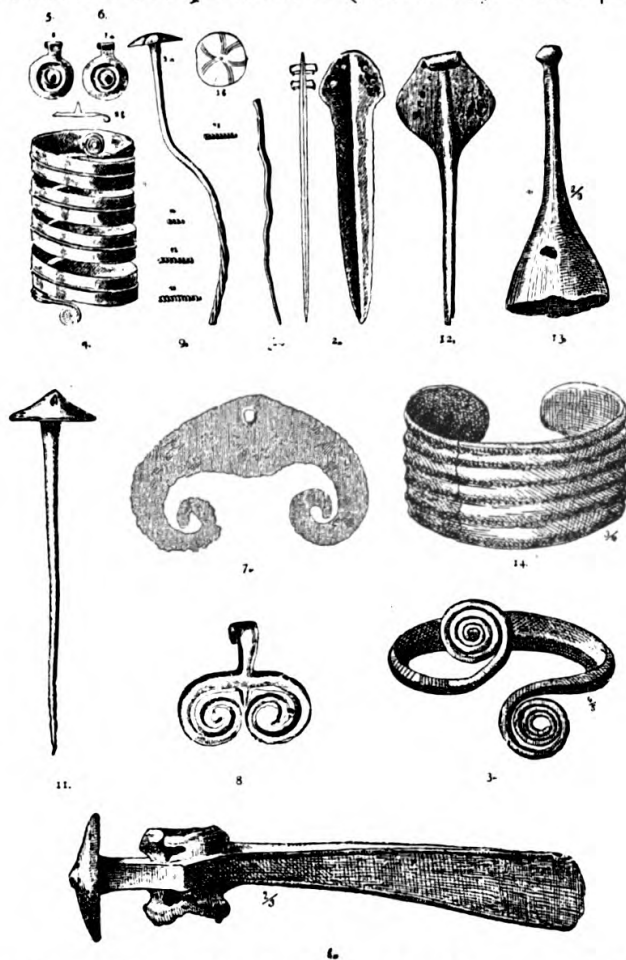


Abb. 74. Bronze-Typen der Periode II der Bronzezeit in Ungarn.

1. Streitart; 2. Dolch; 3. Armband mit Endspiralscheiben; 4. Weinspiralband mit Mittelgrat und Endspiralscheiben; 5., 6. konzentrisch gerippte Halsband-Anhänger-Scheiben mit Mittelspitze und Oberöse; 7., 8. Anhänger; 9. — 12. Nadeln; 13. hütchenförmiger Anhänger; 14. längsgeripptes Armband. Die bei Nr. 1, 3, 13, 14 in Bruchzahlen beigefügten Maßangaben sind auf die Hälfte verkleinert zu denken; die übrigen Nummern haben ganz ungleichmäßigen Maßstab.

ihnen die vorher über dem Kopf befindliche Öse nun unterhalb der Kopfscheibe, so in Ungarn (Abb. 74, Nr. 9) oder gar bis auf den Hals herabgesunken, wie bei dem ostdeutschen Typus (Abb. 71). Dasselbe gilt von den Nadeln mit durchbohrtem Kopf (Abb. 72, 73). Unverändert erscheinen weiter die Nadeln mit leicht eingerolltem Kopfe, von denen eine besondere Abart am Ende der Periode II eine eigenartige

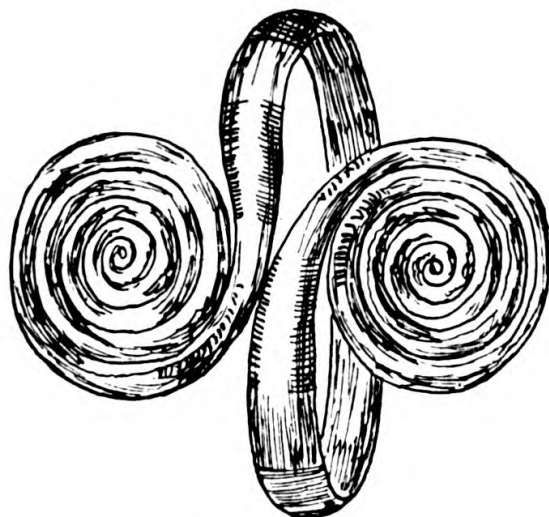


Abb. 76. $\frac{1}{2}$.
Przygodzice, Kr. Ostrowo, Posen.



Abb. 75. $\frac{1}{3}$.
Kuznice bei Thorn, Kongreßpolen.

Herabbiegung des Kopfes und Halses erfährt, so daß sie der Gestalt eines Hirtenstabes oder Bischofstabes ähnlich sieht und daher „Hirtenstabnadel“ heißt. Endlich erscheinen auch die Spiralröllchen und Blechröhrchen unverändert weiter (Abb. 59) und in Ungarn die halbmondförmigen, an den Spitzen eingerollten Anhänger (Abb. 74, Nr. 7, 8).

Doch auch neue Formen schafft die illyrische Zivilisation der zweiten Periode der Bronzezeit, zum Teil im alten Stile: so

die breitbandigen Unterschenkelspiralen aus Blech mit starkem Mittelwulst und mit von rückwärts her eingeschlagenen Buckelchenreihen, die im Zickzack laufen, an beiden Enden mit großen Spiraldrahtscheiben geziert (Abb. 75, 74, Nr. 4). Auch an einfacheren Beinringen (Abb. 76) und Armringen (Abb. 74, Nr. 3) finden sich solche großen Endspiralscheiben, Formen, die man Fuß- und Armbergen zu nennen pflegt.

Von alldem gibt es auf germanischem Gebiet nichts, höchstens in den Grenzgebieten dies oder jenes Einfuhrstück. Wie anders war es dagegen in der Periode I, wo an der Hand der Fundstücke sich kein Unterschied auf illyrischem und germanischem Gebiete feststellen läßt, es sei denn der, daß solche Bronzeschätze je weiter nach Norden und Westen um so seltener werden. In Schleswig-Holstein und in Dänemark fehlen sie schon fast ganz, erst recht naturgemäß in Schweden. Schon diese Tatsache spricht dafür, daß die Schätze der Periode I ins germanische Norddeutschland vom illyrischen Ostdeutschland her eingeführt worden sind.

Und doch haben die Germanen schon während der Periode I einige wenige Bronzetypen selbständig geschaffen, ausschließlich aber auf dem Gebiete der Waffen. Dazu gehört die besondere grade gestreckte und ziemlich schlanke Form der Randbeilklingen (Abb. 77), während auf illyrischem Gebiete teils diese germanische, teils die besonders in Sachsen-Thüringen beheimatete auftritt, die stark geschweifte Ränder besitzt. Auf germanischem Gebiete entwickelt sich außerdem eine Abart von Beilklingen mit in der Mitte eckig geknickten Rändern. Dazu gehört weiter eine Dolchart mit schmaler Klinge, über deren Mitte ein starker Wulst entlang läuft, mit angegossenem stabförmigen, querverriefen, selten glatten Griff und etwas gewölbtem Knauf (Abb. 78). Ein vierter germanischer Typ ist eine besondere Art des Stabdolchs, jener aus Spanien hergekommenen Waffe, die man noch besser „Dolchart“ nennen würde, deren sehr langer stabförmiger Schaft wie bei Ärten und Beilen im rechten Winkel zur Klinge steht. In Deutschland begegnet sie zufrühest im Saalkreise, wo sie halbrunden Nacken aufweist. Bei den Germanen allein erhalten diese Ärte nicht nur einen meist mit der Klinge durch gemeinsamen Guß vereinigten Bronzeschaftkopf, wie er schon bei dem

Saalkreistyp Regel ist, sondern sogar einen vollständigen Bronzeschaft. Außerdem hat der Schaftkopf hier als Besonderheit stets einen spitzen dreieckigen Nacken und gern auch eine stufenweise vorspringende

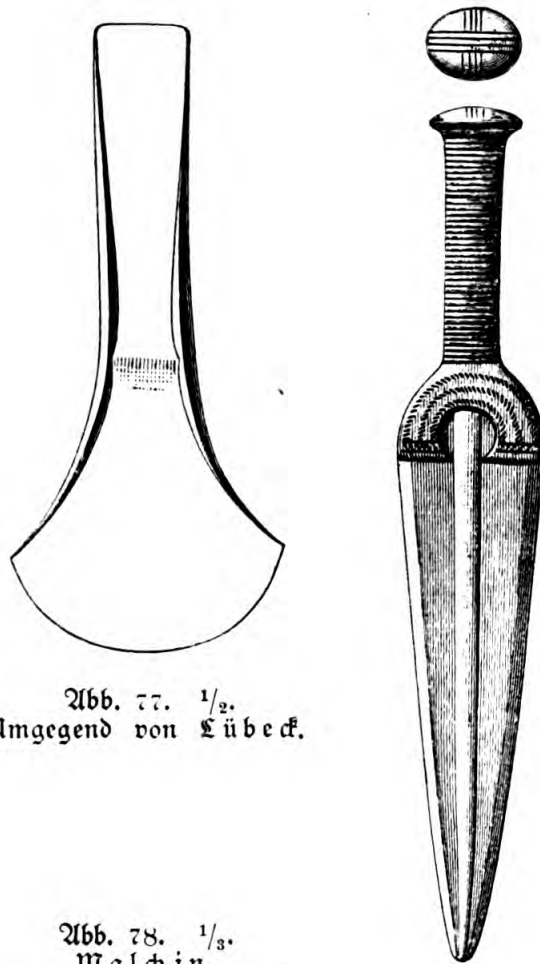


Abb. 77. $\frac{1}{2}$.
Umgegend von Lübeck.

Abb. 78. $\frac{1}{3}$.
Malchin,
Mecklenburg-Schwerin.

Übertragung als Schaftknauf (Abb. 79, 80). Auf dem nördlichen Teil des illyrischen Gebietes, wo diese germanische Form eindringt, wird der Schaftkopf dahin verändert, daß er den dreieckigen Nacken verliert und gerade abgeschnitten wird. Endlich erscheint ganz am Schlusse der Periode I noch eine besondere germanische Bronzeart mit Schaftloch, die eine Fortführung der ähnlichen Steinärte ist. Selten bleibt sie unverziert; gewöhnlich bekommt sie eine Ausschmückung mit teils ganz kurzen, teils sehr langen schräggestrichelten Dreiecken,

dem schon beschriebenen Wolfszahnornament, wie ein nach illyrischem Gebiet ausgeführtes Stück besonders schön zeigt (Abb. 81).

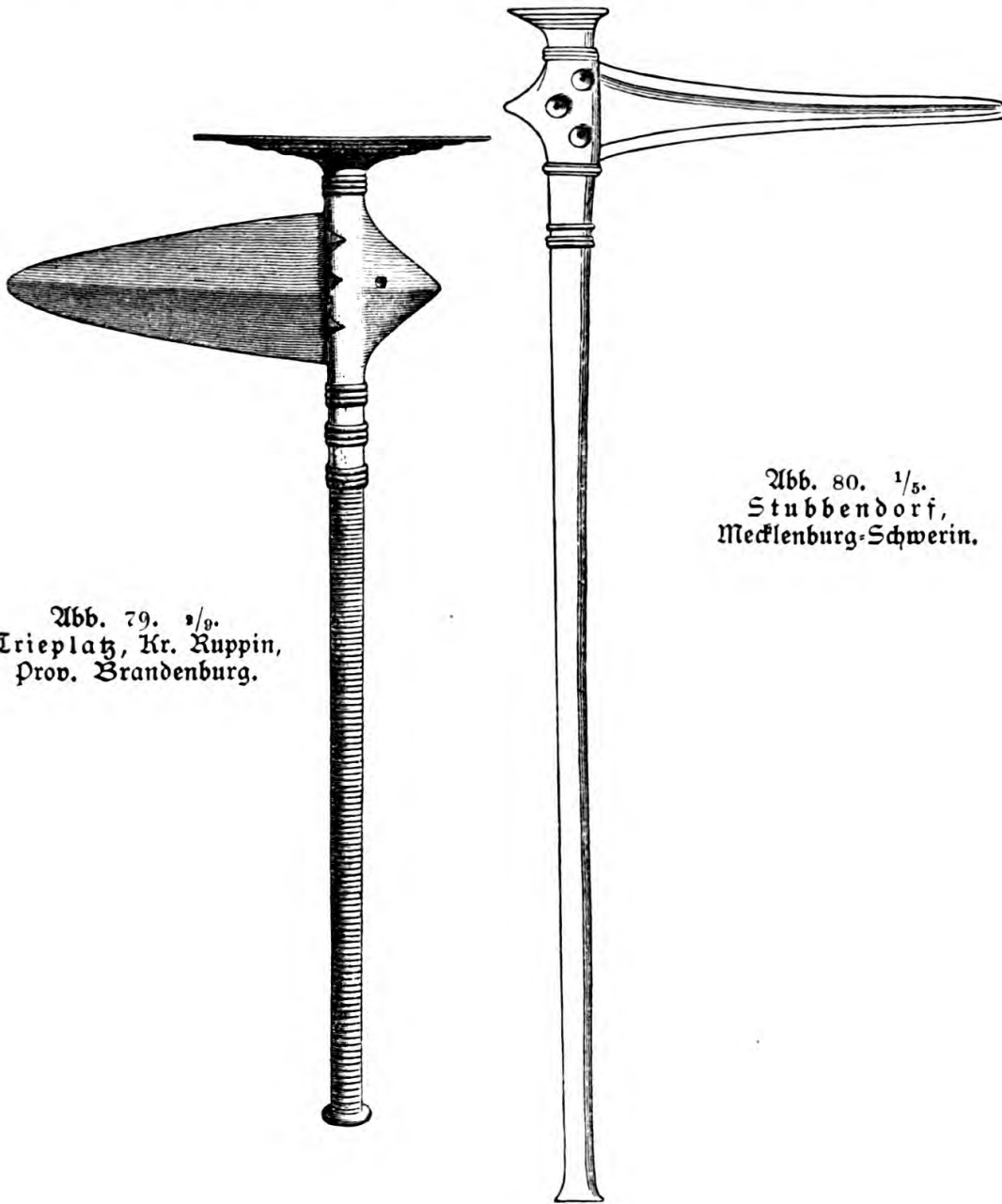


Abb. 79. $\frac{2}{3}$.
Trieplatz, Kr. Ruppin,
Prov. Brandenburg.

Abb. 80. $\frac{1}{5}$.
Stubbendorf,
Mecklenburg-Schwerin.

Wir sprachen schon davon, daß die germanische Kultur der Bronzezeit, die erst in der Periode II ihre volle Entfaltung und ihren geradezu verblüffenden Aufschwung gewinnt, in der Hauptsache

eigene Typen schafft. Nur wenige, und zwar nur solche weiblichen Schmucks, knüpfen an die Formen der in Periode I aus dem fremden Ostdeutschland eingeführten Gegenstände an, gehen aber eigene Wege und weichen völlig ab von den ungermanischen Weiterbildungen der Urtypen aus Periode I.

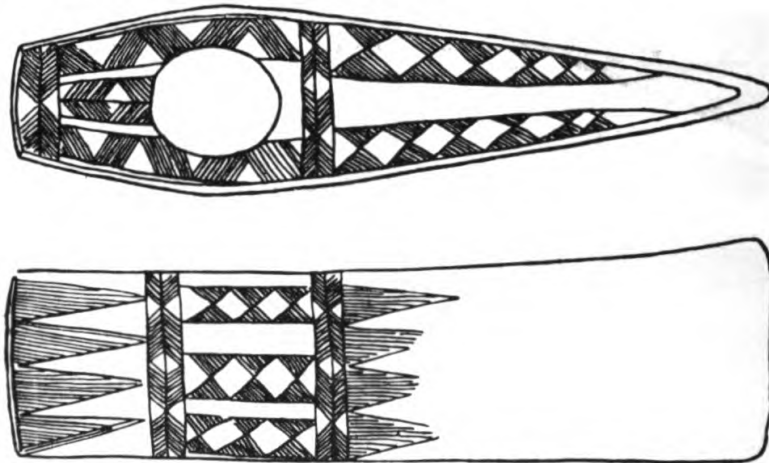


Abb. 81 a, b. Eöbſchütz bei Lommaſch, Sachſen. Muſeum Dresden.

Halssringe kennen die germanischen Frauen in dieser Zeit nur ganz ausnahmsweise und nur in Gestalt eines enggewundenen dünnen Bronzedrahtes (Abb. 82, Nr. 35). Statt dessen tragen sie breite längsgerippte Halskragen, deren Platten an den Enden zu röhrenförmigen Öfen umgerollt sind (Abb. 82, Nr. 34). Dieses prächtige Schmuckstück entwickelte sich zwar aus der primitiven Form der Öfenhalssringe der Periode I, indem ein Satz von meist neun solcher Halsringe in nach oben abnehmender Größe übereinandergelegt als Vorbild gedacht und als einheitliches Stück im Guß hergestellt wurde. Aber außerhalb Germaniens bleibt dieser Typ völlig unbekannt mit Ausnahme von Kurhessen und Thüringen, wohin er aus Germanien her eingeführt wurde. Ähnlich knüpfen die längsgerippten Armbänder (Abb. 82, Nr. 36) an die ähnlichen illyrischen Manschetten der Periode I an, deren Breite sie jedoch merklich herabmindern; hier haben auch die Illyrier eine etwas abweichende Art der Weiterbildung des älteren Typus. Von den annähernd zylindrischen Armspiralen erwähnten wir schon (S. 57), daß sie wie in Periode I, so in Periode II in Germanien im Grunde ein fremder Typ blieben. Auch den herrlichsten Frauenschmuck dieser Zeit, die reich-

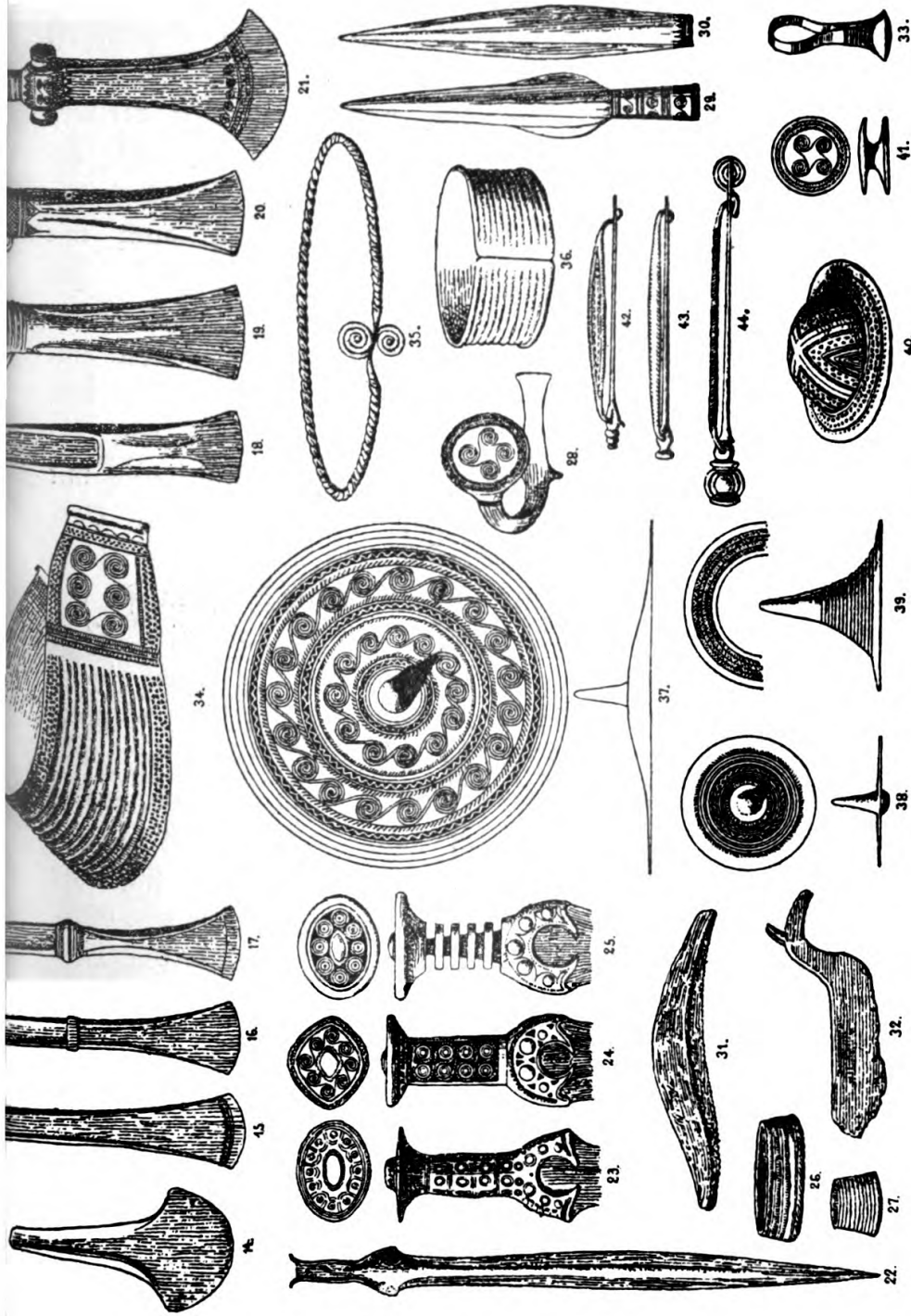


Abb. 82. Typen der zweiten Periode germanischer Bronzezeit aus Dänemark und Südschweden.
 Männlich: 14-20. Beißlingen; 21. Prunfart; 22-27. Schwert und Schwertscheiden-Ortbänder; 28. Gürtelhasen;
 29, 30. Langenspitzen; 31. Säge; 32. Haarpange; 40. Schwertriemenbuckelzier;
 41. Kriemen-Doppelpfnopf.
 Weiblich: 34. Halskrage; 35. Halsring; 36. Kaffermesser; 37. Klappmesser; 38, 39. Gürtelschnuck; 42-44. Gewand-
 nadeln (Fibeln).

verzierte, große, schwachgewölbte Bronzegürtelscheibe mit Mittelbuckel (Abb. 82, Nr. 37) kann an kleinere und nur ärmlich verzierte Scheiben wohl derselben Bestimmung angeknüpft werden, die in Böhmen und Mähren am Schlusse der Periode I auftauchen, dort jedoch ohne Nachfolge in jüngerer Zeit bleiben. Diese Scheiben, die germanischen wie die illyrischen, sind alle gegossen; ihre Vorgänger aus dem Anfange der Periode I haben sie in den aus dünnstem Bronzeblech getriebenen, auch mit getriebener Verzierung versehenen Scheiben, wie wir sie aus Kiebitz kennen lernten (Abb. 58). Nadeln als Toilettengerät waren schon in Periode I bei den Germanen sehr selten eingeführt worden. In der Periode II fehlen sie sogar ganz dem Hauptgebiet der Germanen. Eine Ausnahme machen nur die selbständig umgebildeten Typen der Nadeln mit Radkopf und mit großem senkrecht gestellten Scheibenkopf, die beide nach Vorläufern aus Süddeutschland geschaffen sind und nur bei den Nordwestgermanen üblich werden, schon in Schleswig-Holstein so gut wie fehlen und dies erst recht in Dänemark und Skandinavien. Statt der einfachen Nadeln brauchen die Germanen das von ihnen eigens erfundene Trachtenstück der *Sicherheitsnadel*, die ein zweiteiliger Gegenstand ist (Abb. 82, Nr. 42—44). Dieses unendlich wichtige Gerät, das in wenig veränderter einfacher Form bis heute weiter lebt, wurde zwar von den westlichen und südwestlichen Nachbarn der Germanen viele Jahrhunderte lang abgelehnt, verbreitete sich aber schon einige Zeit nach seiner Erfindung über das ostdeutsche und österreichische Illyrierland nach Oberitalien, wo es eine praktische Vereinfachung erhielt und von wo es in dieser neuen Gestalt das mykenische Griechenland und Kreta eroberte, ja selbst nach Kleinasien wanderte.

Sicherheitsnadeln wurden von beiden Geschlechtern getragen. Was der germanische Mann sein Sondereigen nannte, sowohl in Tracht, als in Bewaffnung, erhielt während der Periode II in besonders augenfälliger Weise seine selbständig germanische Formung. Sehen wir in Abb. 82 die schlanken Klinsen der einfacheren Randbeile (Nr. 17, 15), der Absatzbeile (Nr. 16—18), der Tüllenbeile (Nr. 19, 20), der Prunkfägte (Nr. 21), der Schwertgriffe und Knäufe

(Nr. 24, 25) mit den zugehörigen Bronze-Ortbändern der Holz-
scheide (Nr. 26, 27), Schwertriemenknöpfen (Nr. 41) und Zier-
buckeln (Nr. 40), so stellt die Forschung fest, daß hier keine Spur
einer Entlehnung, einer Anknüpfung an Fremdes zu erkennen ist.
Daselbe gilt von den beiden Arten der Lanzenspitzen (Nr. 29, 30),
von dem Gürtelhaken (Nr. 28), dem Rasiermesser mit Pferdekopf-
griff (Nr. 32), endlich der Haarzange (Nr. 33), die sich auch nur in
Männergräbern findet. Den schönen Schwung der Form aller dieser
Geräte kann man in Abb. 82 wenigstens bei der Mehrzahl notdürftig
wahrnehmen. Ihre ganze Feinheit und Schönheit aber, der hoch-
entwickelte Geschmack ihrer Verzierung leuchtet nur aus solchen Ab-
bildungen hervor, wie sie mein Buch: „Die deutsche Vorgeschichte
eine hervorragend nationale Wissenschaft“ (4. Auflage, 1925) in
großer Fülle darbietet.

Zur Ergänzung dieses Bildschatzes seien nur noch zwei Gegen-
stände derselben Zeit hinzugefügt, die sich öfter in Männergräbern
fanden, die diesseits und jenseits der früheren deutsch-dänischen
Grenze in Schleswig-Holstein und Jütland geöffnet worden sind:
Hügelgräber mit Bestattungen in Eichbaumsärgen, die durch die aus-
gezeichnete Erhaltung fast ihres vollen Inhalts uns Kenntnis geben
von Vielerlei, was sonst nirgend auf uns gekommen ist. So nament-
lich von der Mannes- und Frauentracht. Zur Ausstattung des vor-
nehmen Mannes gehörte auch eine große, schöngeformte H o l z -
t a s s e, in deren Boden ein achtzackiger Stern eingebrannt
war, sowie umlaufende Bänder in den Oberkörper und ähnliche
Muster in den reizvoll geschwungenen, an den Rändern ausgeschnit-
tenen Henkel. Alle diese eingebrannten Verzierungen sind an ihren
Säumen dichtest mit kleinen Zinnstiftchen besetzt. Das andere Ge-
rät ist ein F a l t s t u h l a u s H o l z (Abb. 83). Seine beiden Bein-
paare werden in der Mitte durch je einen durchgeschlagenen Bronze-
bolzen zusammengehalten, der zur Hälfte viereckig, zur Hälfte rund
gestaltet ist. Hierdurch wurde die Festigkeit der Fügung wesentlich
erhöht, ohne daß dabei die Leichtigkeit der Handhabung, die Beweg-
lichkeit des Geräts litt. Schon dieser kleine Zug zeigt das hohe tech-
nische Wissen der germanischen Kunsthandwerker. An den Enden
der die vier Beinstäbe verbindenden wagrechten Längsstäbe befinden

sich acht reichverzierte Bronzekapseln. Dazu tragen die oberen Kapseln noch eine Seitenöse für die Aufnahme von Riemen, die sich unter dem Sitzleder des Stuhles kreuzten, wo sie durch zwei vierkantige schräg-

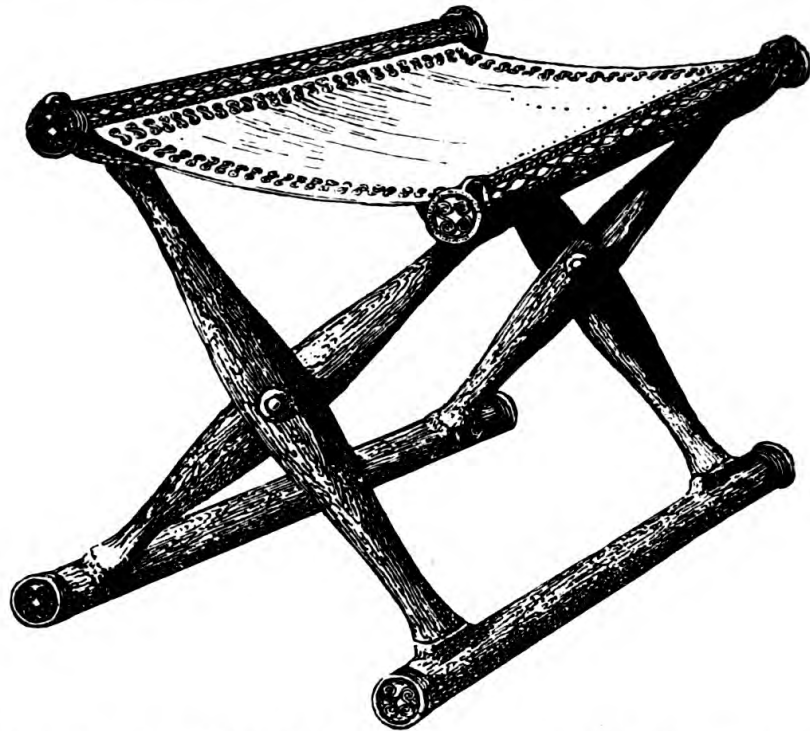


Abb. 83. Etwa $\frac{1}{5}$. Bechelsdorf, fürstentum Ratzeburg. Rekonstruktion.

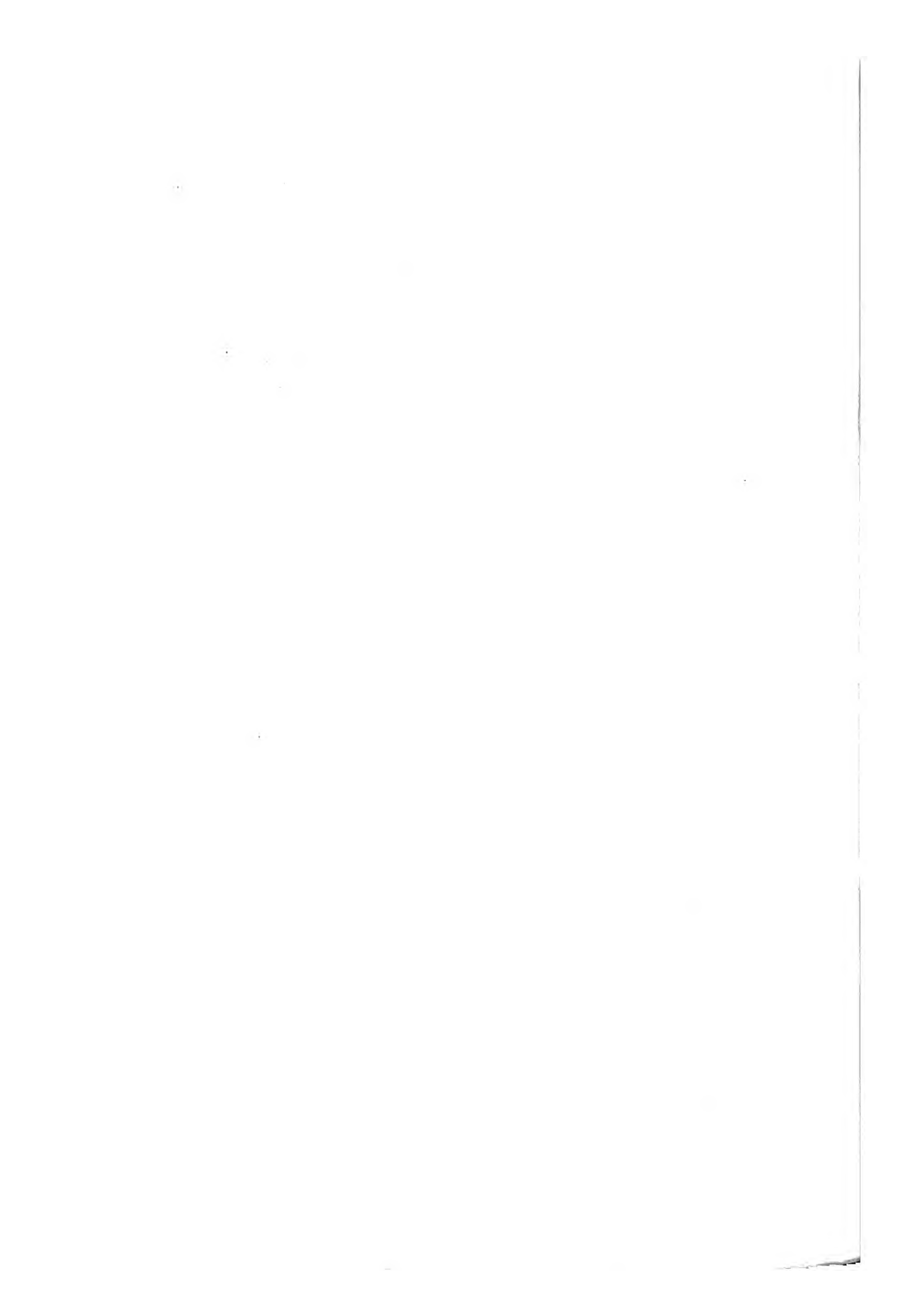
gerichtete Röhren einer dicken Bronzescheibe liefen. Durch Hin- und Herschieben der Bronzescheibe ließen sich die Schnüre loser und fester gespannt stellen und ihre Spannung mit der des Lederstuhles in Übereinstimmung bringen. Das Sitzleder ist an den Rändern mit Bronzespiralen besetzt, deren Endspitzen durch das Leder greifen und auf seiner Unterseite umgebogen sind. Diese in Europa einzigartigen Klappstühle haben Ähnlichkeit mit Klappstühlen aus Syrien und Ägypten, die derselben Zeit angehören; doch weichen letztere in vielem, vor allem im Stoffe, von den germanischen ab, die schon durch die Bronzekapseln mit ihrer echt germanischen Spiralzier sich als eine einheimische Arbeit und Erfindung erweisen. Törichterweise sprach man bei Gelegenheit der Ausbeutung des Grabes des ägyptischen Königs Tutanchammon in Zeitungen viel davon, daß

ägyptische Thronfessel auch in germanischen Gräbern zum Vorschein gekommen wären.

Aus allem, was über die Bronzezeitperiode I und II auf germanischem und illyrischem Gebiete ausführlich dargelegt worden ist, wird klar geworden sein, daß wir erst in Periode II von einer ausgesprochenen germanischen Bronzekultur sprechen können, und daß in Periode I die Bronzen des germanischen Gebiets in der Hauptsache illyrischen Stil zeigen, größtenteils auch illyrische Arbeit sind.

Wir haben demnach auf siedlungs- und kulturarchäologischem Wege keine Möglichkeit, über die Periode I hinwegzukommen. Diese Periode verhüllt uns die Grenzen des Germanengebietes, sie ist jene Barre, jenes Hindernis der Anwendung meiner Methode, auf das ich in den einleitenden Ausführungen dieses Buches als möglicherweise eintretend hinwies.

Zunächst erscheint dies Hindernis unüberwindlich. Wir müssen also das Ding umdrehen und von der anderen Seite betrachten. Wir müssen von rückwärts her, von der ältesten Urzeit unserer Bevölkerung aus in die jüngeren Zeiten herabsteigen und sehen, ob wir die scheinbar uneinnehmbare Festung der Periode I von jener Seite her erobern können. Tun wir das jetzt.



2. Germanen und Indogermanen.*

Die Germanen gehören, wie deutsche Forschung schon vor mehr als hundert Jahren (Franz Bopp, 1816) erkannt hat, zu den indogermanischen oder arischen Völkern und sind wie diese alle notwendig hervorgegangen aus einem landschaftlich verhältnismäßig eng umgrenzten indogermanischen oder arischen Urvolk. Allgemein bekannt ist, daß die Sprachforschung, beirrt durch den Trugspiegel des Orients, viele Jahrzehnte lang Innerasien als Urheimat der Indogermanen angesehen hat, wie wir das in den Schulen gelernt haben und wie dort heute noch vielfach gelehrt wird, wenn von solchen entlegenen, humanistisch nicht zu erfassenden und humanistisch noch weniger zu verwertenden Dingen überhaupt dort geredet wird.

Doch die Rassenkunde im Verein mit der vorgeschichtlichen Anthropologie und in ihrem Gefolge besonders eindrucksvoll überzeugend die vorgeschichtliche Archäologie traten der Sprachforschung entgegen, indem sie teils Nordeuropa, d. h. Skandinavien, teils richtiger das Küstengebiet des südwestlichen Ostseewinkels, also nur Südschweden, Dänemark und die Dänemark nächst benachbarten norddeutschen Küstenprovinzen als indogermanische Urheimat nachwiesen.

Die Sprachforschung gab dann ihren Irrtum auf, trat zunächst für Europa im allgemeinen ein und konnte endlich, besonders unter Beihilfe der Pflanzen- und Tiergeographie, sogar enger umgrenzte Gebiete Europas als Urheimat erkennen. Sie stellte fest, daß die Bezeichnungen gewisser Waldbäume, die nur in Europa oder nur in Nordeuropa oder Nordwesteuropa vorkommen, dennoch bei allen indo-

* Zu diesem Kapitel ist zu vergleichen mein Buch: Die Indogermanen. Ein Umriss. I. Das indogermanische Urvolk. Leipzig 1921.

germanischen Völkern ganz Europas und Vorderasiens in Gebrauch sind. Aber dort, wo diese Waldbäume fehlen, sind jene Bezeichnungen auf andere Bäume übertragen worden. Das indogermanische Urvolk muß also aus jener Gegend stammen, wo diese Bäume einst beheimatet waren.

So erweisen die Gleichungen aller indogermanischen Sprachen für die Namen der *Eiche* Europa im allgemeinen als Urheimat. Die Gleichungen für *Buche* und *Eibe* schränken die Urheimat auf das Gebiet westlich der Linie Königsberg—Odessa ein, denn östlich dieser Linie fehlen diese beiden Bäume vollständig.

Die Namen für *Ual* und *Lachs*, also Tiere, die nur in den nordischen Meeren erscheinen, und weiter die gleichen Namen für „*Meer*“, für „*schneien*“ und für nur drei der vier Jahreszeiten, nämlich *Winter*, *Frühling*, *Sommer*, lassen endlich nur *Nord europa* einschließlich der deutschen Nordsee- und Ostseegebiete zu. Sprachliche Gegengründe gegen die Annahme der Gebiete um die Ostsee als Urheimat der Indogermanen sind zwar später noch aus den Bezeichnungen für die *Schildkröte* und für die *Waidpflanze*, jenes uralte Blaufärbemittel, und aus dem angeblichen Fehlen dieser beiden Dinge in der frühesten Vorzeit Nordeuropas hergeleitet worden, konnten aber von der Archäologie sofort widerlegt werden.

Immer bleibt die Sprachforschung in dem Nachteil, daß sie weder nach Raum, noch nach Zeit zu genauen und bestimmten Angaben und Antworten vorzudringen vermag, was nur der vorgeschichtlichen Archäologie im Verein mit der vorgeschichtlichen Anthropologie vergönnt ist. Im allgemeinen verzichtet darum die neueste Sprachforschung darauf, aus sich heraus das genauere Gebiet der Urheimat feststellen zu wollen. Sie bescheidet sich vielmehr dahin, die älteste Lagerung der indogermanischen Einzlvölker zueinander nach der ersten Zerteilung des indogermanischen Urvolks als die weitest zurückliegende Stufe anzusehen, zu der ihre Forschungsmittel gelangen können.

Die neueste Karte über die erste Zerteilung des indogermanischen Urvolks in die indogermanischen Einzlvölker (Abb. 84), ausgeführt von dem schwedischen Professor

K. f. Johanson, zeigt jedoch, daß die Sprachwissenschaft für sich allein auch hier nur zu ganz allgemeinen, ziemlich unsicheren Ansetzungen vordringen kann. Erst die Archäologie ist es, die hier die

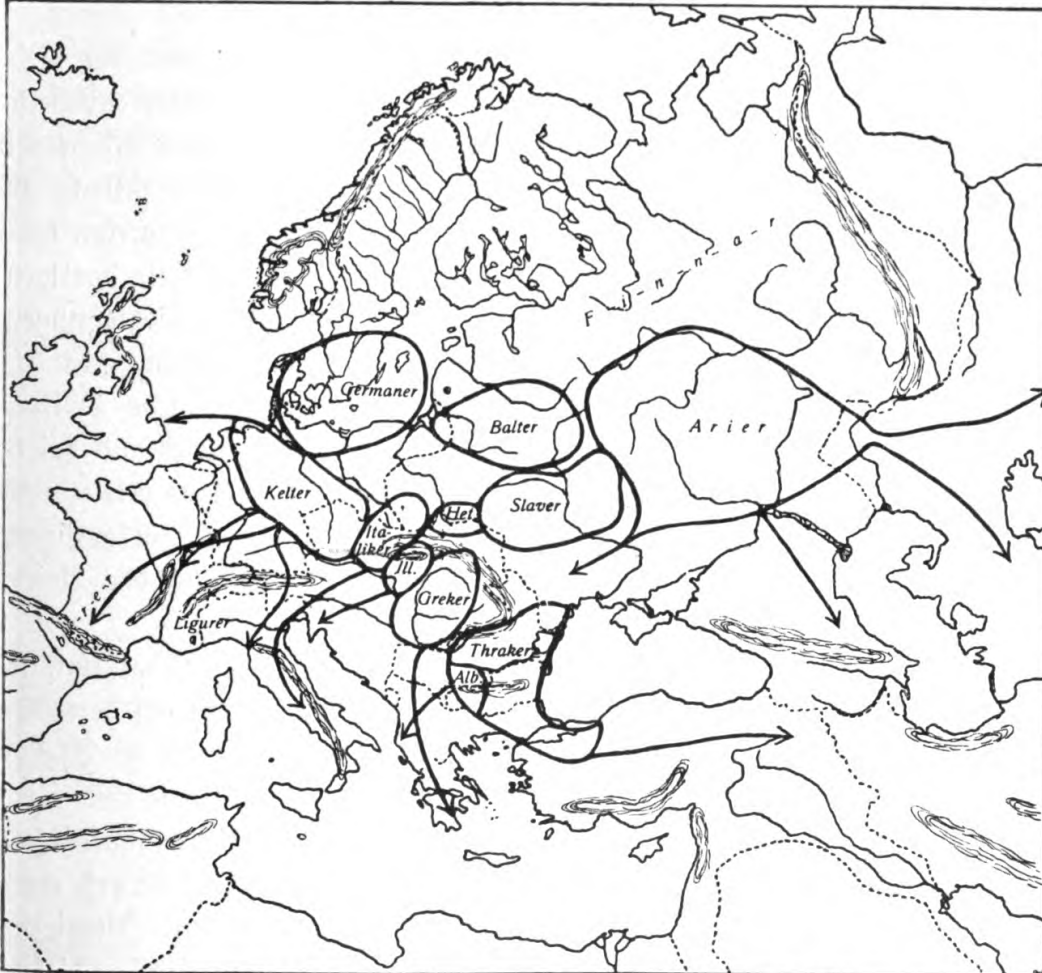


Abb. 84. Urstzge der indogermanischen Völker (nach K. f. Johanson).

Landschaftsgebiete sicherer zu umgrenzen und vor allem auch ganz bestimmte Zeitangaben für jene frühen Vorgänge der Völkerbildungen zu ermitteln vermag. Der Archäologe wird die Ansetzung der Germanen, der Kelter, der Illyrier, Hethiter, Arier und der Italiker, wie sie diese Karte zeigt, mehr oder weniger beanstanden müssen.

Weit schlagender als die Schlüsse der Sprachforschung in der Frage der Urheimat, ob Asien oder Europa, sind die Überlegungen, welche die Völkerkunde einschließlich der allgemeinen Rassenkunde an die Hand gibt.

Die Ur-Indogermanen müssen ein hervorragend kräftig veranlagtes, ruhelos tätiges, beständig schöpferisches Volk gewesen sein, das nur im stürmischen Kulturfortschritt Genüge und Befriedigung fand.

Die A s i a t e n Vorder- und Südasiens sind selbst dort, wo vielleicht noch etwas arisches Blut in ihren Adern fließt, zwar teilweise auch heute noch tiefe Denker, mehr noch Grübler, in der Mehrzahl jedoch durch Klimaeinflüsse und Beimischung fremden Bluts zu schlaffen Fatalisten geworden, die in feigen Weltfluchtgedanken hinbrüten, statt heldischem Kampf für hohe Ziele zu leben. Die dortigen dunkeln Urrassen haben natürlich nicht die geringsten Beziehungen zu europäischem, geschweige denn indogermanischem Wesen.

Die Geschichte zeigt zudem, daß von Asien nur solche Völker- einbrüche nach Europa gekommen sind, die kulturvernichtend wirkten, wie die der Hunnen, der Magyaren, der Mongolen und anderer Völkersplitter. Das Umgekehrte gilt von den Völkerzügen, die aus Europa nach Asien gerichtet waren, so der Zug der Arier, der Zug der Makedonier usw.

Was endlich die spezielle Rassenkunde anbelangt, so sehen wir bei allen indogermanischen Völkern, sowohl bei den Ostindogermanen, d. h. Indern, Iranern in Persien, Saken in Afghanistan und Beludschistan, zu denen einst auch die Skythen und Sarmaten gehörten, ferner bei den alten Thrakern der Balkanhalbinsel, endlich bei Slawen und lettisch-litauischen Stämmen — und erst recht bei den Westindogermanen, d. h. bei Hellenen, Illyriern, Italikern, Kelten, nicht zu reden von den Germanen: bei allen diesen Völkern, sage ich, sehen wir im Altertum ein bedeutendes Hervortreten zum Teil sogar Vorherrschen des nordischen Rassenstammes. In beschränktem Maße sehen wir dies noch an den heutigen Nachkommen jener Völker, in sehr viel stärkerem Maße aber vernehmen und erschließen wir es aus literarischen Nachrichten frühgeschichtlicher Zeit. Am deutlichsten naturgemäß bei den Völkern, die die älteste schriftliche Überlieferung besitzen, insonderheit bei den Griechen.*

* Eingehendere Ausführungen über diesen hier nur kurz behandelten Stoff habe ich in einer besonderen Abhandlung gegeben: Der „nordische“ Körpertypus der Griechen und Römer (Deutscher Volkswart. I. Leipzig 1914, S. 265—272).

Hier hören wir nicht nur davon, sondern können es mit eigenen Augen sehen. Denn hier werden unsere geschichtlichen Kenntnisse unterstützt und ergänzt durch die Bildhauerkunst.

Lichte Haut, Blondheit, Blauäugigkeit, Schmalgesichter und Langköpfe finden wir bei den Griechen in überraschender Fülle.

Besonders bei den führenden Schichten der Bevölkerung: beim hohen Adel, bei den Patriziern, bei den Kriegern und freien Bürgern und sehr kennzeichnend bei den Göttergestalten.



Abb. 85. Perserkopf des sidonischen Sarkophags. Museum Konstantinopel.
(Photographie von J. Bruckmann, München.)

Auch die Perser werden von den griechischen Geschichtsschreibern als große, kräftige Leute von stolzer Erscheinung geschildert, und blond, schmalnasig, langgesichtig erscheinen sie z. B. an dem berühmten sogenannten „Alexander“-Sarkophag aus Sidon in der Darstellung einer der Schlachten, in denen Alexander der Große das Heer des Perserkönigs Dareios besiegte (Abb. 85) und ebenso in dem Parallelbilde der Löwenjagd Alexanders in Gemeinschaft persischer Großen.

Eine Idealfigur Alexanders, der sogenannte Alexander Rondanini in München, ein Werk des attischen Künstlers Leochares, zeigt ihn als antike Siegfriedsgestalt in vollkommen germanischem Gelock.



Abb. 86. Kopf der Bildsäule Alexanders d. Gr. aus Magnesia am Berge Sipylos. Museum Konstantinopel.

Der echt nordische Langschädel mit starker Auswölbung des Hinterkopfes tritt am besten hervor in der Seitenansicht der Statue Alexanders aus Magnesia am Berge Sipylos in Kleinasien (Abb. 86).

Die Büsten des Redners Eysias aus dem fünften Jahrhundert besitzen ebenfalls langes Gesicht, schmale Nase, hohe, schräg gewölbte Stirn und wieder besonders den oben flachen Schädel mit dem schräg abfallenden, unten kuppelig abgesetzten Hinterhaupt des langen Kopfes. Die nordische Kopfform leuchtet hier darum so stark hervor, weil Eysias in höherem Alter als Kahlkopf dargestellt worden ist. — In unübertrefflicher Weise sehen wir die nordische Gesichts- und Schädelbildung trotz des dichten, nordisch leicht gewellten Barts und Haupthaares bei den Büsten des um 300 v. Chr. blühenden Philosophen Zenon, des Stoikers (Abb. 87, 88).

Noch im ersten Jahrhundert v. Chr. erscheinen dieselben Eigenschaften der Kopfbildung: schmale Nase, langes Gesicht, langer, oben

flacher Schädel bei dem Philosophen P o s e i d o n i o s v o n R h o -
d o s , dem Geschichtschreiber der Kimbernkriege.

Nicht anders als bei den männlichen ist es bei den weiblichen
Bildern. Aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. stammt eine H e r m e

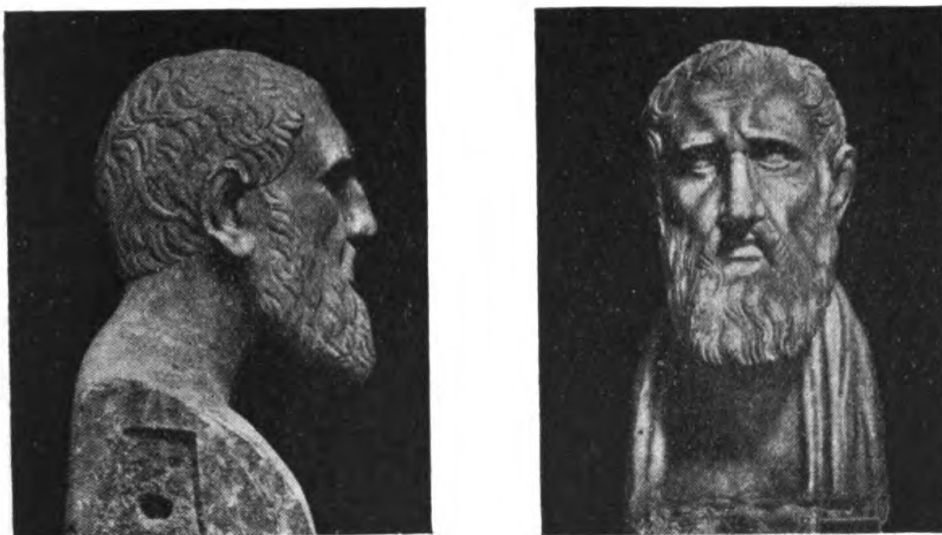


Abb. 87, 88. Büsten des Zenon (in Kopenhagen und Neapel).

der A s p a s i a von Milet, der geistvollen Gattin des Perikles, von
der wir wissen, daß sie blond war, und daß ihr Großäugigkeit nach-
gerühmt wurde, jenes Schönheitszeichen, das bei Homer stets als
Stierblick bezeichnet wird. Sie ist besonders langgesichtig.

Auch wo bei den Bildwerken aus der Zeit höchster Blüte griechi-
scher Kunst die Bemalung jetzt ganz vergangen ist, zeigt die Körper-
bildung der Göttinnen völlig nordische Erscheinungen. Das gilt in
hervorragendem Maße von dem allerberühmtesten Bildwerk des
Altertums, welches das höchste Entzücken der Zeitgenossen erregte,
von der E n i d i s c h e n A p h r o d i t e des Praxiteles. Wir kennen
zwar nicht ihr Urbild, doch ist eine diesem nahestehende Nachschöp-
fung bester griechischer Zeit in dem Kopfe der Sammlung v. Kauff-
mann auf uns gekommen (Abb. 89). Ihre Gesichtszüge in Vorder-
und Seitenansicht, der Kopf in der Seitenansicht, das üppige, leicht
gewellte Haar führen hier eine beredte Sprache. Ganz nordisch ist
auch der Ausdruck unnahbarer Keuschheit, den diese Züge atmen, die
Vereinigung mädchenhafter Anmut mit göttlicher Würde.

Und das Gleiche gilt von der Aphrodite von Melos (Abb. 90), die eine schon etwas reifere Schönheit verkörpert, in leiblicher wie geistiger Hinsicht. Hoheitsvolle Erhabenheit befeelt auch noch dies Werk eines Künstlers des zweiten Jahrhunderts v. Chr., da es auf eine Urschöpfung des vierten Jahrhunderts zurückgeht.

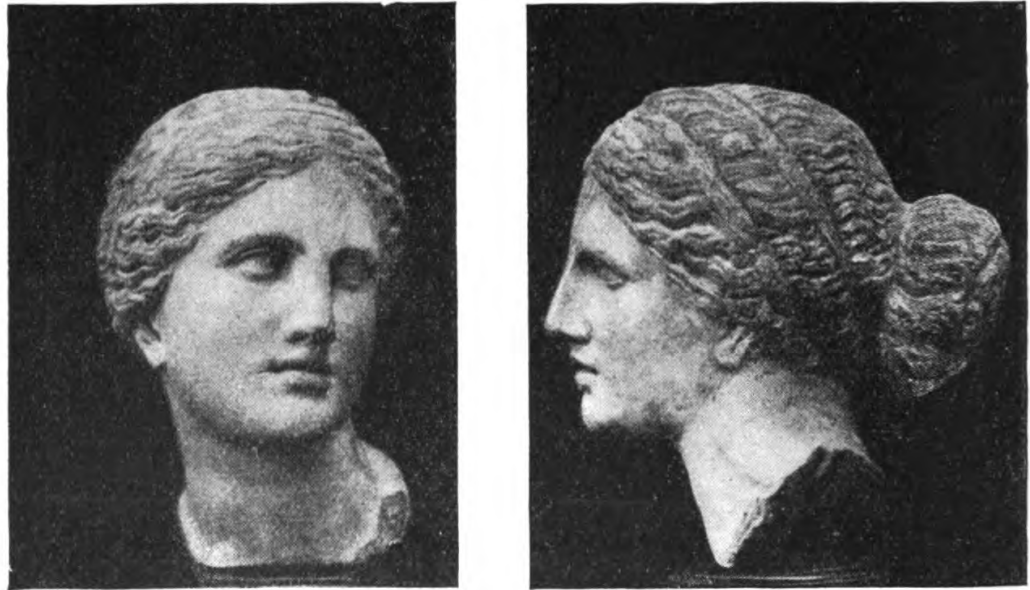


Abb. 89 a, b. Knidische Aphrodite aus Tralles in Karien.
Sammlung R. von Kauffmann, Berlin.

Berühmte Beispiele nordischer Erscheinungen sind die kleinen Gewandfiguren aus dem Ende des vierten Jahrhunderts v. Chr., die sog. Tanagrafiguren, deren Bemalung stets blondes Haar und blaue Augen aufweist. Ganz besonders gut erhalten ist die Bemalung auch bei zwei kleinen Schöpfgefäßen des vierten Jahrhunderts v. Chr., die 1869 in der griechischen Kolonie Phanagoria auf Taman an der Straße von Kertsch am Schwarzen Meer einem Grabe enthoben wurden. Rosigste Hautfarbe, himmelblaue Augen und goldenes Gelock schmücken die an jenen Gefäßen ausgeführten Büsten der Aphrodite in der Muschel und der besonders anmutigen Sphinx.

Das Zentrum der blonden Rasse ist nun bekanntlich Nordeuropa, und zwar alle Lande um die Ostsee herum. Hier also — westlich des

Meridians von Königsberg nach den Schlüssen der Sprachforschung — ist die Heimat der Indogermanen zu erkennen.

Woher kam nun das indogermanische Urvolk in dies während der Eiszeiten unbewohnbare Gebiet? Zu dem Begriff „Volk“ gehört ein abgeschlossenes, mehr oder weniger dicht besiedeltes Landgebiet von annähernd einheitlicher Kultur und Sprache.



Abb. 90. Aphrodite von Melos.

Über die Sprache einer so frühen Vorzeit können wir freilich nur durch verbindende Beobachtung von Tatsachen Schlüsse ziehen, die aber selbst bei größter Vorsicht mehr oder weniger unsicher bleiben werden. Dagegen vermittelt die Archäologie klare Anschauungen über festausgeprägte Kulturen scharf umgrenzter Landschaften genau bestimmter Zeiten. Und Hand in Hand mit ihr geht die Anthropologie und die vor- und frühgeschichtliche Rassenkunde. Diese beiden Wissenschaften Archäologie und Anthropologie müssen wir also vor allem zu Rate ziehen.

Zunächst wollen wir nun zu ermitteln suchen, was die vorgegeschichtliche Rassenkunde über die Ahnen der ältesten nordischen Bevölkerung aus der Spätstufe der Eiszeit oder Alt-Steinzeit uns sagen kann und welches Licht hiervon auf die nordische Bevölkerung der jüngeren Steinzeit fällt. Ein letzter Teil des Buches soll dann auf archäologischem Wege an der Hand der Kulturhinterlassenschaft der nordischen Bevölkerung die Entwicklung dieser Bevölkerung von ihren frühesten Anfängen bis zu dem Punkte verfolgen, da die Germanen als Sondervolk aus ihr hervorgehen.

3. Entstehung der nordischen Rasse.

Wir halten uns hier nicht mit dem Unterkiefer von M a u e r bei Heidelberg auf, dem ältesten bis jetzt auf der Erde bekannten Menschenrest, der einer Art Vormensch angehört: Palaeoanthropos „Alt mensch“ nennen ihn die Anthropologen. Er stammt aus der Mitte der Zwischeneiszeit, die zwischen den beiden großen Eiszeiten liegt, in die man, das System vereinfachend, neuestens die gesamte Eiszeitepoche einteilt. Ebensovwenig beschäftigen wir uns mit der später folgenden Neanderthalrasse, die aus dem älteren Teile der Altsteinzeit (Paläolithikum) stammt, d. h. aus dem Ende der Zwischeneiszeit und der ersten Hälfte der letzten Eiszeit: das ist der „Urmensch“, Homo Primigenius. Wir besprechen vielmehr an erster Stelle den Homo sapiens, den schon weit vorgeschrittenen, körperlich wie geistig hochstehenden Menschen des jüngeren Teiles der Altsteinzeit aus der zweiten Hälfte der letzten Eiszeit, den Schöpfer jener bewundernswerten und neuerdings so allgemein bekannt gewordenen Höhlenzeichnungen und Höhlenmalereien, sowie Vollskulpturen und Reliefbilder Südfrankreichs und Spaniens, dessen Herkunft und plötzliches Erscheinen noch nicht voll geklärt ist.

Bei der Betrachtung von Rasse Schädeln ist es unerlässlich, mit den wichtigsten M a ß v e r h ä l t n i s s e n d e s G e h i r n s = u n d d e s G e s i c h t s s c h ä d e l s vertraut zu sein, insonderheit zu wissen, was die Begriffe Lang- und Kurzschädel, Lang- und Breitgesicht bedeuten. Für diejenigen Leser, die mit dem Inhalt dieser Begriffe nicht voll vertraut sind, bemerke ich, daß die Länge eines Gehirnschädels gemessen wird durch eine Linie, die von der Mitte des zwischen den Augenbrauenbögen befindlichen Stirnteils bis zum hervorragendsten Punkte des Hinterhauptes läuft. Und zwar muß der Schädel hierbei so gestellt sein, daß die

Verbindungsline des tiefsten Punktes des Augenhöhlenrandes mit dem Oberrande der Ohröffnung genau wagrecht liegt. Die auf diese Weise gemessenen Schädel heißen Langschädel, wenn ihre größte Breite weniger als vier Fünftel der Länge beträgt; Kurzschädel dagegen, wenn ihre größte Breite vier Fünftel der Länge oder noch darüber beträgt. Vier Fünftel sind achtzig Prozent; man nennt den Prozentsatz Index und spricht also von einem Schädel, der einen Längenbreiten-Index von 80, 75, 70 usw. hat.

Man setzt das Längenmaß oder das Breitenmaß des Gehirnschädels auch in Verhältnis zu seiner Höhe. Diese wird gemessen durch eine Linie vom Vorderrande des in der Grundfläche des Schädels befindlichen Hinterhauptloches bis zum Scheitel, und zwar senkrecht zu der vorher beschriebenen Horizontalebene des Schädels. Im allgemeinen kann man sagen, daß Langschädel meistens niedrig zu sein pflegen, Kurzschädel dagegen hoch. Man vergleiche die Seitenansichten in Abb. 114 und Abb. 127.

Ebenso bestimmt man die Gesichtslänge. Sie wird von der Nasenwurzel bis zum Kinn gemessen und zur Jochbogenbreite in Beziehung gesetzt: eine Gesichtslänge von neun Zehntel der Jochbogenbreite oder Index 90 und darüber nennt man lang oder schmal. Beträgt die Gesichtslänge weniger als neun Zehntel der Jochbogenbreite, so liegt bei einem Index von 85 bis 89,9 ein mittellanges, bei einem Index unter 85 ein breites oder niedriges Gesicht vor. Fehlt der zum Schädel gehörige Unterkiefer, was oft der Fall ist, so muß man sich mit dem Maß des Obergesichts begnügen, das von der Nasenwurzel bis zur Mitte des unteren Randes des Oberkiefers, dem sogenannten Prosthion, gemessen wird, ohne die Zähne. Dieses Maß ist nicht ganz so zuverlässig, weil sich zu einem niedrigen Oberkiefer oft ein hoher Unterkiefer gesellt und umgekehrt ebenso.

Da beim Gehirnschädelmaß die Vergleichsline, die Schädelbreite, stets kleiner ist als die Schädellänge, so müssen hohe Indexzahlen hier Kurzschädel anzeigen; umgekehrt bedeuten beim Gesichtschädel hohe Indexzahlen stets Langgesichter, da die Vergleichsline, die Jochbogenbreite, fast stets länger ist als die Gesichtslänge.

Unter den Rassen des jüngeren Teiles der Altsteinzeit kommen für uns namentlich zwei in Betracht: Die Cromagnon-Rasse und die

Murignac-Rasse. Die Cromagnon-Rasse gilt bei manchen Anthropologen nur als Stammvater der Mittelmeerrasse. Einen Vertreter der mittelländischen Rasse gibt Abb. 91, und zwar der



Abb. 91, a, b. Sizilianer aus Palermo.
Rein dunkelfarbig; Kopfindex 77 (nach W. Ripley).

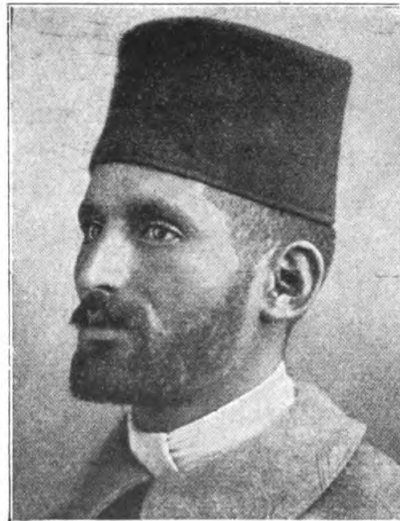


Abb. 92. Algerier.
Mittelländische Rasse mit negerhaftem Einschlag (nach Günther, Rassenkunde).

breitnasigen Abart; außerdem zeigt dieser Sizilianer einen gewissen negerhaften Einschlag, wie er bei dieser Rasse häufiger zu beobachten ist. Dies ist ebenso der Fall bei einem Algerier (Abb. 92), der aber,

wie auch die Südfranzösin (Abb. 93), die schmalnasige Abart der Mittelmeerrasse darstellt. Die Südfranzösin hat in ihrer spitz zulaufenden Nase einen Zug, der besonders den Hamiten Nordafrikas eigen ist, die auch zur Mittelmeerrasse gehören.



Abb. 93. Südfranzösin aus Arles (nach Günther, Rassenkunde).

Von der mittelländischen Rasse will ich hier nur bemerken, daß sie zwar, wie die nordische, langköpfig mit ausladendem Hinterhaupt und schmalgesichtig ist, letzteres oft noch stärker ausgeprägt, als bei der nordischen Rasse. Doch steigt bei ihr die Stirn weniger zurückgeneigt, vielmehr steiler gewölbt an. In vollem Gegensatz zur nordischen Rasse ist sie dunkelfarbig in Haar und in den eigentümlich glänzenden Augen, bräunlich in Haut, dabei klein gewachsen, schlank und zierlich, während die nordische Rasse zwar auch schlank, aber groß und kräftig, sowie hellfarbig ist. Auch im Charakter zeigen sich scharfe Gegensätze: gegenüber nordischer Schwerblütigkeit, ernster Ruhe, Verschllossenheit und Gemütsstiefe steht südliche Bewegungsfreudigkeit und Grazie, Leidenschaftlichkeit, heitere Lebensfreude und lebenswürdige Gastfreundschaft; neben nordischer Sachlichkeit, Gerechtigkeit und Gutmütigkeit südliche Eigsucht und Grausamkeit, dabei eine hervorstechende Geschlechtlichkeit.

Nach dem Urteil der meisten Anthropologen scheint es indes ausgemacht, daß der Cromagnonmensch auch, mindestens zur Hälfte, als

Grundbestandteil der nordischen Rasse anzusehen ist. Die andere Hälfte dieses Grundbestandteils stellt die Aurignac-Rasse dar, auf die wir gleich zurückkommen.

Ich gebe hier die Schädel zweier Hauptvertreter der Cro-Magnon-Rasse aus Cro-Magnon in der Dordogne und aus Mentone in drei Stellungen: Seitenansicht (Abb. 94), Vorderansicht



Abb. 94. Schädel des „Alten“ von Cro-Magnon.

und Obenaussicht (Abb. 95). Der Schädel ist lang, hat Index 73: das ist nordisch, aber auch mittelländisch; er hat weiter ein kuppelartig scharf abgesetztes Hinterhaupt: das ist erst recht nordisch, in abgeschwächter Art ebenfalls auch mittelländisch; endlich sind die Augenhöhlen breit, niedrig, rechteckig, während sie beim nordischen Gesichtschädel auch annähernd rechteckig, doch nicht ganz so niedrig sind. Unnordisch dagegen ist das niedrige, breite Gesicht, mit einem Gesicht-Index von 77 beim Schädel aus Mentone (bei dem Schädel aus Cro-Magnon etwas weniger breit: Index 83); unnordisch ist ferner das Fehlen der Überaugenwülste, d. h. jener bogigen Knochenvorsprünge, auf denen die Augenbrauen liegen, und endlich die Steilheit der Stirn, die nach dem flachen Scheitel hin scharf umknickt. Also: Gehirnschädel nordisch, Gesicht und Stirn unnordisch. — Ich muß hier notgedrungen schon von Einzelheiten des nordischen Rassenzweiges sprechen, ohne ihn als Ganzes schon geschildert zu haben. Doch werden wir die nordische Langkopfrasse als-

bald entstehen sehen. Abb. 96 bringt die Profil- und Horizontal-Umriffe der Schädel der beiden besprochenen Hauptvertreter der Cro-Magnon-Rasse, aus Cro-Magnon und aus Mentone



Abb. 95 a, b. $\frac{1}{3}$. Schädel des „Alten“ von Mentone (nach Verneau).

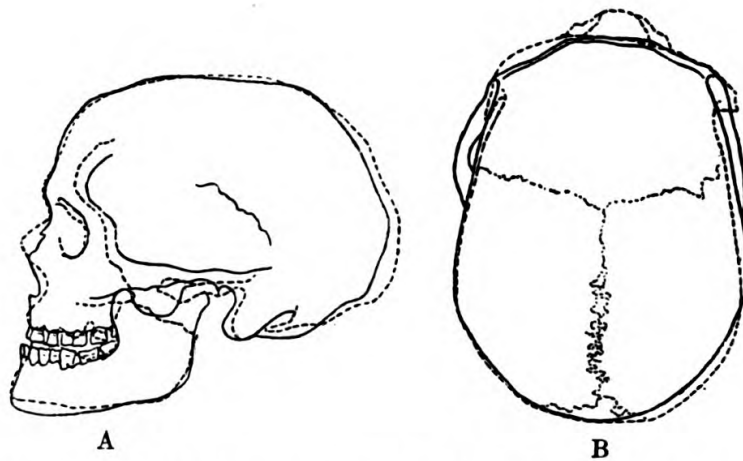


Abb. 96 a, b. Schädelröße des „Alten“ von Cro-Magnon (.....) und des „Alten“ von Mentone (—) (nach R. Verneau).
A Profilumriffe; B Horizontalumriffe.

tone, ausgeführt in Punktierung und Vollinie. Die beiden Umrisse decken sich fast ganz, nur daß das Kinn des Schädels aus Mentone in der Symphysegegend, d. h. in der Mitte, etwas niedriger und dadurch auch das ganze Gesicht noch niedriger ist, als beim Schädel aus Cro-Magnon. Beim Profillumriß des Schädels aus Cro-Magnon erkennen wir die stark ausgebildete Hakennase, der wir auch beim Gesichtschädel der nordischen Rasse häufig begegnen werden.

Der *Aurignacmensch* (Abb. 97) ist von dem Anthropologen H. Klaatsch so genannt worden, nicht nach dem Fundorte, der Combe Capelle bei Monferrand im Departement Périgord ist, son-

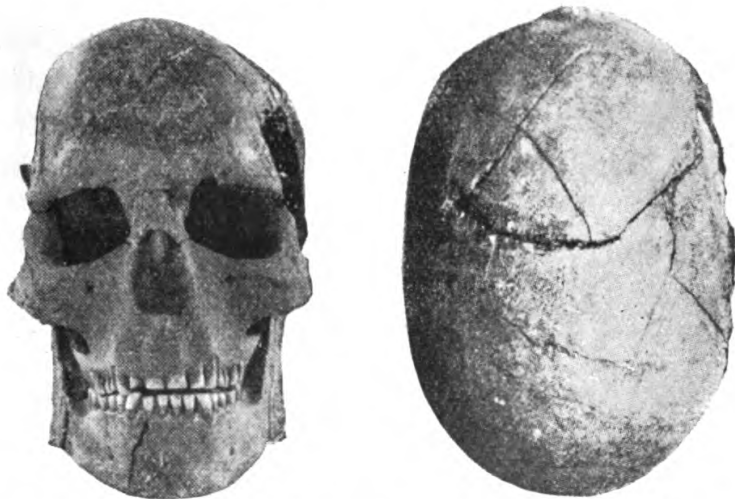


Abb. 97 a, b. *Aurignacschädel* aus Combe-Capelle, Dep. Périgord.

dern nach der Fundschicht, aus der das Skelett stammt: sie gehört archäologisch der Kulturstufe des sogenannten *Aurignacien* an, die ganz am Anfange des jüngeren Abschnitts der Altsteinzeit steht. Auch dieser Mensch ist langschädelig wie der *Cro-Magnon-Mensch*, hat sogar nur 65,5 Längen-Breiten-Index; seine Stirn ist im Gegensatz zum *Cro-Magnon* echt nordisch, d. h. schräg rückwärts gewölbt; ebenso ist sein Gesicht im Gegensatz zum breitgesichtigen *Cro-Magnon* echt nordisch lang: der Index hierfür ist leider nicht genau berechenbar. Nordisch sind auch die stark betonten Überaugenwülste; ebenso die Gestalt der Augenhöhlen, die nicht ganz so niedrig sind, wie beim *Cro-Magnon*, sondern etwas hochgezogen. Auffallend primitiv

ist der Unterkiefer, insofern er keinen ausgesprochenen Kinnvorsprung aufweist, worauf wir im letzten Teil dieses Buches noch einmal zurückkommen werden. Dagegen zeigt sich im Hinterhaupt nicht die nordische abgesetzte Kuppel, sondern eine leicht zugespitzte Abrundung. In der Obenaussicht fällt neben der wie beim Cro-Magnon flachen Scheitelebene auf, daß die seitlichen Ausbuchtungen ziemlich weit rückwärts liegen, ähnlich wie beim Cro-Magnon-Schädel, während sie beim nordischen Typus etwas mehr nach der Mitte hingerrückt sind.

Also: Gesicht und Stirn des Aurignacmenschen sind nordisch, sein Hinterhaupt aber ist unnordisch. Sein Verhältnis zum nordischen Typus ist also gerade entgegengesetzt dem des Cro-Magnon-Schädels.

Vertreter der Cro-Magnon-Rasse finden sich während der Nach-eiszeit auch in Oberkassel gegenüber Bonn und zu Lautsch in Mähren; Vertreter der Aurignac-Rasse in Oberkassel, in Brünn und anscheinend auch zu Przedmost bei Prerau in Mähren.

Ein bereits der Nacheiszeit, und zwar der Kulturstufe des sogenannten Magdalenien, angehöriger Nachkomme des Aurignacmenschen, der aber auch Züge des Cro-Magnon-Menschen aufweist, liegt in dem Skelett von Chancelade in der Dordogne vor

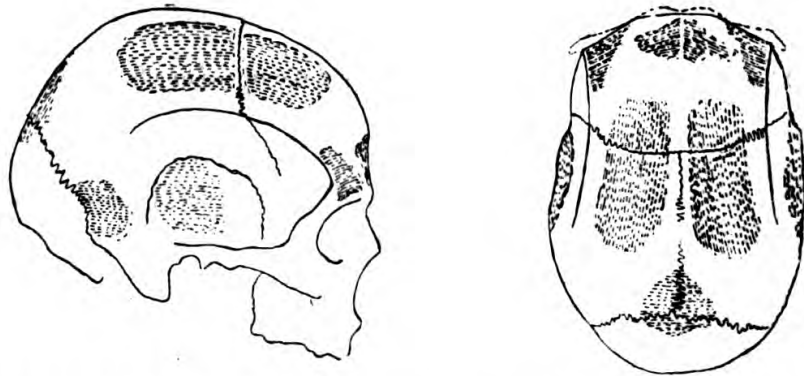


Abb. 98 a, b. Schädel von Chancelade bei Périgueux, Südfrankreich (nach Schli3).

(Abb. 98). Sein Schädel gleicht in der Obenaussicht einer an der Stirn wie am Hinterhaupt gleichmäßig abgerundeten Ellipse ohne seitliche Ausbuchtungen und zeigt in der Vorderansicht, die

hier nicht mit abgebildet worden ist, ein langes Gesicht. Seine Stirn hat steilen Anstieg, am Scheitel erstreckt sich eine lange Ebene, das Hinterhaupt ist völlig abgerundet, weit stärker als beim Aurignac-Schädel. Diese letzte Eigenschaft wird bei der Einteilung der nordischen Schädel in Dänemark, Schweden und Deutschland eine bedeutende Rolle spielen.*

Aus diesen beiden jungpaläolithischen Rassen, der Cro-Magnon- und der Aurignac-Chancelade-Rasse, muß im Laufe der frühneolithischen Zeit oder Mittelsteinzeit, die sogleich auf die Neolithzeit folgt und bis zum Beginn der jüngeren Steinzeit gerechnet wird, die nordische Langkopfrasse sich entwickelt haben. Wir werden die anthropologischen Verhältnisse dieser Übergangszeit, die auch in bezug auf Rassenbildung als Übergangszeit sich erweist, besser im Zusammenhang mit den gleichzeitigen Zivilisationen im letzten Teile dieses Buches behandeln.

Es finden sich in unserem Norden sogar noch aus der jüngeren Steinzeit, d. h. aus dem vierten und dritten Jahrtausend v. Chr., neben dem streng nordischen Langschädel, auf den wir gleich zurückkommen werden, einige etwas abweichende Arten von Langschädeln, die teils noch den altsteinzeitlichen beiden Schädelarten gleichen, teils besondere Mischungen beider darstellen:

1. Langschädel mit nordischem Kuppelhinterhaupt, aber mit un-nordischem, annähernd niedrigem oder höchstens mittellangem Gesicht und steilem Stirnanstieg, also annähernd der r e i n e a l t s t e i n z e i t l i c h e C r o - M a g n o n - T y p u s. Abb. 99 bietet in vier Stellungen einen schwedischen Schädel ähnlicher Art aus einem Megalithgrabe von Mysinge auf Öland dar, der dazu auch die richtige Cro-Magnon-Haken-nase sowie eckige, abfallende Augenhöhlen besitzt. Einzig die kräftigen Überaugenbögen sind aurignacmäßig. Das Obergesicht ist hier nur mittellang, nicht voll niedrig; doch gibt es auch schwedische Cro-Magnon-Schädel aus Megalithgräbern, die niedrige Obergesichter, Überaugenwülste und steile Stirn besitzen. So

*) Wenn ich in folgendem abgekürzt stets nur von der Aurignac-Rasse spreche, so meine ich einen solchen Schädel, der im allgemeinen den Aurignactyp an sich hat, dabei aber so stark abgerundetes Hinterhaupt, wie es der Chancelade-Schädel bietet, den man aber wegen seiner steilen Cro-Magnon-artigen Stirn nicht als richtigen Vertreter der Aurignac-Rasse ansprechen kann.

ein Schädel aus Hunnebo in der westschwedischen Landschaft Bohuslän (Abb. 100). Doch sind auch hier die Überaugenwülste und die höheren Augenhöhlen abweichend vom reinen Cro-Magnon-Typ.



Abb. 99 a—d. Steinzeitlicher Schädel aus Mysinge auf Öland (nach Carl M. Fürst). Cro-Magnon-Typ.

2. solche Langschädel, wie ein aus Visby auf Gotland herrührender (Abb. 101) (Längen-Breiten-Index 72), zwar mit nordisch fliehender Stirn, kräftigen Augenbögen, langem Gesicht, eckigen, ab-

fallenden Augenhöhlen, aber mit unnordisch abgerundetem Hinterhaupt: also in allem der reine altsteinzeitliche Aurignac-Chancelade-Typ.



Abb. 100 a—d. Schädel aus einem Ganggrab bei Hunnebo in Bohuslän, Schweden. Cro-Magnon-Typ.

3. endlich Langschädel, ebenfalls mit langem Gesicht, eckigen, abfallenden Augenhöhlen und abgerundetem Hinterhaupt, wie der Aurignac-Chancelade-Typ, aber mit steiler Stirn und mangelnden Überaugenbögen, wie der Cro-Magnon-Typ (Abb. 102). Also ein

Gemisch aus den beiden älteren Rassen, aber nicht dasjenige Gemisch,
das, wie wir gleich sehen werden, in der nordischen Rasse vorliegt,



Abb. 101 a—d. Steinzeitlicher Schädel aus Visby auf Gotland (nach Carl
M. Fürst). Aurignac-Typ.

sondern eher ein solches, wie es der Chancelade-Schädel darstellt. Leider fehlt für diese Schädelart, wie auch für die folgenden Wieder-
gaben dänischer Schädel, stets die so wichtige Obenaussicht, was ein



Abb. 102 a, b. Steinzeitlicher Schädel aus Skovgaard auf Falster (nach
H. N. Nielsen). Dänischer Avigny-Typ.

recht unliebsamer Mangel der dänischen Abbildungen ist. Diese dritte
Art Langschädel nennen die Dänen nach einer nordfranzösischen
Schädelart den Avigny-Typ. Ihm gehören von den 115 genau
meßbaren dänischen Steinzeitlangschädeln 21 Exemplare mit einem
durchschnittlichen Längen-Breiten-Index von 75,2 an.

Alle übrigen 94 dänischen Langschädel, die einen durchschnitt-
lichen Längen-Breiten-Index von 74,7 haben, rechnet man in Däne-
mark zum echten nordischen Langkopf-Rassen-
zweig, den man dort fälschlich Cro-Magnon-Typ nennt. Tatsäch-
lich ist er eine ganz besondere Mischungsart aus Cro-Magnon-
und Aurignac-Rasse. Auch hat man leider in Dänemark weder die
wirklich reinen Cro-Magnon-Schädel, noch die wirklich reinen
Aurignac-Schädel aus jenen 94 echt nordischen Langschädeln aus-
geschieden. Hat der dänische Avigny-Typus vom Aurignac-Schädel
das runde Hinterhaupt und das lange Gesicht entliehen, vom Cro-

Magnon-Schädel aber die ganze Stirnbildung, so zeigt der echte nordische Langkopf das Aurignac-Langgesicht, die Aurignac-Augenwülste und Aurignac-Schrägstirn, daneben aber das Cro-Magnon-Oberhaupt und das Cro-Magnon-Hinterhaupt.

Einen typischen nordischen Langschädel dänischer Steinzeit stellt Abb. 103 dar. In der Seitenansicht erblickt man über tief eingezogener Nasenwurzel starke Überaugenwülste, darüber die schräg aufsteigende Stirn, die oft sogar zu einer „fliehenden“ wird: dies wie beim Aurignac-Schädel. Der Schädel steigt dann



Abb. 103 a, b. Steinzeitlicher Schädel aus Borreby auf Seeland (nach H. A. Nielsen). Nordischer Typ.

weiter dauernd an bis zum Scheitel, ist hier flach, aber oft nicht ganz so ausgesprochen flach wie der Cro-Magnon-Schädel, fällt dann wieder schräg ab und bildet schließlich am unteren Hinterhaupt die abgesetzte Kuppel: dies also wie beim Cro-Magnon-Schädel. Das Gesichtsprofil hat scharf hervorspringende Züge: unterhalb der Nasenwurzel die kräftige Hakennase, Neigung zu etwas vorgebautem Oberkiefer, veranlaßt durch schräg vorwärts gerichtete Zahnstellung (Alveolar-Prognathie), und hohen Unterkiefer.

Die Vorderansicht zeigt breite, flache, nach den Seiten hin wenig gewölbte Stirn, annähernd rechteckige, nach außen ein wenig abwärts gezogene „abfallende“ Augenhöhlen, schmale Nase, schmales, mittellanges Gesicht, senkrechte Wangenbeinplatten, zurücktretende Jochbeine, hohen Unterkiefer, ediges Kinn.



Abb. 104 a—c. Steinzeitlicher Schädel aus Friesack, Kr. Westhavelland, Prov. Brandenburg. Nordischer Langkopftyp.
(Nach G. Kossinna, Die Indogermanen I. Abb. 2.)

Ein ausgezeichneter deutscher Vertreter dieses streng „nordischen“ Langschädeltyps mit einem Längen-Breiten-Index von 73, der aus Friesack in der Mark Brandenburg stammt, sei hier in Abb. 104 beigefügt, besonders weil von diesem Schädel auch die Obenaussicht gegeben werden kann. Man erkennt an ihr, daß die Stirn erheblich breiter ist als das zugespitzte Hinterhaupt, so daß eine Art „Keilform“ (Schliz) vorliegt, keine Ellipse, wie bei den mitteldeutschen und süddeutsch-österreichischen Langschädeln der Steinzeit, ebensowenig ein Ovoid mit schmalerer Stirn und breiterem Hinterhaupt, wie bei der mittelländischen Rasse. In der Rückansicht bildet der Schädelumriß ein Fünfeck. Noch ausgeprägter als bei dem dänischen Beispiel finden sich beim Friesacker Schädel die Überaugenwülste und der schräge Stirnanstieg.

Hinzugefügt sei hier noch, daß sich mit rein nordischem Typus stets h o h e r K ö r p e r w u c h s verbindet: die Durchschnittshöhe der männlichen Skelette aus dänischen Steinzeitgräbern ist von H. A. Nielsen auf 173 Zentimeter, die der weiblichen auf 158 Zentimeter berechnet worden. Bei der zierlicheren zweiten Langschädelart, dem dänischen Avigny-Typ, beträgt dagegen dieser Durchschnitt nur 171,5 und 155 Zentimeter. Die durchschnittliche Körperhöhe aller schwedischen Steinzeitleute berechnete Gustaf Retzius nach dem um 1900 vorliegenden Fundbestande von Skelett-Teilen auf 167 Zentimeter.

Leider besitzen wir über die Gesamtheit der deutschen Steinzeitschädel keine von einheitlicher wissenschaftlicher Anschauung getragene Sonder-Untersuchung, wie sie über die schwedischen und dänischen vorliegen, ja die Gesamtheit des deutschen Stoffes ist überhaupt noch längst nicht vollständig veröffentlicht oder nur verwertet worden. Aber wir erkennen doch, namentlich dank der Forschungen von Alfred Schliz und neuestens auch von Walter Scheidt, daß in Norddeutschland und teilweise auch in Mitteldeutschland während der jüngeren Steinzeit eine der nordischen Langkopfrasse sehr nahe stehende Rasse sich festgesetzt hat. Nur daß hier der Schädel zwar ungefähr dieselben Maßverhältnisse in bezug auf Länge, Breite, Höhe besitzt, doch nicht ganz die großen absoluten Maße, namentlich nicht ganz die Länge des eigentlich nordischen Langschädels erreicht. Dazu

kommt für Nordostdeutschland, jedoch nicht für Nordwestdeutschland, eine etwas größere Höhe des Schädels, der mittelhoch, nicht wie im Norden niedrig ist; ferner ein etwas breiteres Gesicht, breitere Nase und etwas weniger gedrückte, also etwas höhere Augenhöhlen.

Einen echt nordischen Charakter hat der Schädel aus dem Großsteingrab (Megalithgrab) von *Lenzen* bei Goldberg in Mecklenburg-Schwerin (Abb. 105, 106). Er zeigt im Grundriß (Aufficht) die typische Keilform mit flacher, breiter Stirn, langem Scheitel und zugespitztem, schmalen Hinterhaupt und hat auch ein schmales Langgesicht. Doch nähern ihn der steile Stirnanstieg und das Fehlen der Augenwülste dem dänischen *Avigny*-Typus (S. 91). Auch ist der Schädel nicht niedrig, sondern mittelhoch; die Augenhöhlen sind ebenfalls recht hoch.

Eine besondere Abart von Langschädeln bilden die sieben Schädel aus Flachgräbern auf der *Ostorfer Seefinsel* bei Schwerin in Mecklenburg (Abb. 107, 108). In der Aufficht erkennt man die Schildform, d. h. runde Stirn und rundes Hinterhaupt nebst mangelnden Seitenausbuchtungen, also einen Typus, wie er in Mitteldeutschland vorherrschend ist. Das Gesicht ist bei vier Schädeln mittellang (so bei dem abgebildeten Schädel Nr. 188), bei dreien sogar niedrig nach Art des echten französischen *Cro-magnons*, doch der Stirnanstieg nur teilweise steil, teilweise auch bogig, letzteres bei dem abgebildeten Schädel. Dazu kommen starke Überaugenwülste und starke Einziehung der Nasenwurzel, sowie nach außen schräg abfallende, eckige, mittelhohe Augenhöhlen und ein spitzes Kinn. Auffällig ist der in der Profilansicht kenntliche starke Vorbau der Kieferpartie, die bei dem abgebildeten Schädel sich freilich nur als schräges Vorspringen der Zahnreihen kundgibt. Doch haben wir gesehen, daß wenigstens eine Neigung hierzu mit unter die kennzeichnenden Merkmale der echt nordischen Steinzeitrasse gehört (S. 92). Endlich ist noch die Kleinwüchsigkeit der Körper als Besonderheit hervorzuheben; doch ist eine bloße Berechnung der Skelettlänge nach dem Maße der Langknochen stets nicht ganz zuverlässig, auch kann bei jeder Rasse durch besondere äußere Umstände eine starke Veränderung der durchschnittlichen Körperhöhe eintreten. Wir werden also die *Ostorfer* Bevölkerung, zumal ihre Zivilisation völlig übereinstimmt mit derjenigen

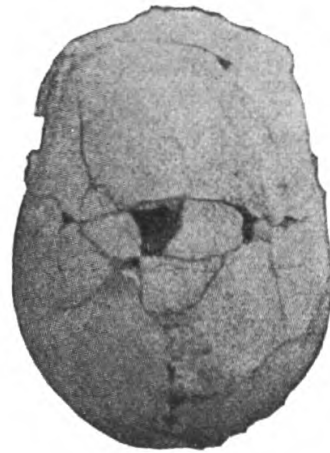


Abb. 105 a—c.



Abb.
106
a, b.

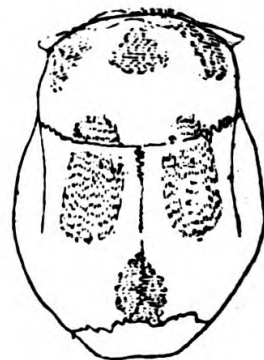


Abb. 105 a—c, Abb. 106 a, b. Schädel aus dem Großsteingrab von **L e n z e n** bei Goldberg, Mecklenburg-Schwerin (nach Schütz) in Photographie und in Zeichnung
Längenbreiten-Index 73,4; Längenhöhen-Index 71,2.



Abb. 107 a—c.

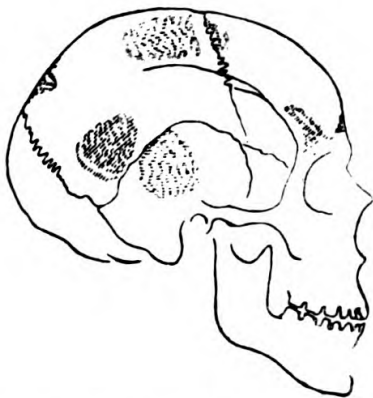


Abb. 108
a, b.

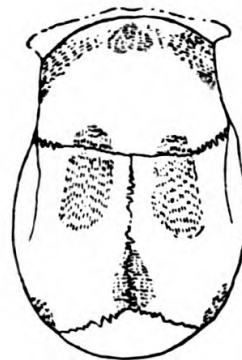


Abb. 107 a—c, Abb. 108 a, b. Schädel 188 aus einem Flachgrab der Ostorfer Seeinsel bei Schwerin, Mecklenburg-Schwerin (nach Schliz).
Längenbreiten-Index 74,4; Längenhöhen-Index 71,9.

der skandinavisch-norddeutschen Megalithbevölkerung, nicht für eine stammfremde Rasse zu halten haben, wie Schliz möchte, der sie einerseits zur Mittelmeerrasse, anderseits zur Eskimorasse in Beziehung setzt, sondern nur für eine durch Vermischung mit einer fremdrassigen Bevölkerung entstandene, rein örtliche Abart der nordischen teils lang-, teils b r e i t gesichtigen Langkopfrasse.



Abb. 109 a—c. Männlicher Schädel 122 aus Massenkammergrab bei Rimbeck
Kr. Warburg, Westfalen.
Längenbreiten-Index 74,59; Längenhöhen-Index 68,1.

Als Vertreter nordwestdeutscher Megalithbevölkerung können die vierzehn meßbaren Schädel aus dem Steinkammergrab bei Warburg in Westfalen dienen, das ursprünglich mehr als

100 Skelette geborgen hat (Abb. 109—113). Die Schädel sind teils lang, teils nur mittellang. Ihre absoluten Längen- und Breitenmaße sind geringer als im Norden, ja sogar als in Nordostdeutschland. Dagegen gleichen sie den nordischen Schädeln völlig in ihrer Niedrigkeit. Es fehlt ihnen in der Aufsicht zwar die kräftige Ausprägung des ab-

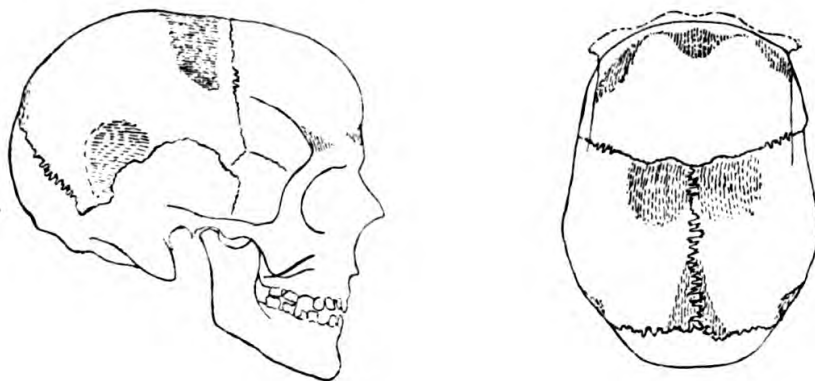


Abb. 110 a, b. HV 2. Weiblich.
Längenbreiten-Index 74,09; Längenhöhen-Index 66,8.

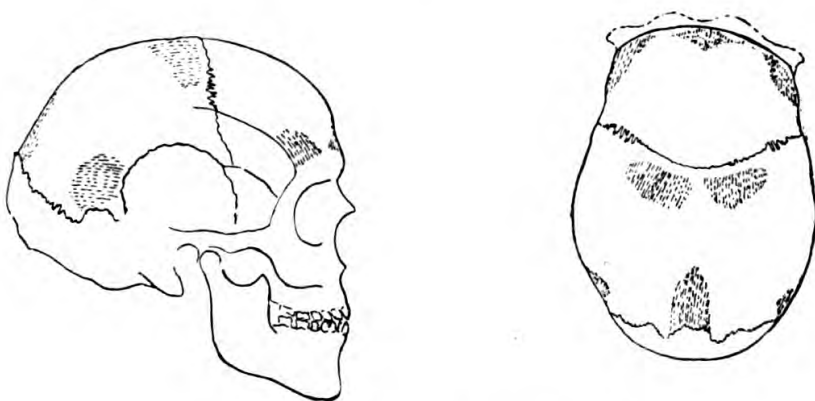


Abb. 111 a, b. HV 3. Männlich.
Längenbreiten-Index 71,9; Längenhöhen-Index 73,6.

Abb. 110, 111. Weiblicher Schädel HV 2 und Männlicher Schädel HV 3 aus Massenkammergrab bei Rimbbeck, Kr. Warburg, Westfalen.

gesetzten Hinterhauptes; doch überwiegt wenigstens seine kegelförmige Verengung, da nur drei Schädel abgerundetes Hinterhaupt besitzen, darunter Nr. 60 (Abb. 112, 113). Die Stirn ist stets breit und platt,

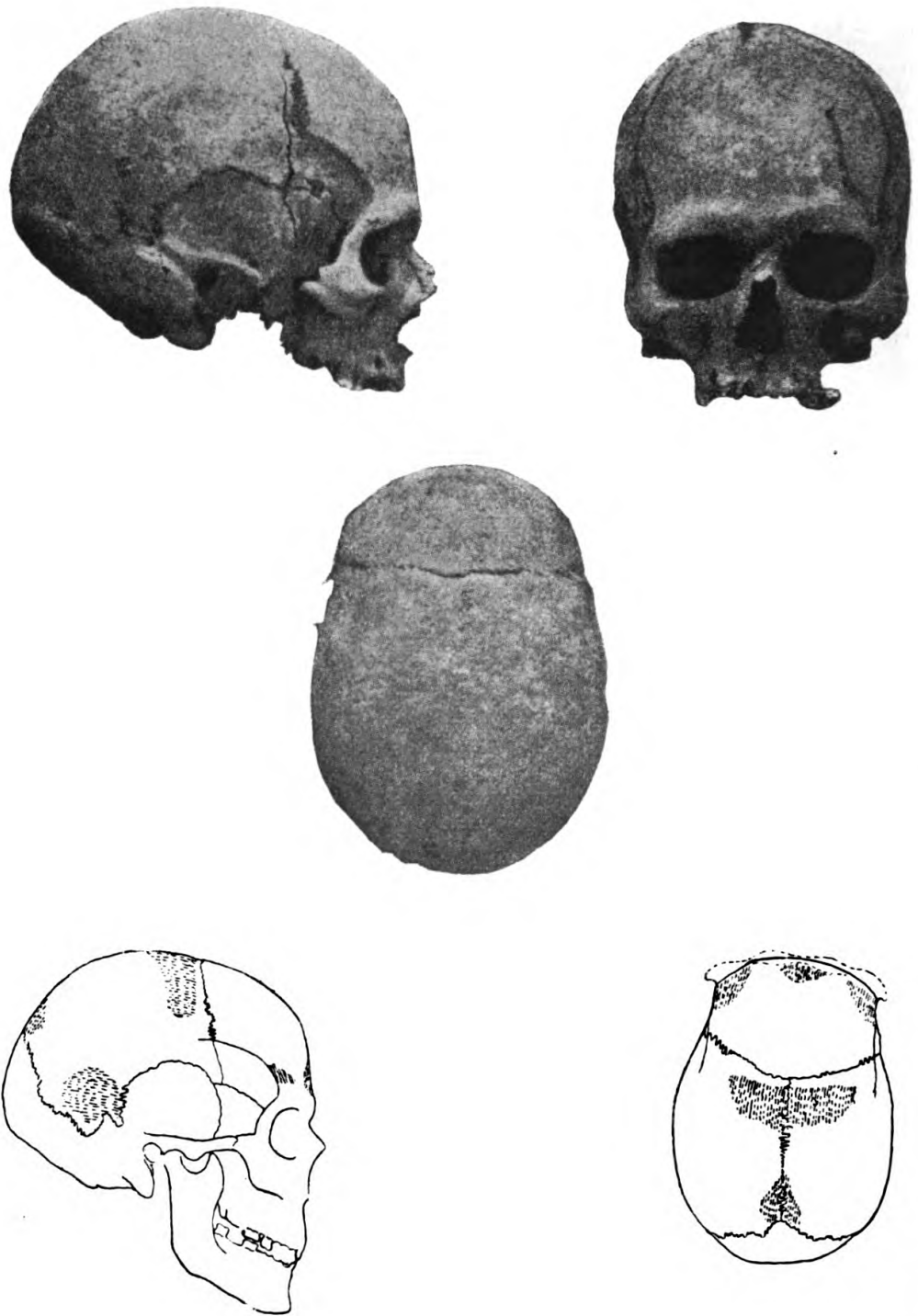


Abb. 112 a—c, 113 a, b. Männlicher Schädel 60 aus Massenkammergrab bei
 Rimbeck, Kr. Warburg, Westfalen (nach Schliz).
 Längenbreiten-Index 72,8; Längenhöhen-Index 78,2.

so daß die Keilform des Schädels vorherrscht. Der Stirnanstieg ist bei zehn Schädeln steil, nur bei viereu schräg. Das Gesicht erscheint nur einmal als breit und zwar bei Nr. H. V. 2 (Abb. 110), sonst mittellang oder gar schmal, entspricht also ebenfalls mehr dem nordischen, als dem nordostdeutschen Typus. Vertreten sind hier mithin drei Schädelunterarten: 1. sieben Schädel mit Steilstirn und kegelförmigem Hinterhaupt (Abb. 109, 110); 2. vier Schädel mit Schrägstirn und kegelförmigem Hinterhaupt (Abb. 111); 3. drei Schädel mit Steilstirn und rundem Hinterhaupt (Abb. 112, 113).

Wie sich die nordische Rasse bei ihren steinzeitlichen Vorstößen nach Mittel- und Süddeutschland entwickelt und dort durch Mischung mit anderen Rassen umgestaltet, wird der letzte Teil des Buches im Zusammenhang mit der Schilderung der Kultur- und Stammesentwicklung in Mitteleuropa auseinanderzusetzen haben.

Hier ist es vorab unsere Aufgabe, die Entwicklung der nordischen Rassentypen in ihrem skandinavisch-norddeutschen Heimatgebiet weiter zu verfolgen und zu sehen, ob sie sich, sei es unversehrt, sei es mit einigen Abänderungen, bis in die frühgeschichtliche Germanenzeit erhalten haben.

Zunächst stoßen wir da auf die ältere Bronzezeit, in deren ersten beiden Perioden, die uns im ersten Teil dieses Buches genügend bekannt geworden sind, noch fast ausschließlich Körperbestattung üblich war. Leider konnten aus den zahllosen Gräbern dieser Zeit nur verhältnismäßig sehr wenig Skelette geborgen werden, da die ungeschützte Art der Grabanlagen in der Erde auch die Knochen der Leichen meist zu mehr oder weniger starker Verwesung gebracht hat.

Messbare Längschädel der Bronzezeit sind aus Schweden nur 17, aus Dänemark bei 32 Skeletten nur 9 gehoben worden. Aus dem germanischen Norddeutschland sind mir überhaupt keine bekannt geworden. Bei den dänischen und schwedischen Schädeln handelt es sich um Vertreter genau derselben nordischen Rassentypen, die wir aus der Steinzeit beider Länder kennen gelernt haben. Nur daß der Längenbreiten-Index gegenüber der Steinzeit im allgemeinen etwas größer geworden ist, d. h. daß die Länge der Schädel ihre Breite nicht mehr so stark übertrifft wie vorher. In Dänemark beträgt der durch-

schnittliche Längenbreiten-Index der Bronzezeitschädel für beide Geschlechter 76,8, also genau wie in der Steinzeit, ihr durchschnittlicher Höhenindex 75,9; die durchschnittliche Körperhöhe bei Männern 172,5 Zentimeter, bei Frauen 162,5 Zentimeter, bei diesen also etwas mehr als in der Steinzeit.



Abb. 114. Steinzeitlicher Schädel aus einem Ganggrab in Brönhöi, Jütland (nach H. A. Nielsen).

Ein schlagendes Beispiel unveränderten Fortlebens des steinzeitlichen Rassentypus in der Bronzezeit Dänemarks zeigte sich bei der Ausgrabung des Hügels Brönhöi bei Enslev, Amt Randers in Jütland. Hier wurde in der oberen Schicht eines steinzeitlichen Ganggrabes eine frühbronzezeitliche Nachbestattung entdeckt und daraus der Schädel einer etwa vierzigjährigen Frau von echt nordischem Typus dänischer Cro-Magnon-Art gehoben (Längenbreiten-Index 78,6, Längenhöhen-Index 72,9). Etwas tiefer fand man bei dreißig Steinzeit-Skeletten einen Schädel, der dem bronzezeitlichen Schädel sprechend ähnlich sieht (Abb. 114 und 115).

Die mittlere und spätere Bronzezeit, sowie die ganze frühe Eisenzeit bis auf Christi Geburt hinab sind wegen des damals bei Germanen ausnahmslos herrschenden Leichenbrandes für Rassefragen gänz-

lich unergiebig. Anders in der Zeit seit Christi Geburt, d. h. in der sogenannten römischen Kaiserzeit der ersten vier Jahrhunderte nach Christi und in der anschließenden Völkerwanderungszeit. Da haben wir wiederum reichlichere Überlieferung durch neues Aufkommen und zuerst seltenes, später häufigeres Erscheinen der Körperbestattung.

Wir finden in dieser fr ü h g e s c h i c h t l i c h e n Z e i t jedoch nicht ganz dasselbe Ergebnis wie in der vorgeschichtlichen Zeit. Zwar erscheint im allgemeinen dieselbe nordische Langkopfrasse wie in der



Abb. 115. Frühbronzezeitlicher Schädel aus demselben Ganggrab wie der nebenstehende in Abb. 114 (nach H. A. Nielsen).

jüngeren Steinzeit des Nordens, und in Dänemark lassen sich wieder die beiden Abarten des dänischen Cro-Magnon- und des dänischen Avigny-Typus unterscheiden, ebenso die beiden auch schon steinzeitlichen Kurzkopfsarten, auf die wir später zu sprechen kommen werden. Die Gliedmaßen dieser frühgeschichtlichen Germanen gleichen in Größe und Kräftigkeit durchaus denen der steinzeitlichen Ahnen und zeigen ebenso kräftige Arbeitspuren, auch bei Frauen, doch sind sie zierlicher, feiner. Die Schädelknochen haben nicht mehr die massige Dicke, wie in der Vorzeit, sondern sind zarter, dünnwandiger. Der Körper-

bau hat das Gepräge einer verfeinerten und veredelten Oberschicht. Die Körperhöhe ist dabei wesentlich größer als in der Stein- und Bronzezeit, da sie bei der dänischen Cro-Magnon-Art 174,5 Zentimeter, bei der dänischen Avigny-Art 168 Zentimeter beträgt.

Als Beispiele nordischer Langköpfe führe ich zwei Schädel der römischen Kaiserzeit aus der Elbinger Gegend vor, also von gotischen Gepiden, einen männlichen aus Elbing selbst und einen weiblichen aus Hansdorf im Landkreise Elbing. Der besonders lange männliche Schädel (Abb. 116) ist ein hervorragender Vertreter echt nordischer

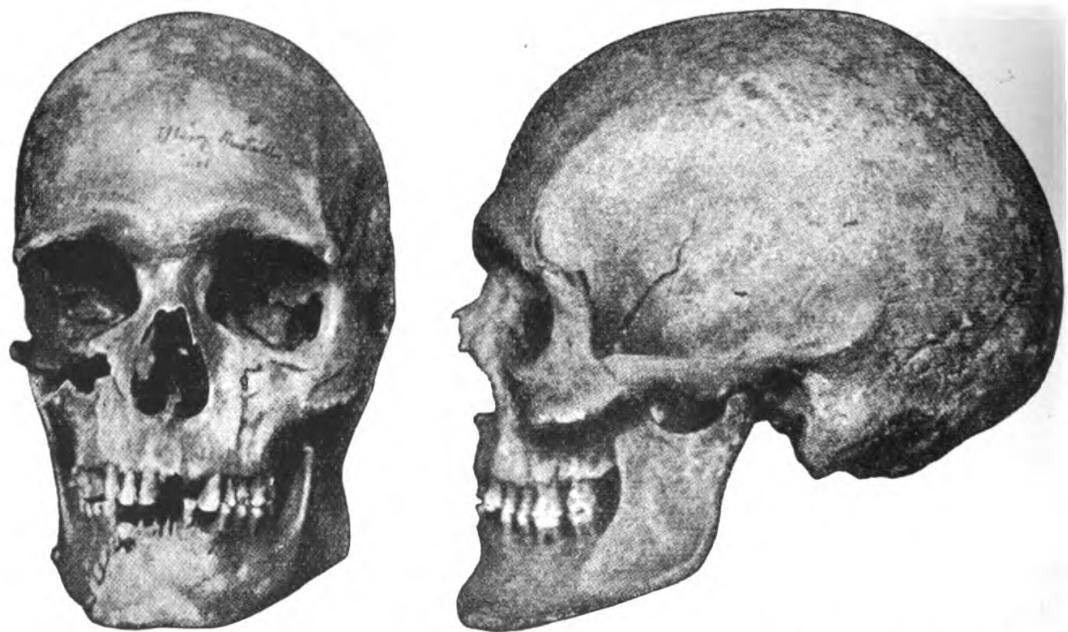


Abb. 116 a, b. Männlicher Schädel des 3. Jahrh. nach Chr. aus Elbing (nach Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes).
Längenbreiten-Index 67,20; Gesichtsindex 93.

Rasse, wovon ein Blick auf die Profillinie des Gesichts- wie des Gehirnschädels überzeugt. Man bemerkt die Hakennase, die tiefe Einziehung der Nasenwurzel, die starken Überaugenwülste, den schrägen Stirnanstieg, den langen flachen Scheitel mit schrägem hinteren Abfall, die aufgesetzte Hinterhauptskuppel und in der Vorderansicht die flache, allerdings nicht sehr breite Stirn, die annähernd rechteckigen schräg abfallenden Augenhöhlen, die schmale Nase, das besonders

schmale Gesicht (mit dem hohen Index von etwa 93), die senkrechten Wangenplatten, die zurücktretenden Jochbeine, den hohen Unterkiefer und das eckige, scharf hervortretende Kinn. Weniger streng nordisch erweist sich der weibliche Schädel aus Hansdorf (Abb. 117), der einen Längenindex von 78,95 besitzt, also nur mittellang ist, und einen Gesichtsindey von 88,71, also hier ebenfalls nur mittellang, denn seine Jochbögen laden viel breiter aus. Die Augenhöhlen sind höher



Abb. 117 a, b. Weiblicher Schädel der frühromischen Kaiserzeit aus Hansdorf, Kr. Elbing (nach Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes).
Längenbreiten-Index 78,95; Gesichtsindey 88,71.

und fast rund, Überaugenwülste fehlen. Der Stirnanstieg ist steil, die Scheitelebene zeigt keinen rückwärts schrägen Abfall und das Hinterhaupt ist weder zugespitzt, noch kuppelig abgesetzt. Wir haben es hier mit jener Mischung des französischen Cro-Magnon- und des Aurignac-Typs zu tun, die ich unter den nicht streng nordischen Langkopf-Abarten an dritter Stelle beschrieben habe und die in Dänemark als Avigny-Typus bezeichnet wird (S. 91).

Zur Ergänzung der Skelettfunde aus frühgeschichtlicher Zeit seien hier ein paar Darstellungen lebender Germanen vorgeführt, wie

sie der Meißel griechischer und in besonders großer Zahl römischer Bildhauer mit unverkennbarer Liebe und in offenbar großer Treue geschaffen hat.

Ich wähle aus der großen Zahl dieser Kunstwerke zunächst die vielleicht schönste Büste eines jugendlichen Germanen aus, wohl die

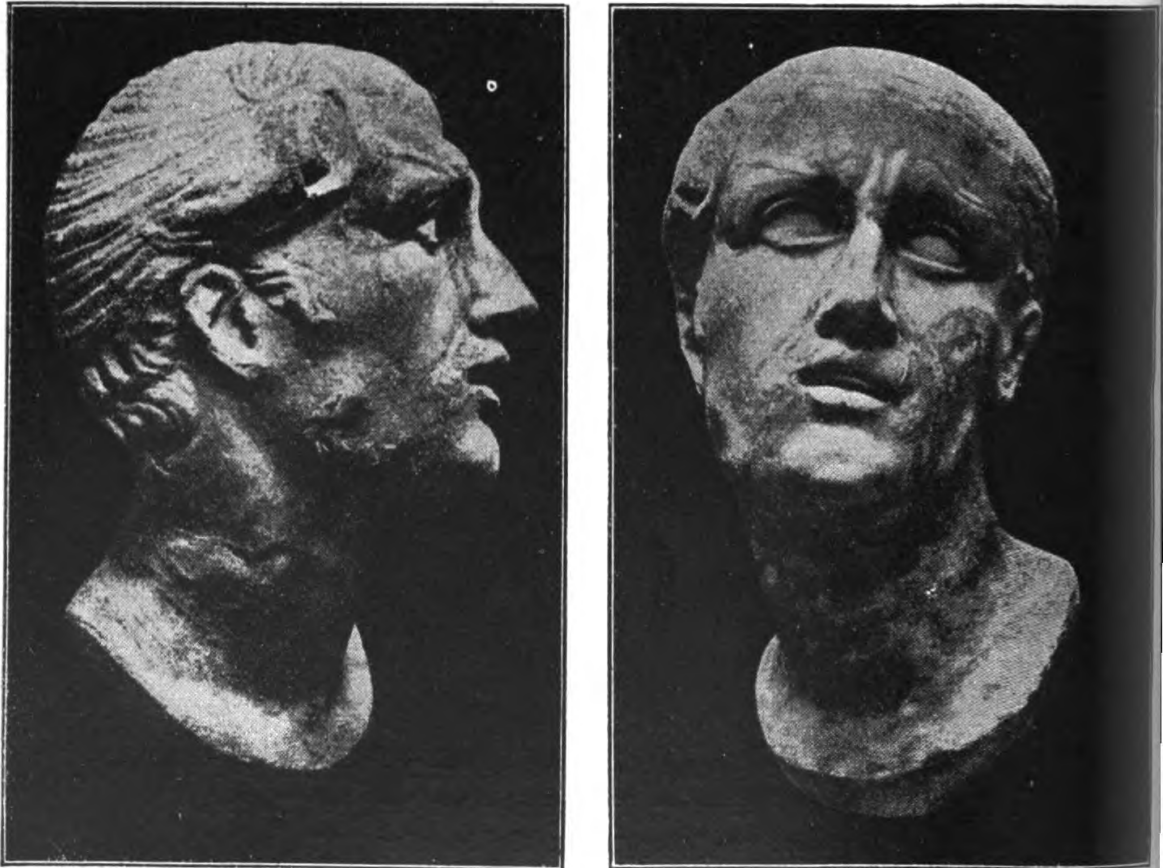


Abb. 118 a, b. Schwer verwundeter Basterne.
Marmorbüste der früheren Sammlung Somzée, Brüssel.
Rechte und Vorder-Ansicht (nach Furtwängler).

einzigste, die wir aus der Hand eines wirklich großen griechischen Künstlers besitzen (Abb. 118). Es ist die Büste eines schwer verwundeten Basterne, also aus jenem Germanenstamme, der schon zwei Jahrhunderte v. Ch. aus der Gruppe der in unserer heutigen Ostmark ansässigen Ostgermanen sich gelöst hatte, in das Gebiet des

heutigen Rumäniens an die Donaumündung und in das benachbarte Südrußland gezogen und von dort im Anschluß an die Galater-Einfälle in Griechenland und Kleinasien mit den Griechen in feindliche Berührung gekommen war. Dieses köstliche Originalwerk hellenistischer Kunst pergamenischer Schule ist wohl nur das Bruchstück einer ganzen Figur, die zu einem Triumphdenkmal gehörte und einen Schwerverwundeten darstellte. Sein schmerzhafter Anblick aus weitgeöffneten, tiefliegenden Augen, deren Umrandung im Schatten starker Stirnknochen liegt, und der geöffnete Mund zeigen, daß er im schweren Aufstöhnen den Rest seiner Lebenskraft zu einem letzten Widerstande gegen das Unterliegen zusammenrafft. In dem langen schmalen Gesicht, das jugendliche Hagerkeit und vom Bart nur einen ersten Flaum aufweist, hat der Künstler echten, edelsten Germanentypus meisterlich zu treffen verstanden. Man betrachte auch die lange schmale Nase, die breite flache Stirn, die starken Brauenwulste und den ausgesprochenen Langkopf. Bezeichnend für den Germanen in der Zeit um Chr. ist die Haartracht, die Tacitus als „swebischen Haarknoten“ beschreibt, und die hier, obwohl der Knoten selbst fast ganz abgestoßen, doch deutlich erkennbar ist. Während am Nacken die Haare ganz kurz gehalten sind, sehen wir sie am Oberkopf in ganz beträchtlicher Länge, überall nach der rechten Schläfe herübergekämmt und dort in einen Knoten zusammengeknüpft.

Ein zweites Beispiel einer ebenso prächtigen als treffenden Germanendarstellung von spät-hellenistischer Hand aus dem Beginn des zweiten Jahrhunderts n. Chr. bieten die Reliefs der berühmten Trajanssäule zu Rom, auf denen die Dakerkriege des Kaisers bei großer geschichtlicher Treue doch noch mit einem Hauch künstlerischer Verklärung erzählt werden. Auf einem dieser Reliefs schildert der Künstler den Empfang einer Gesandtschaft aller jener Völkerschaften, die während des zweiten Dakerkriegs mit Rom in feindliche oder neutrale Berührung gekommen waren, durch den Kaiser. Geführt werden diese Abgesandten durch eine Gruppe neutraler germanischer Basternen, deren Häuptling die Edlen seines Volkes dem Kaiser vorstellt, wobei er ihn in vornehmster Gebärde mit der halberhobenen linken Hand begrüßt (Abb. 119). Leider ist der linke Arm auf dem hier gebrachten Ausschnitt des Reliefbildes nicht sichtbar. Eine köst-

bare Gestalt, dieser kraftstrotzende, straff muskulöse Basternen-
h ä u p t l i n g in seiner wahrhaft fürstlichen Haltung: jeder Zoll ein



Abb. 119. Basternenfürst
vor Trajan.
Relief der Trajanssäule, Rom.

König! Bemerkenswert ist auch hier die Treue in der Darstellung des
Langkopfes mit kuppeligem Hinterhaupt, des langen Gesichts, der

nordischen Hafennase und der „swebischen“ Haartracht mit dem Knoten an der rechten Schläfe.

Unter den weiblichen Figuren ist ja am berühmtesten die sogenannte „Thusnelda“, wenn sie auch ihren Namen zweifellos mit



Abb. 120. Sogen. „Thusnelda“, Büste nach der Vollfigur.
Florenz, Loggia dei Lanzi.

Unrecht führt. Auch diese edelste Kunstschöpfung geht, wie so vieles in römischer Kunst, auf griechische Überlieferung zurück, nicht nur in ihrer typischen Trauerstellung mit dem auf die linke Hand gestützten rechten Arm, der wiederum dem gesenkten Kopf zur Stütze dienen

voll, und mit der als Zeichen der Trauer entblößten Brust, sondern auch in Einzelheiten der Tracht, wie den dicksohligen griechischen Gitterschuhen. Vermutlich handelt es sich um eine späte Nachbildung einer zu einem Triumphdenkmal gehörigen Verkörperung der besiegten Basternen des zweiten Jahrhunderts v. Chr., also um eine allegorische Basternia. Unser Bild (Abb. 120) bringt nur die Büste dieser Vollfigur: das für uns Wichtigste. Die Hoheit eines unbeugsamen Charakters gepaart mit stiller Trauer und Ergebenheit in das herbe Schicksal kennzeichnen den germanischen Heldensinn, ebenso wie der Gesichtstypus mit seinem langen Oval, das wunderbare Haar und die ganze Haltung dem Äußeren einer hohen germanischen Frau entsprechen.

Daß in der Völkerwanderungszeit der echt nordische oder sogenannte Merowinger-Typ und zwar in der Form jenes vorher beschriebenen feineren Herrenschlages in den Gräbern aller Germanenstämme ein geradezu erstaunliches Übergewicht erhält, ja in Skandinavien und Dänemark so gut wie allein herrschend wird, ist eine Tatsache, über die man schon seit vielen Jahrzehnten nachgedacht hat. Aus Schweden kennen wir aus der Zeit vor Christi bis in die Wikingerzeit neben 40 solcher Langschädel nur drei Kurzschädel, in Dänemark neben 83 Langschädeln gar nur zwei Kurzschädel. In Deutschland findet sich dasselbe Anschwellen der Zahl der Langschädel, ohne aber die skandinavische Höhe ganz zu erreichen. Für die Baiwaren (Bayern) der Völkerwanderung sind festgestellt worden 86 Prozent Langschädel und 14 Prozent Kurzschädel, was in der Aufnahme ungermanischer Bestandteile auf der Wanderung und in der jetzigen Heimat seine natürliche Erklärung findet. Das Bild eines weiblichen Schädels dieses Stammes aus dem Salzburgischen in den üblichen vier Ansichten gibt Abb. 121. Wir erkennen den ziemlich steilen Stirnanstieg und die starke Prognathie des Oberkiefers. Unnordisch ist der ungemein breite Unterkiefer. Gleichmäßiger und einheitlicher erscheint bei Alemannen und Franken in den zahllosen Friedhöfen der Merowingerzeit des sechsten bis achten Jahrhundert jenes besondere Geschlecht gewaltiger Recken, das einen unverhältnismäßig höheren Hundertsatz der Gesamtbevölkerung ausmacht, als

es vorher oder nachher in Deutschland der Fall gewesen ist. Dabei ist die Körperhöhe der Männer bei den Franken im Mittel auf 190 Zentimeter, bei den Alemannen auf 185 Zentimeter berechnet worden.

Doch gibt es eine weit ausgedehnte Landschaft im mittleren Westdeutschland, wo während der Merowingerzeit ein hoher schmaler



Abb. 121 a—d. Weiblicher Schädel aus dem baiwarischen Reihengräberfeld von Fischach bei Bergheim im Salzburgischen (nach K. Much).

Langschädel mit Breitgesicht und Breitnase der herrschende Typ ist. Seine Nasenwurzel ist tief eingezogen, die Augenhöhlen sind niedrig, die Überaugenwülste stark betont, der Kiefer ist prognath. In der Aufsicht erscheint der Schädel als oval-ellipsoid. Der Längenbreiten-Index ist im Durchschnitt 74. Die Körperhöhe betrug bei den Männern 170—173 Zentimeter. Der leider zu früh ver-

storbene Göttinger Anthropologe M. W. Hauschild, der diesen Typus des breitgesichtigen Langkopfes in der Art des französischen Cro-Magnons hauptsächlich in der Provinz Hannover, südwärts der Stadt Hannover mit dem Mittelpunkt in Göttingen vertreten fand, aber von hier auch südwärts weiter nach Oberfranken hinein, will ihn als eigentümlich niedersächsischen ansehen, was vielleicht zweifelhaft erscheinen kann, da in der Bremer Gegend damals wiederum der lang-



Abb. 122 a—b. Berliner (nach Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes).
Längenbreiten-Index 71,8, Gesichtsindex 88,4.

gesichtige Langkopf überwog. Da die alten Niedersachsen erst zu Beginn der Völkerwanderungszeit von Holstein nach Nordhannover übergewandert sind, glaubt Hauschild den mecklenburgischen Ostorfer Rassentyp (Abb. 107) als Ahnen des alten niedersächsischen Rassentyps ansehen zu dürfen.

Heute ist der breitgesichtige Langschädel westlich wie östlich der Elbe weit verbreitet. Doch auch der rein nordische Langkopf ist, besonders in Norddeutschland, noch stark vertreten, wenn wir auch mangels genauer und umfassender anthropologischer Untersuchungen seinen Anteil an der Gesamtbevölkerung nicht angeben können.

Zur Veranschaulichung des lebenden Menschen seien einige heutige Vertreter nordischer Langkopfrasse hier vorgeführt:

1. ein Berliner mit ausgesprochenem Langschädel, der einen Index von 71,8 besitzt, und auch annäherndem Langgesicht, dessen Index 88,4 beträgt (Abb. 122);



Abb. 123 a, b. Norweger, rein blond (nach W. Ripley).

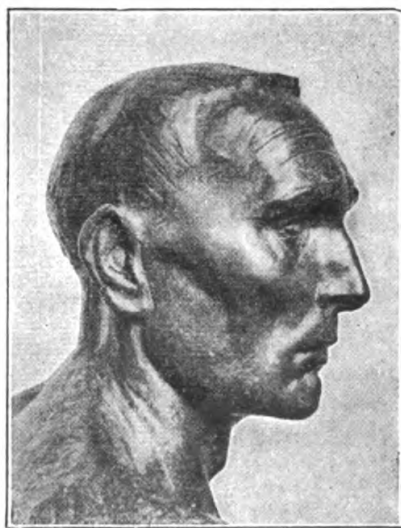


Abb. 124. flämischer Bergmann.
Skulptur von Meunier
(nach Günther, Rassenkunde).

2. ein Norweger (Abb. 123);

3. ein flämischer Bergmann, nach einer Skulptur des berühmten Meunier (Abb. 124);

8

Kosfinna, Urspr. d. Germ.

4. Malwine von Arnim geb. von Bismarck, die Schwester unseres Reichsgründers (Abb. 125);

5. eine deutsche Nordschleswigerin (Abb. 126).



Abb. 126. Nordschleswigerin
(nach Günther, Rassenkunde).



Abb. 125. Malwine von Bismarck
(nach Günther, Rassenkunde).

Wir sahen, daß selbst in der Merowingerzeit mit ihrer außerordentlichen Vorherrschaft nordischer Langköpfe es an Kurzköpfen doch nicht ganz fehlt. Heute spielt die Kurzkopfrasse bei uns eine bei weitem größere Rolle. Aber schon in der Steinzeit ist sie stark vertreten. Wir müssen daher auch diese von ihrem Anbeginn her betrachten.

Neben dem langköpfigen Zweige des westeuropäischen Rassenstammes, aus dem die nordische Rasse hervorgegangen ist, gibt es noch einen zweiten Zweig jenes Stammes, das ist die ostfranzösische oder westalpine Kurzkopfrasse, die Karl Felix Wolff „Jurazweig“ genannt hat. Beide Zweige, die nordische Langkopfrasse, wie die westalpine oder Jura-Kurzkopfrasse, sind lang- oder mittellanggesichtig, schmalnasig, blond; doch der Jurazweig nur mittelhoch gewachsen, nicht ganz so groß wie der schlankere nordische Zweig. Dieser westeuropäischen Kurzkopfrasse gehören die allermeisten der 47 Kurzschädel der dänischen Steinzeit an.

In Dänemark unterscheidet man drei Arten von Kurzschädeln: den Orrouy-Typus, den Möen-Typus und den Borreby-Typus.

Der Orrouy-Typus ist nach einem nordfranzösischen Schädeltyp aus Orrouy, Departement Oise, benannt, ein Name, der ebenso wie der Name Cro-Magnon-Typ für Dänemark schlecht gewählt ist, da der französische Orrouy-Schädel niedriges Gesicht hat, während die nordischen Kurzschädel Dänemarks mittellanggesichtig sind. Aus demselben Grunde abzulehnen ist auch die deutsche Bezeichnung Grenelle-Schädel, hergenommen von einem bei Paris gelegenen Fundorte. Die däni-



Abb. 127 a, b. Steinzeitlicher Schädel aus Forsinge auf Seeland (nach H. A. Nielsen). Orrouy-Typ.

schen Orrouy-Schädel (Abb. 127), 21 an der Zahl, haben einen durchschnittlichen Kopfindex von 82,8 und sind mittellanggesichtig, sonst aber unnordisch. Sie haben geringe Überaugenwülste und steile abgerundete Stirn, die in einer einzigen Wölbung bis zum ziemlich steil abfallenden gerundeten kuppellosen Hinterhaupt verläuft. Die breiteste Ausladung des Schädels liegt in der Mitte. Gegenüber dem breiten Hinterhaupt ist das Vorderhaupt schmal. Während die nordischen Langschädel in senkrechter Richtung meist niedrig gebaut sind, haben die Orrouy-Schädel eine beträchtliche Höhe. Außerdem sind die Augenhöhlen nicht rechteckig, sondern urzeitlich rund gestaltet, wie bei dem

Neanderthaler Urmenschen. Die Körperhöhe ist erheblich geringer als beim nordischen Langkopf und weist bei Männern ein Durchschnittsmaß von nur 168 Zentimeter, bei Frauen ein solches von nur 155 Zentimeter auf.

Die beiden anderen Klassen dänischer Kurzschädel, der Möen-Typus, genannt nach der Insel Möen (Abb. 128) und der Borreby-Typus (Abb. 129), genannt nach einem mit Skeletten überfülltem Ganggrab auf Seeland, haben das Gemeinsame, daß sie einen nur geringen Grad von Kurzköpfigkeit aufweisen, der an der Grenze



Abb. 128 a, b. Steinzeitlicher Schädel aus Udby auf Seeland (nach H. A. Nielsen). Möen-Typ.

der Langköpfigkeit steht, Index 81 und 80, und außerdem haben beide Arten in Gesicht und Stirn nordische Eigenheiten durch ihr mittellanges Gesicht, niedrige eckige Augenhöhlen, starke Überaugenwülste und schrägen Stirnanstieg bis zum Scheitel hinauf; beide Arten besitzen auch denselben hohen Körperwuchs wie der nordische. Unnordisch beim Möen-Typ (Abb. 128), der 20 Vertreter auf Möen, Seeland, Jütland hat, ist nur, daß die breiteste Ausladung des Schädels am Hinterhaupt liegt, daß dieses selbst abgerundet und die Schädelkalotte kugelförmig gestaltet ist.

Der Borreby-Typus (Abb. 129), in der Wissenschaft sehr berühmt, ist ein Familientyp von geradezu klotziger Form. Unnordisch ist bei ihm der massige breite Unterkiefer; ebenso die starke Rundung

des gesamten Schädelumrisses in der senkrecht liegenden Mittelebene, was vielleicht auf Beimischung von der donauländischen Bevölkerung her beruht, für die solch ein Umriß kennzeichnend ist. Der Borreby-Typ erscheint nicht einzig in Borreby, sondern zweimal auch unter den steinzeitlichen Schädeln der benachbarten südschwedischen Küstenlandschaft Schonen, ferner einmal zu Visby auf Gotland und zweimal in Westergötland.

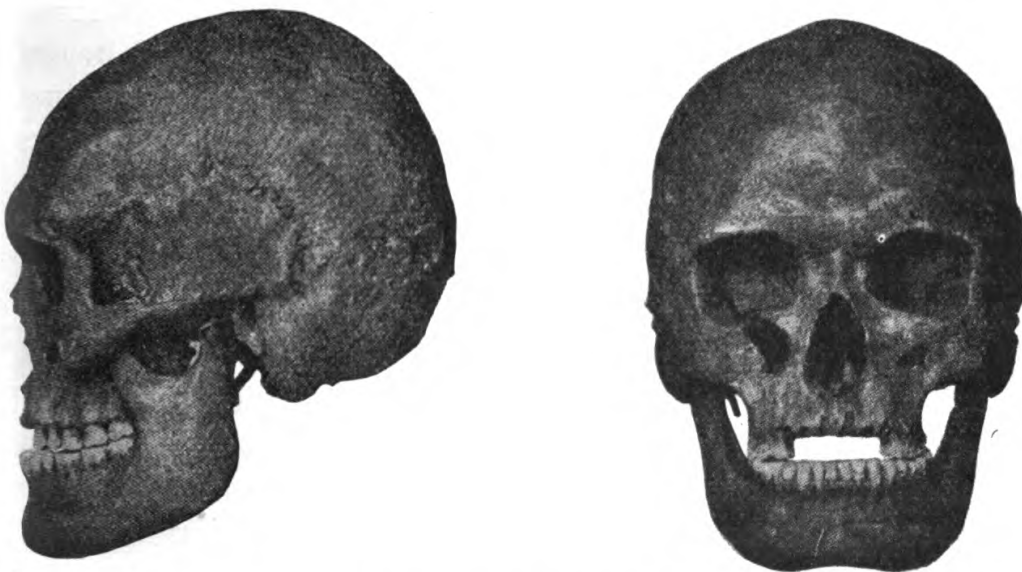


Abb. 129 a, b. Steinzeitlicher Schädel aus Borreby auf Seeland
(nach H. A. Nielsen). Borreby-Typ.

In Schweden gibt es unter 70 meßbaren Steinzeitschädeln nur 6 Kurzschädel, von denen zwei der ostischen Rasse angehören, d. h. sie haben neben dem Kurzkopf auch noch ein Breitgesicht, worauf wir demnächst zurückkommen werden.

Die nordischen mittel- bis langgesichtigen Kurzkopfarten der Steinzeit haben also mehr oder minder zahlreiche Eigenheiten der nordischen Langkopfrasse an sich.

Aus Norddeutschland liegen ebenfalls nur ganz wenige steinzeitliche langgesichtige oder mittellanggesichtige Kurzschädel vor, die wir weiter unten gelegentlich berühren werden (S. 124).

Wie der nordische Langkopf, so lebt auch der nordische, d. h. langgesichtige Kurzkopf während der späteren vor- und frühgeschichtlichen

Perioden und ebenso zu heutiger Zeit in Skandinavien wie in Deutschland fort. In Schweden sind aus der älteren Bronzezeit zwei solche Schädel erhalten, die aus Östergötland stammen und 82,3 und 80,0 Längenbreiten-Index aufweisen. Dänemark bietet unter zwölf Schädeln aus der älteren Bronzezeit drei langgesichtige Kurzköpfe. Zwei davon, beide männlich, stammen aus dem Hügel Borum Eshöi in Jütland, der durch die einzigartig trefflich erhaltene Tracht einer Frauenleiche längst so berühmt geworden ist; sie besitzen den Index 79,7 und 80,2. Ein dritter solcher Schädel mit Index 82,5 stammt von einer Greisin aus dem Wald Strö bei Lyndby. Neuerdings kommt wahrscheinlich als vierter noch ein männlicher Schädel aus Kjeldbymagle mit Index 80 dazu. Aus Norddeutschland fehlen die Belege.

Von den Jahrhunderten nach Christi hörten wir schon (S. 117), daß in Schweden unter 40 Schädeln nur drei Kurzköpfe sich befanden, in Dänemark unter 83 Schädeln nur zwei Kurzköpfe, beide vom Orrouy-Typus. Dagegen zeigten sich in Deutschland bei den Baiwaren des sechsten und siebenten Jahrhunderts 14 Prozent Kurzs Schädel, bei den Alemannen derselben Zeiten in Baden und bayrisch Schwaben 13, in der Schweiz sogar 23 Prozent. Von den über 100 Skeletten der Gotengräber in Elbing besaßen 20 einen Lang- oder Mittellangschädel, nur vier einen Kurzs Schädel; letztere waren auch zu Briesen im südöstlichen Westpreußen vertreten.

Während des späteren Mittelalters und der Neuzeit hat aber Skandinaviens Anteil nordischer Kurzköpfe an der Bevölkerung wieder stark zugenommen und ist etwa auf den Stand der Steinzeit zurückgekehrt. In Schweden weisen heute die südlichsten Landschaften Schonen und die Insel Gotland 18 und 19 Prozent Kurzs Schädel auf, von den nördlichsten Landschaften hat Uppland 21 Prozent, Westerbotten 19 Prozent, Lappland sogar 23,61 Prozent. Nur das mittelschwedische Södermanland und Dalsland können sich mit nur 5 Prozent Kurzkopfschädeln den Verhältnissen der Völkerwanderungs- und Wikingerzeit an die Seite stellen.

Im dänischen Bornholm fand der Anthropologe Ribbing heute einen durchschnittlichen Längenbreiten-Index von 80,3 bei Männern und 80,6 bei Frauen, also an der Grenze von Mittellang- und Kurz-

föpfung. Ebenso fand Sören Hansen in Nordjütland und Nordfünen bei Männern einen durchschnittlichen Längenbreiten-Index von 80,6, bei Frauen einen solchen von 81,4. Danach berechnete der Anthropologe Fürst den Hundertsatz für Dänemark auf 67 Prozent Langschädel, worunter nur 12 Prozent eigentliche Langschädel (Index weniger als 75) und 55 Mittellangschädel (Index 75—79) sich befinden, gegenüber 33 Prozent Kurzschädeln. Und der dänische Anthropologe H. A. Nielsen hat bei einer Untersuchung von 530



Abb. 130 a, b. Kurzkopf 85,2; blond, germanisches Gesicht.
 Sette Comuni, Prov. Vicenza (nach Ripley).

Männern und Frauen der im jütländischen Limfjord gelegenen beiden Inseln Oeland und Gjol 70,4 Langköpfe, darunter 30,8 echte Langköpfe und 39,6 Mittellangköpfe, gegenüber 29,6 Kurzköpfen ermittelt. Ganz besonders stark vertreten, ja sogar vorherrschend, ist dieser Kurzkopf an der norwegischen Westküste und im südwestlichen Binnenland Norwegens, der Landschaft Jäderen.

Daselbe können wir von Norddeutschland feststellen, und nicht nur in Ostelbien, sondern auch westlich der Elbe, z. B. in dem niedersächsischen Lande Braunschweig und im Küstengebiet Südhollands. In Hinterpommern, worüber wir für Deutschland ausnahmsweise eine Untersuchung der Kopfgestalt besitzen, finden sich nach F. Reuter zwar 90 Prozent hellfarbige, blonde und nur 10 Prozent brünette

Menschen, jedoch zwei Drittel aller in derselben Gegend gemessenen Köpfe zeigen einen Längenbreiten-Index von 82, und 17 Prozent davon übersteigen sogar den Index 87, sind also hochgradig kurz. In allen den soeben genannten Gebieten treffen wir überwiegend hochgewachsene, blonde, blauäugige, schmalgesichtige Germanengestalten mit ausgesprochenem, am Hinterhaupt steil abfallenden Kurzkopf an. Solche hochgewachsenen blonden Kurzkopfmenschen haben sich im frühen Mittelalter durch die Einwanderung der Langobarden und im späteren Mittelalter durch die der Deutschen auch im östlichen Oberitalien stark verbreitet. Unsere Abbildung 130 zeigt einen solchen blonden Kurzkopf aus der deutschen Siedelung der *Sette Comuni* in der Provinz Vicenza mit völlig deutschem Gesicht. Der italienische Anthropologe *Sivi* hat diesen jungen Mann für einen guten Vertreter venetianischer Bevölkerung erklärt. Diese kennzeichnende Kurzkopfart, die nicht das mindeste zu tun hat mit dem populär gewordenen „alpinen“ Kurzkopf, hat ebenso Anspruch darauf, für einen echt germanischen gehalten zu werden.

In vereinzelt Fällen kommt für die indogermanische Urzeit auch noch die vorhin schon berührte *ostische Kurzkopfrasse* in Betracht, die aber keinesfalls zum indogermanischen Urvolk selbst gehört, sondern nur einen Fremdkörper niederer Bevölkerungsklasse darin darstellt. Heute freilich spielt diese ostische Kurzkopfrasse in Deutschland und in ganz Mitteleuropa, namentlich im gesamten Mittelgebirge von den Karpathen bis zum Wasgenwald, ebenso in Osteuropa, endlich in den Alpen und Oberitalien eine sehr große Rolle. In diesen Gegenden wohnte aber weder das indogermanische Urvolk, noch die Urgermanen.

Die ostische Rasse hat dunkle Farben, untergesetzte gedrungene Gestalt, ist *rundköpfig* und dazu *breitgesichtig* mit runden, in das Gesicht hineingearbeiteten, nicht wie bei der nordischen Rasse herausspringenden Zügen, so daß bei der Seitenansicht nur die kurze, platte, eingebogene Nase über die senkrechte Profillinie ein wenig hinausragt. Die Weichteile sind überall voll und fettreich, der Körper stark behaart, der Bartwuchs dagegen gering. — Ein Beispiel hierfür aus Osteuropa bildet der in Abbildung 131 wiedergegebene *Ufria*

n e r , ein anderes aus Südwestdeutschland ein B a d e n e r (Abb. 132),
Der allerdings schon nordisch beeinflusst erscheint.



Abb. 131 a, b. Ukrainer. Ostisch
(nach Günther, Rassenkunde).

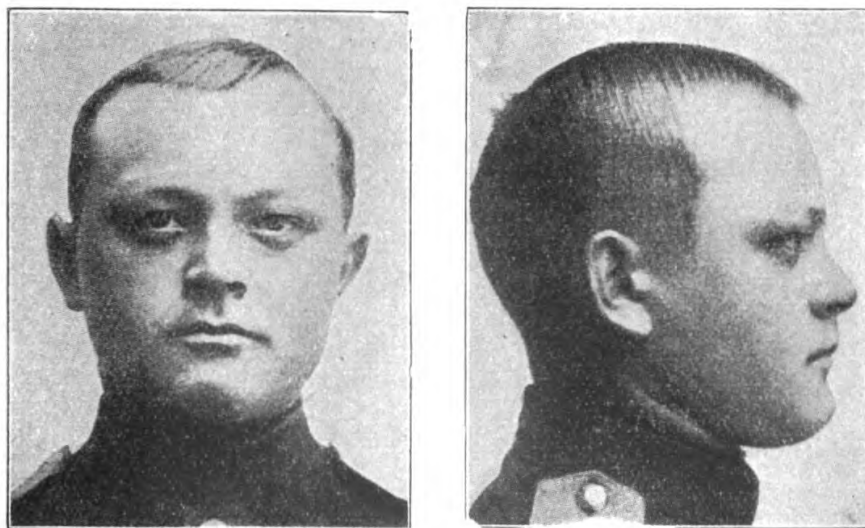


Abb. 132 a, b. Badener. Ostisch
(nach Ripley).

Daß eine verwandte Rasse schon in der Steinzeit unter der nordischen Bevölkerung, wenn auch selten, auftritt, beweisen zwei schwedische Schädel.

Der außerordentlich breite und kurze Schädel einer Frau aus
einem großen Steinkammergrab bei Karleby in Westergötland



Abb. 133 a—d. Steinzeitlicher Kurzschädel aus Karleby, Westergötland, Schweden
(nach G. Retzius).

(Abb. 133) hat sehr niedriges Gesicht (Index 79,6), ungemein breiten
Unterkiefer, gerundetes abschmalendes Hinterhaupt, gerundete, ganz
wagerecht stehende, also nicht nach außen abfallende, Augenhöhlen.

Als nordische Beimischung könnten hier einzig die starken Überaugenwülste gelten, die aber nicht ausschließlich nordisch sind.



Abb. 134 a—d. Steinzeitlicher Kurzschädel aus Hvellinge bei Malmö, Schweden (nach Carl M. Fürst).

Ähnlich kurz- und breitköpfig und kurz- und breitgesichtig (Index 82,3) ist ein Schädel aus Hvellinge nahe Malmö (Abb. 134), bei dem die Augenhöhlen genau wie beim Schädel aus Karleby gestaltet sind,

ebenso der ungemein breite Unterkiefer. Wie bei dem dänischen Møen-Typus ist die größte Schädelbreite hier ganz nach hinten gerückt.

Auffällig ist, daß diese beiden ostischen Schwedenschädel weiblich sind, und noch auffälliger, daß wir in Norddeutschland eine ganze Reihe solcher Fälle kennen, wo in einem steinzeitlichen Grabe nordischer Kultur einem männlichen nordischen Langschädel ein weiblicher ostischer Kurzschädel sich gesellt. Ich nenne ein solches Grab, das bei Ketzin a. d. Havel* und ein anderes, das bei Wierzbinek, Kreis Nieschawa, Gouvernement Warschau, südöstlich vom Goplosee nahe der ehemaligen preußisch-polnischen Grenze aufgedeckt worden ist. Diese beiden Gräber gehören zu der Kulturgruppe, die durch die Kugelflaschen gekennzeichnet sind, worauf wir im letzten Teile dieses Buches genauer eingehen werden. In der Kulturgruppe der sogenannten Oderschnurkeramik Schlesiens-Böhmens gehören die 30 gemessenen männlichen Schädel fast ausnahmslos einer ostdeutschen Abart der nordischen Langschädelrasse an, die 11 weiblichen (und kindlichen) dagegen durchweg einem völlig abweichenden Rassetypus mit mittellangem bis breitem Hochschädel von eiförmigen bis birnförmigem Grundriß, mittellangem Gesicht und breiter Nase. Es liegt daher in diesem Falle die Vermutung nahe, als habe ein die schnurkeramische Kultur ins Land bringender nordischer Menschenschlag einen rassistisch andersartigen Menschenschlag dort unterdrückt, seine Männer erschlagen und mit den überlebenden Weibern Bastarde erzeugt.

Und nach mehr als zwei Jahrtausenden haben wir in den ersten Jahrhunderten n. Chr., wo endlich wiederum Körperbestattung bei Germanen teilweise in Brauch kommt, ähnliche Fälle: so im ersten Jahrhundert zu Westeregeln, Kreis Oschersleben, Provinz Sachsen, im zweiten Jahrhundert zu Bodenhagen, Kreis Kolberg, Hinterpommern, im vierten Jahrhundert zu Häven in Mecklenburg. Bei diesen letzten frühgeschichtlichen Vorkommen ist allerdings nicht festgestellt worden, ob die Kurzschädel ein langes oder ein breites Gesicht

* Neuestens wird allerdings der bisher für männlich angesehene Schädel des Ketziner Grabes ebenfalls für weiblich erklärt (W. Scheidt), was mir nicht wahrscheinlich vorkommt.

besitzen, d. h. ob sie zur ostischen Rasse gehören oder nordische Kurzköpfe sind.

Daß die breitgesichtige Kurzkopfrasse heute noch in Norwegen nicht selten ist, mag das Bild zweier typischer norwegischer Bauernköpfe beweisen. Neben dem echt nordischen blonden langgesichtigen Langkopf rechts steht der echt ostische dunkle breitgesichtige Kurzkopf links (Abb. 135, 136).



Abb. 135. Ostisch.

Abb. 136. Nordisch.

Norwegische Bauern (nach A. M. Hansen).

Die körperlichen Reste der Urbewohner unseres Landes, die wir hier so genau kennen gelernt haben, wie der heutige Stand unserer Wissenschaft es zuläßt, lehren, von welchen Ahnen wir abstammen und von welchen nicht. Aber noch Größeres leistet ja die Rassenkunde insofern, als sie nicht nur die körperlichen, sondern auch die seelischen und geistigen Eigenheiten der heutigen Rassen, also die bedeutungsvollen Unterschiede der Rassen nach dieser Richtung hin erkennen läßt. Es sind eben gewisse seelisch-geistige Kräfte oder wenigstens die besondere Art, in der sie teils in Erscheinung treten, teils im Innern verschlossen gehalten werden,

mit gewissen körperlichen Merkmalen verbunden. Wenn wir auch die Gründe hierfür nicht kennen, so beweisen doch die Beobachtungen das Bestehen dieser Tatsache. Der volkstümliche Ausdruck für derartige Unterschiede ist: dies oder jenes liege einem Menschen im Blute. Wohl am frühesten hat sich diese Beobachtung, soweit sie feinere Unterschiede betrifft, in Skandinavien aufgedrängt, wo ja beide körperlich nahe verwandten, aber doch ziemlich streng geschiedenen Arten der nordischen Rasse wohnen, der nordische Langkopf und der nordische Kurzkopf, und zwar besonders in Norwegen, weil sie hier landschaftlich getrennt wohnen, nicht gemischt, wie in Südschweden und Inselnänemark. Ich gebe einige kurze Andeutungen nach dieser Richtung, wobei ich mich besonders auf Andr. M. Hansen, Otto Ammon, Lapouge, Arl Olrik und Karl Felix Wolff stütze.

Der nordische Langkopf ist der eigentlich schöpferische, kulturschaffende, erfinderische Fortschrittmensch, der aristokratische und heldische, der das Leben als steten, ernsten Kampf auffaßt; daher willensstark und wagemutig, rasch entschlossen, stolz und todesverachtend, unaufhörlich unruhig, ja abenteuerlich und besonders auswanderungslustig und eroberungstüchtig; denn höchstes sittliches Gebot ist ihm zwar unverbrüchliche Treue zu seiner Sippe und zu allen freiwillig eingegangenen Bindungen, nicht aber zur angestammten Volksgemeinschaft und zum Vaterlande, da er die ganze Welt als sein Vaterland ansieht; er ist weiter der geborene Beherrscher des Meeres, der glänzendste Techniker. Doch arbeitet er nicht gerne nach Art der Ameise oder Biene triebhaft, maschinenmäßig, sondern lieber stoßweise. Kann er zuzeiten seine Kräfte gewaltig anspannen, so liebt er es auch, in langer Winterruhe auf der Bärenhaut zu liegen und reichlichem Genuß von Speise und Trank zu frönen. „Mein halbes Leben stürmt ich fort, verdehnt die Hälfte in Ruh!“ So läßt Goethe den Geist eines germanischen Helden von sich selber sprechen.

Die Hauptsache bei unseren Fragen ist die Abenteuer- und Auswanderungslust, sowie die technische Begabung, dann der Fortschrittstrieb, der Eifer in harter Kulturarbeit und die militärische Tüchtigkeit der nordischen Rasse.

Dem nordischen Langkopf steht in Artung sehr nahe der nordische Kurzkopf mit Langgesicht, wie wir das schon oben ausgesprochen haben.

Ganz anders der ostische Kurzkopf mit Breitgesicht. Er ist mehr bewahrend, ein zäh beharrender, fleißiger Arbeiter, aber kleinlicher im Denken, genügsam und sparsam, abgeneigt hochfliegenden Plänen, insonderheit kriegerischem Wandern; er hängt immer fest an altererbten Lebensgewohnheiten, denkt mehr an seine eigenen Belange als an die der Volksgemeinschaft. Wie dem nordischen Menschen völkischer Stolz und völkische Leidenschaft abgeht infolge seines idealen oder besser gesagt ideologischen Denkens, so dem ostischen Kurzkopf ebenso infolge seiner rein materiellen Gesinnung und infolge seines Hanges zu Mißgunst und zu demokratischer Gleichmacherei. Er ist empfänglich für Religion und begabt in Dichtkunst und Musik, kurz ein Stimmungsmensch mit dunklerer oder hellerer Färbung, wogegen der Langkopf nüchtern gegenüber religiösen und künstlerischen Strömungen ist und weniger Sinn hat für Schönheit und Behaglichkeit des Lebens, für edleren Lebensgenuß. Der Kurzkopf hat aber weder militärische Tüchtigkeit noch Führereigenschaften.

Die soeben geschilderte Vereinigung körperlicher und seelischer Eigenschaften gilt nur für völlig ungemischte Rassen. Völker ungemischter Rassen gibt es aber heute kaum mehr. Auch wir Deutschen sind rassenmäßig stark gemischt. Daher stimmen bei uns körperliche und seelische Eigenschaften sehr oft nicht in der Weise überein, wie man es nach der eben mitgeteilten Schilderung erwarten sollte. Nordische Seele findet sich oft vereinigt mit unnordischem Körper und ebenso steckt oft eine durchaus unnordische Seele in einem echt nordischen Körper. Die oben gegebene Charakterisierung der Rassen des deutschen Volkes kann also nur mit Einschränkungen und Vorbehalten ausgesprochen werden.

Wir haben gesehen, daß der nordische Mensch auch manche schweren Fehler und der ostische Kurzkopf auch manche Vorzüge besitzt für das Volksganze. Dennoch ist die nordische Rasse die zweifellos höchstwertige in unserem Volke. Doch der ostische Kurzkopf, der nüchterne Mensch des praktischen Lebens, hat sich als entschieden lebensfähiger erwiesen. Man hat den heutigen Bestand nordischer Rasse im deut-

schen Blute auf 60 Prozent geschätzt, doch den Anteil vollkommen rein nordischer Menschen nur auf 6 bis 8 Prozent. Darum wird in der übrigens bereits seit dem Mittelalter zu beobachtenden und in den letzten hundert Jahren immer bedrohlicher anwachsenden stärkeren Vermehrung ostischer Rasse gegenüber der kinderarmen nordischen Bevölkerung geradezu eine „ostische Gefahr“ erblickt. Demgegenüber kann man zum Trost darauf hinweisen, daß infolge der jahrtausendelangen unaufhörlichen Durchmischung unseres gesamten Volkes mit nordischem Blute ein Anteil davon in jedem Deutschen, auch in den kurzköpfigen, steckt und ebenso stark verbreitet auch ein Anteil ostischen Blutes in der Mehrzahl der langköpfigen Deutschen. Anzustreben ist nur, daß in der Seele jedes Deutschen das Hochbild nordischen Wesens fest verankert sei.

2. Teil

Inhaltsübersicht

	Seite
4. Entstehung des germanischen Volkes . . .	129—302
(1) Mittlere Steinzeit oder Frühneolithische Zeit . . .	129—149
Zeit der Geräte aus Renntiergeweih, Kultur des Magdaleniens 129.	
Ancyclusstufe der Ostsee 129 — Geräte der Dobbertiner Kultur-	
stufe 130. — Menschenreste der Dobbertiner Stufe; der Knabe aus	
Poppenbrügge (<i>Homo Kiliensis</i>) 134. — Seine scheinbar primitiven	
Eigenheiten meist jugendliche Eigenheiten 138. — Jugendliche	
Unterkiefer aus dem Svärdborg- und dem Maglemoor 138. —	
Schädel von Plau (Meckl.) 143. — Zwei Schädel vom Pritzerber	
See (Havell.) 145.	
Eitorinastufe der Ostsee 146. — Geräte der Ellerbeker Kultur-	
stufe 147. — Dobbertiner Bevölkerung = Dorfinnen, Ellerbeker	
dagegen = Vorindogermanen 148.	
(2) Das Vollneolithikum	150—160
Indogermanen entwickeln das Feuersteinbeil weiter 150. — Ihr	
Megalithgrabbau 153. — Ihre Tonware in der Ellerbeker Stufe 155;	
in der Dolmenzeit: Trichterbecher, Krugfläschchen, hochhalsige	
Kugelflaschen 158.	
(3) Die steinzeitlichen Züge der Indogermanen	161—214
Der 1. Indogermanenzug bringt die Ostsee-Megalithleute nach	
Nordwestdeutschland 161. — Der 2. Indogermanenzug bringt die	
nordwesideutschen Megalithleute ins Saalegebiet: Rössener Kultur	
163. — Anthropologie der Rössener Bevölkerung 167. — Der	
3. Indogermanenzug bringt die Rössener nach Südwestdeutsch-	
land 172. — Heidelberger Stil 173. — Einheimischer Hinkelstein-	
stil 173. — Friedberger, Eberstadter, Großgartacher Stil 175. —	
Einbruch der spiralkeramischen Donaubevölkerung 178. — Flom-	
borner und Plaidter Stil 179. — Anthropologie dieser Stämme 181.	
— Vierter Indogermanenzug: an Mittel-elbe Walternienburger	

Stil I, II 184. — Anhalter Stil I, II 188. — Anthropologie 189. — fünfter Indogermanenzug: Burg-Molkemberger Stil in Nordbrandenburg 192. — Sechster Indogermanenzug 195. — Stil des Westzweiges der Kugelflaschen 197. — Anthropologie 197. — Siebenter Indogermanenzug 201. — Achter Indogermanenzug: Trichterbecher und Kragenfläschchen wandern ostwärts über Westpreußen, Posen bis nach Polen (Nordstamm) 202. — Den Südstamm dieser Bevölkerung bildet die Noßwitzer Kulturgruppe 204. — Jordansmühler Stil 207. — Münchshöfer und Michbühler Stil 208. — Badener und Altheimer Stil 209. — Neunter Indogermanenzug: Stil des Ostzweiges der Kugelflaschen 209. — „Kujawische“ Gräber und Amphoren 211. — Anthropologie 212. — Zehnter Indogermanenzug: Ostgruppe der Schnurkeramischen Bevölkerung 213.

(4) Das nordische Feuersteinbeil 214—215

Verbreitung des dünnackigen 214; des dickackigen Feuersteinbeils 215.

(5) Dobbertiner Vorfinnen und Finno-Indogermanen 216

(6) Die Steinkeulen der Finno-Indogermanen 216—225

Eihultbeil und Walzenbeil aus felsgestein der Dobbertiner Vorfinnen 217. — Aus dem jüngeren Walzenbeil entsteht der Keulenkopf der Finno-Indogermanen während der Dolmenzeit der Indogermanen 217. — Zwei Entwicklungsreihen des Keulenkopfes 219. — Verwandtschaft der Schlussstufe mit der sechskantigen durchlocherten Streitart aus felsgestein 223.

(7) Die Gräber der Finno-Indogermanen 225—238

Verinselndigung der finno-indogermanischen Kultur während der Ganggrabzeit der Indogermanen 225. — Einzelerdgrab: Unter-, Boden-, Ober- und Oberstgräber 227. — Schnurbecher und seine Entwicklung 228. — Bernsteinschmuck 231. — Jütländische Streitärte aus felsgestein, Entwicklung und Verbreitung 231. — Bootart 233. — Rautenart 234. — Jütländische Streitart mit Zylindernacken 235. — Schwedische Bootart 236. — „flache“ Streitart 237. — Sechskantige Streitart. 238.

(8) Mondseekultur und Ursprung der Griechen 239—247

Sechskantige und „flache“ Streitart erscheinen innerhalb des 8. Indogermanenzuges in Ostdeutschland, Polen, Österreich und

hier in der Mondseekultur 239. — Tonware des Mondseestils 239 und des verwandten Laibacher Stils 240. — Derselbe Stil in Slavonien und Bosnien 243. — Mondseekultur = 11. Indogermanenzug = Urzelle des Griechenvolks 243. — Nordisches in mykenischer Kultur 244. — Rückströmungen aus Griechenland und dem Ägäikum nach Mitteleuropa 245. — Thessalien die Heimat der „Hellenen“ = 12. Indogermanenzug 246. — Illyrier in Griechenland vor den Griechen 247.

(9) Die doppelschneidige Streitart der Indogermanen 247—250

Urtypus A 248. — Verflachung zu den Typen B, C, D 249. — Die sächsisch-thüringische und die ostdeutsche Spätform von D 250.

(10) Der siebente, dreizehnte und vierzehnte Indogermanenzug: Die sächsisch-thüringische Gruppe des schnurkeramischen Stils 251—259

7. Indogermanenzug: Vorstufe, Hochstufe, Spätstufe des schnurkeramischen Stils 251. — Starker finno-indogermanischer Zustrom seit der Hochstufe: Schnurverzierung, jütländischer Becher, vielfantige Streitart 252. — Sächsisch-thüringische Abart der Stufe D der indogermanischen doppelschneidigen Streitart 254. — Kein Fortleben der Kultur in die Bronzezeit hinein 256. — 13. Indogermanenzug: Ausbreitung der thüringischen schnurkeramischen Bevölkerung nach Südwestdeutschland und der Ostschweiz 257. — Dort Zusammentreffen mit der westeuropäischen Glockenbecherbevölkerung 258. — Zonenbecherbevölkerung am linken Rheinufer und in Holland siedelt im 14. Indogermanenzuge nach England über 259.

(11) Der zehnte Indogermanenzug: Die Oberschnurkeramische Gruppe 260—265

Nordwestliche Abteilung an der unteren Oder: Schnurbecher und Henkelstasse 260. — Östliche Abteilung im gesamten Weichselgebiet und über Wolhynien bis nach Kijew: Schnurbecher, Mörserbecher, Henkelstasse 261. — Eine dritte Abteilung nimmt Südposen, Schlesien, Böhmen ein; hier finden sich zum Übrigen noch hohe Henkelkrüge und Streitärte vom Hobtentypus 262. — In Schlesien deutlichste Fortsetzung der schnurkeramischen Kultur in die Aunetitzer frühbronzezeitliche Kultur 264. — In Nordböhmen dichtestes und reichstes Auftreten der Aunetitzer Kultur, die von hier aus Thüringen erobert 264.

(12) Anthropologie der Schnurkeramiker 265—271

Die Elb-Saalegruppe zeigt in der Hauptsache mitteldeutschen Schädeltypus: langen, schmal elliptischen Grundriß, langes, hohes Gesicht mit breiter Nase, flachschädel 265. — Ähnliche Verhältnisse bei der Oder Schnurkeramischen Gruppe 267. — Dagegen bei der Aunetitzer Bevölkerung wieder ein reinerer nordischer Typus: breit elliptischer Schädelgrundriß, gewölbte Seiten, schmales Hinterhaupt; doch meist Hochschädel 268.

(13) Ursprung der Italiiker, Kelten, Illyrier 271—282

Die heutige Sprachforschung kennt weder ein gesamt-italisches, noch ein gesamt-keltisches Urvolk, sondern setzt an den Anfang einen gälisch (irisch)-latinischen und einen britannisch-sabellischen Stamm 272. — Ein Teil der Gälolätiner wandert nach Italien (die Latiner), später auch ein Teil der Britanno-Sabeller (die Sabeller); dann verbinden sich die zurückgebliebenen Gälolätiner und Britanner zu dem Volke der Urkelten 273. — Archäologisch stecken die Gälolätiner in der sächsisch-thüringischen Gruppe der Schnurkeramiker und die Britanno-Sabeller in der Oder Schnurkeramischen Gruppe, die aber zugleich noch die Ur-Illyrier mitenthält 274. — Von den Schnurkeramikern Südwestdeutschlands und der Schweiz wandert ein Teil, die Latiner, nach Italien, der zurückgebliebene Teil, die Gälolätiner, verbindet sich mit den aus der illyro-britanno-sabellischen Gruppe in frühester Bronzezeit ausgeschiedenen Britannern in Südwestdeutschland zum Urkeltenvolke 275. — Die sprachliche Zweiteilung der Kelten archäologisch nicht zu verfolgen 277. — Die Sabeller wandern in mittlerer Bronzezeit über die Ostalpen nach Italien, bleiben dort getrennt von den Latinern 278. — Die den Sabellern eng verbundenen Ur-Illyrier wohnen seit Beginn der Bronzezeit in Ostdeutschland, in der Tschechoslowakei, im östlichen Österreich und nordwestlichen Südslawien bis nach Bosnien hinein und überschweben von hier aus Griechenland, während der Teilstamm der Veneter über die Ostalpen nach Venetien wandert 279. — Kentum- und Satemstämme der Indogermanen 279.

(14) Ursprung der Germanen 283—302

Die zahlreichen Indogermanenzüge haben die indogermanische Urheimat an der Ostsee besonders stark entvölkert 283. — Die finno-Indogermanen vollzogen nur eine einzige größere Auswanderung, die sie in der älteren Hälfte der Ganggrabzeit von Holstein an die Niederelbe und westwärts bis an die Grenzen Hollands führte;

sonst haben sie noch an der Entstehung der beiden schnurkeramischen Gruppen Anteil gehabt 284. — Die indogermanisch bevölkerten Gebiete Jütlands und Schleswig-Holsteins am stärksten geschwächt: Jütland während der Dolmenzeit im Osten von Indogermanen dicht, im Westen von finno-Indogermanen sehr dünn besiedelt; in der Ganggrabzeit das Verhältnis umgekehrt 285. — Die Ganggräber und Steinkisten Jütlands, sowie der Inseln Lolland und Falster zeigen in den obersten Schichten sehr oft finno-indogermanische Bestattungen mit Beckern, Streitärten, Feuersteindolchen 286. — Ebenso enthalten die südschwedischen Ganggräber in den oberen Schichten Bestattungen finno-indogermanischer „Bootartkultur“ mit schwedischer Bandkeramik und Feuersteindolchen 288. — In Seeland dagegen wird die schöne Megalithkeramik bis in die obersten Schichten der überaus dicht gesäten Ganggräber fortgeführt 288. — Erst in der Zeit der jüngeren mit abgesetzten Griff versehenen Feuersteindolche verfällt auch Seeland finno-indogermanischem Einfluß 288. — Grifflose und mit Griff versehene Feuersteindolche 289. — Vier Stufen der Griffdolche 292. — In Jütland alle Stufen dieser Dolche, in Seeland nur die Griffdolche vertreten 293. — Im Ostseeküstengebiet völlige Verschmelzung der indogermanischen mit der finno-indogermanischen Kultur und Bevölkerung um 2000 vor Chr. 293. — Weitere Kennzeichen der Kultur dieser „Dolchzeit“; Minderwertigkeit oder gar Fehlen der Tonware 294. — Schleswig-Holstein verhält sich in diesem Allen genau wie Jütland 295. — Einheitliche Kultur zum ersten Male in ganz Dänemark, Südschweden und den mittleren Küstengebieten Norddeutschlands zwischen Ems und Oder 296. — Die Verschmelzung von Indogermanen und finno-Indogermanen ist der Ursprung des Germanenvolks 297. — Dies Germanengebiet deckt sich mit dem Germanengebiet der Periode II der Bronzezeit 298. — Dolchperiode ist zugleich Periode I der mitteleuropäischen Bronzezeit 298. — finno-indogermanische Züge in der alten germanischen Bronzezeitkultur 298.

Sachregister von (E. Sneathlage) 303—320

Dorwort

Als ich im Mai 1926 das Dorwort zum ersten Teile dieses Buches niederschrieb, sprach ich die Hoffnung aus, daß der Germanen-Verlag imstande sein würde, das bereits zu Anfang des Jahres 1926 abgeschlossene Manuskript des zweiten Teiles, dessen Drucklegung schon begonnen hatte, rasch zur Veröffentlichung zu bringen. Der bald darauf erfolgte plötzliche Eintritt ganz neuer persönlicher wie sachlicher Verhältnisse innerhalb des Germanen-Verlages hat dann für mein Werk unheilvollste Folgen ausgewirkt, indem seine Herausgabe lange Zeit überhaupt in Frage gestellt war, ohne daß ich die Macht hatte, dem erfolgreich entgegenzutreten.

Jetzt, wo das Werk endlich fertig vorliegt, stellt es den Standpunkt meiner wissenschaftlichen Ansichten vom Anfang des Jahres 1926 dar, da ich keine Möglichkeit hatte, eine neue Durcharbeitung des Stoffes vorzunehmen. Ich bin indes der Überzeugung, daß ich nach Prüfung der umfangreichen in diesen beiden Jahren erschienenen einschlägigen Literatur vielleicht hie und da zu kleinen Ergänzungen, aber sicherlich zu keinen nennenswerten Änderungen meiner im Laufe vieler Jahrzehnte gereiften Anschauungen gekommen sein würde. Immerhin halte ich es für angebracht, die Kritik deutlich hierauf hinzuweisen, da vermutlich auch manches, was ich an Neuem vor zwei Jahren niedergeschrieben (und meist schon lange vorher mündlich verkündet) habe, inzwischen von anderer Seite an die Öffentlichkeit gebracht worden sein könnte.

Berlin = Sichterfelde, im Oktober 1927.

Gustaf Kossinna.

4. Entstehung des germanischen Volkes.

Mittlere Steinzeit oder Frühneolithische Zeit.

Nachdem wir im dritten Kapitel rassenkundlich mit dem Menschen selbst aus der Werdezeit der Germanen uns beschäftigt haben, soll uns nun die Betrachtung seiner Kulturhinterlassenschaft sagen, wann die Germanen als Volk entstanden sind.

Menschliche Kulturhinterlassenschaft, die wir in Westeuropa bereits in der Zeit antreffen, die zwischen den beiden großen Perioden der Eiszeit liegt (vgl. S. 79), fehlt in Norddeutschland und Skandinavien aus der Eiszeit völlig. Erst in postglazialer Zeit, d. h. beim letzten Abzuge des Eises während der Kulturperiode des sogenannten Magdalenien, beobachten wir hier die frühesten Spuren menschlicher Tätigkeit. Damals, als der südliche Gletscherand auf den großen Endmoränen stand, die in Gestalt von Bögen durch Ostholstein, Mecklenburg, die Uckermark und Hinterpommern ziehen, verraten den Menschen Geräte aus Renntiergeweih, die besonders zahlreich in den untersten Schichten des Haveltons gefunden worden sind. Sie entstammen einer Zeit, die etwa um 15 000 v. Chr. liegen mag. Als Beispiel können die Abbildungen einer Hacke (Abb. 137) und einer Lanzenspitze (Abb. 138) aus Renntiergeweih dienen.

In der anschließenden frühneolithischen oder mittelsteinzeitlichen Periode, wo das Klima sich dem heutigen allmählich näherte, wurde die Ostsee aus einem offenen Eismeerarme, der die Insel Skandinavien umfloß (Abb. 139), zu einem völlig geschlossenen Süßwasserbinnensee, dem sogenannten Ancylussee (Abb. 140). Damals, etwa 10 000 bis 6000 v. Chr., befand sich in Südschweden, Dänemark und Norddeutschland, aber fast nur an den stillen Gewässern des Binnenlandes, ein Jäger- und Fischervolk, dessen bezeichnendste Kultur-

Kostfinna, Urspr. d. Germ.

hinterlassenschaft in Jagdwaffen und Fischereigeräten aus Knochen und Geweih vom Elch, Hirsch und Urstier bestand. Die Hauptarten dieser Geräte sind in Abb. 141 wiedergegeben. Hervorzuheben sind in

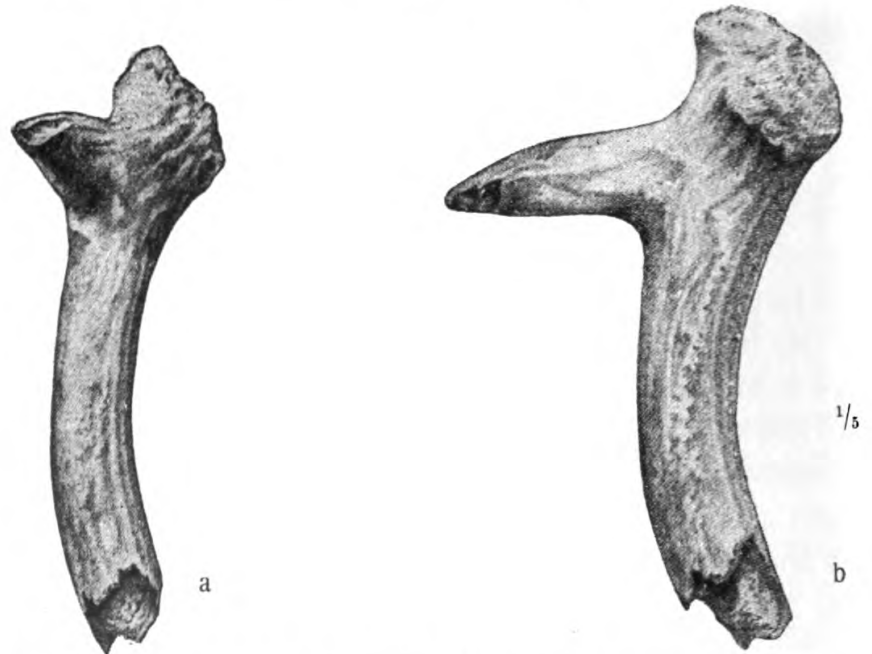


Abb. 137 a, b. Priggerber See, Kr. Westhavelland. Kerngeweihhacke.
a) von vorne, b) von der Seite.

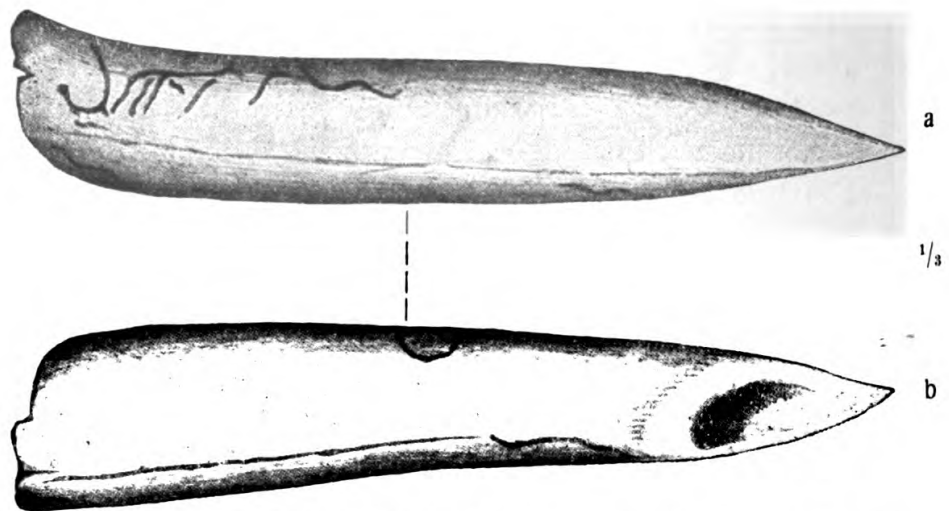


Abb. 138 a, b. Hohenferchesar, Kr. Westhavelland. Lanzenspitze aus
Kerngeweih mit Tierritzungen. Von zwei Seiten gesehen.

der oberen Reihe: 1. knöcherne falzbeinartige Glätter, auch als Fischschuppenmesser gedeutet (a, s); 2. Knochen spitzen, entweder glatt (l, m) oder mit einem einzigen (n, o) oder mehreren Widerhaken auf einer Seite (c, d, g, h) oder statt dessen mit Einsatz von Feuersteinsplittern in zwei seitlichen Längsfurchen (q) oder mit einfacher ein-



Abb. 139. Ostseegebiet während der Eismeerstufe (Voldiaperiode). Nach G. de Geer.
Dunkelgrau: Eismeer; hellgrau: Land; weiß: skandinavisches Gletschergebiet.

seitiger Zähnung (b, p) oder endlich mit vielen stark gekrümmten Widerhaken auf beiden Seiten und zugleich mit einem Fortsatze am Griffende in der Art der Harpunen (e, f, r); alle diese Stücke haben als Vorderende von Wurflanzern und von Harpunen gedient; 3. schwere

Angelhaken, noch stets ohne Widerhaken, der sich erst in jüngerer Steinzeit entwickelt (i, k). In der unteren Reihe der Abb. 141 sehen wir: 4. Dolche aus Ellenbogenknochen (t); 5. Meißel aus Geweih (u); 6. Schaftlochärte mit schräggeschnittener Schneide aus Hirschgeweih (x); 7. Tüllenärte mit schräggeschnittener Schneide aus Röhren-



Abb. 140. Das Ostseegebiet während der Binnensee-
stufe (Ancylusperiode). Nach G. de Geer.
Dunkelgrau: Meer; mitteldunkelgrau: Land; hellgrau: Ostsee
als Binnenmeer; weiß: skandinavisches Gletschergebiet.

knochen (w); schließlich noch eine der Knochen spitzen mit seitlichem Einsatz von Feuersteinsplittern, die durch Einritzung eines Musters reich verziert ist (v).

Diese Geräte der sogenannten Ancycluszeit zeigen vielfache Beziehungen zu älteren nacheiszeitlichen Geräten des Rheingebietes und Südfrankreichs, sowohl in der Form, wie in den figürlichen Zeichnungen und geometrischen Ziermustern, die in Rit-, Kerb- und Bohrtechnik ausgeführt sind. So die beiden Glätter (a, s), die Wurf-

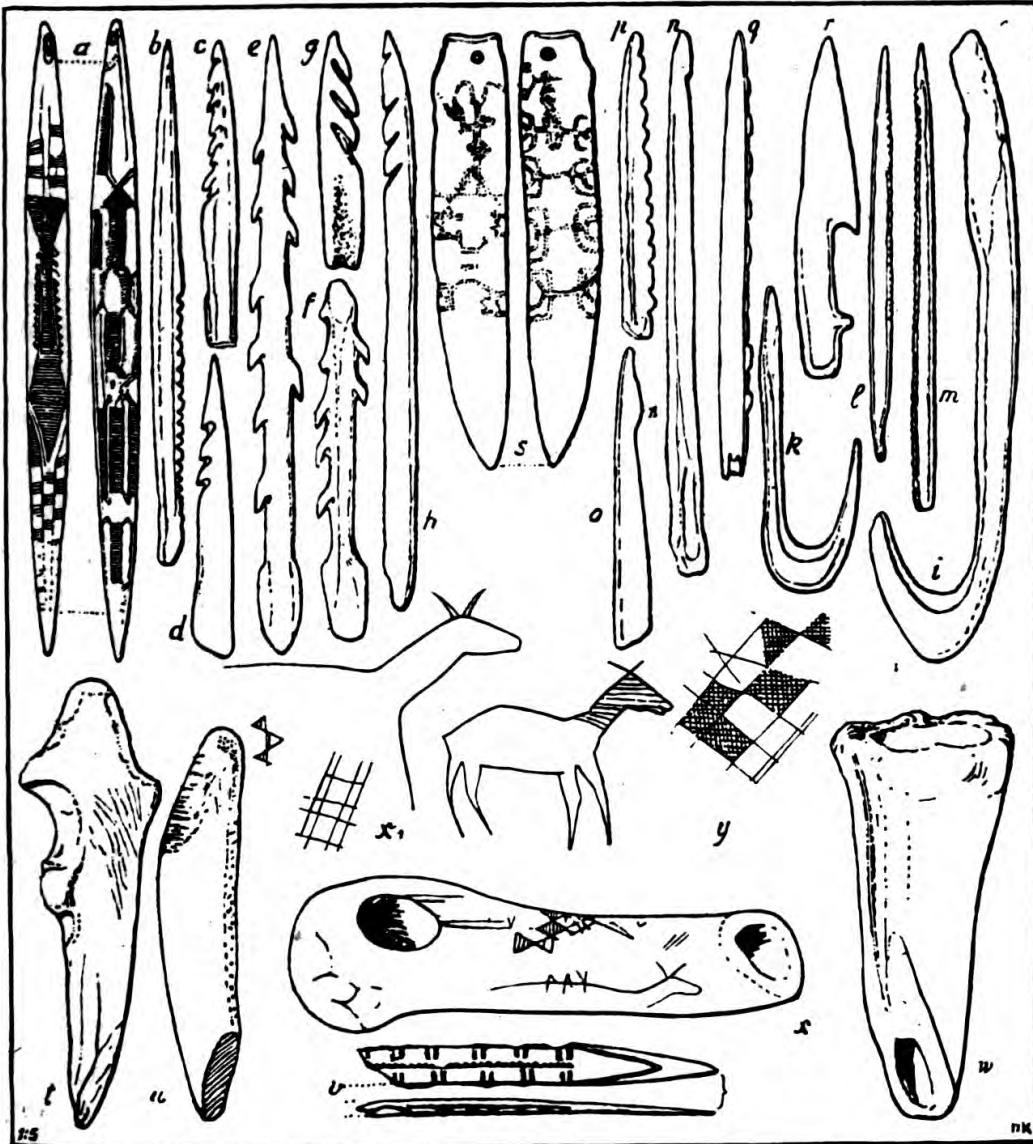


Abb. 141. Waffen und Jagdgeräte der Dobbertiner Kulturstufe (nach Reinecke).

a: Holstein; b: Hannover; c—m: Westhavelland; n—p: Dobbertin in Mecklenburg; q, r: Westpreußen; s—w: Seeland; x, y: Nstad in Schonen.

lanzenspize (v), die Elchgeweihhade (x), deren Tierzeichnung in x¹ und deren Schachbrettmuster in y in größerem Maßstabe wiederholt sind.

Von dort, von Südwesten, kam also diese Bevölkerung an die Ostseegebiete. Ich nenne sie und ihre Nachkommen nach dem frühest entdeckten Fundort Dobbertin in Mecklenburg fortan: D o b b e r t i n e r.

Auch den Dobbertiner Menschen selbst lernten wir in neuester Zeit aus Norddeutschland wie aus Seeland kennen.

Nicht ohne Bedeutung ist hier ein erst im September 1925 von Dr. Kadner in Gemeinschaft mit mir wissenschaftlich untersuchter Schädel nebst Armknochen, Rückenwirbel und Rippen eines zehn- bis zwölfjährigen Menschen, die während des Krieges zu Poppenbrügge bei Meinersdorf nahe Kiel ausgebaggert worden sind. Die geologische Schichtung des Fundorts ist so, daß unter der Wiesenoberfläche zunächst Moorerde liegt, darunter Faulschlamm, der in den tieferen Lagen immer fester wird infolge kalkiger Absetzung aus dem ursprünglich hier gelegenen See, endlich unter allen diesen alluvialen Schichten sogleich diluviale (eiszeitliche) Ablagerungen. Da das Skelett einerseits nicht in der knochenauflösenden Moorschicht gelegen haben kann, anderseits Reste der Kultur des Eiszeit-Menschen im eigentlichen Norddeutschland noch nie zutage getreten sind, so bleibt nur die unterste, schon festere Schicht des Faulschlammes als Lagerungsstätte übrig. Die Fundstätte entspricht also genau der geologischen Schicht, aus welcher an den Havelseen die Geräte der Dobbertiner Bevölkerung der Uncyluszeit zum Vorschein gekommen sind. Zufällig ist im gleichen Tale auch eine Hirschgeweihhade von der in Abbildung 141 unter x wiedergegebenen Art entdeckt worden.

Die Seitenansicht des Schädels (Abb. 142) zeigt, daß Überaugenwülste fehlen, die Stirn steil ansteigt, aber auffallend niedrig ist und rasch in einen weit rückwärts ausgezogenen Bogen übergeht, an den sich am Hinterhaupt eine nur leichte Kuppel anschließt. Am Kiefer tritt die Schrägstellung der Zahnbogenpartie (Prognathie) stark hervor. Der aufsteigende Ast des Unterkiefers ist ungemein steil, breit und an der Oberkante nur sehr schwach gesenkt. Doch findet sich eine solche Gestaltung des Astes auch

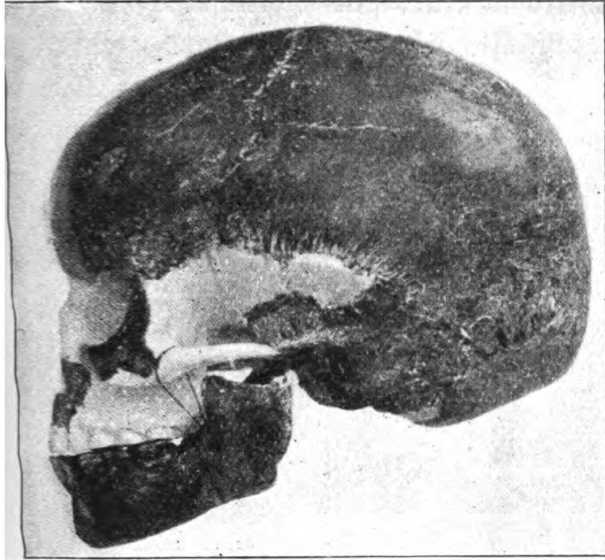


Abb. 142. Seitenansicht.

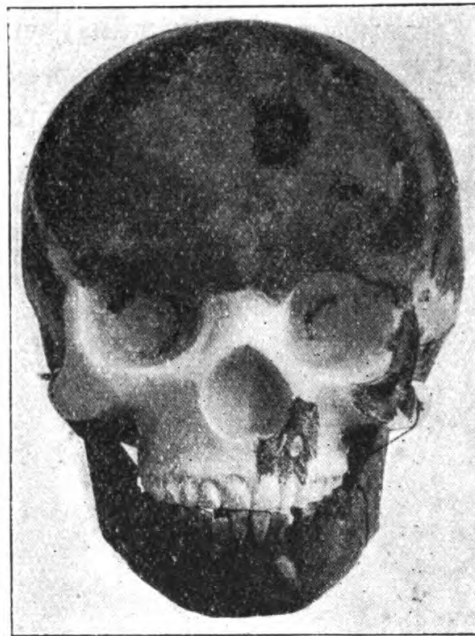


Abb. 143. Vorderansicht.

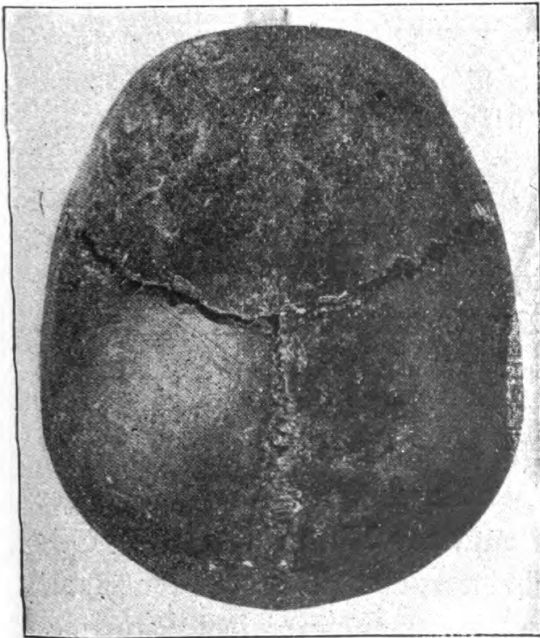


Abb. 144. Aufsicht.

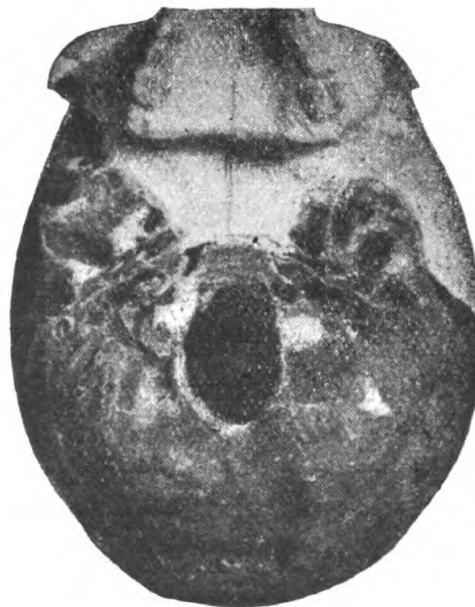


Abb. 145. Untenansicht.

Abb. 142—145. Schädel des „Homo Kiliensis“.

noch bei manchen Kindern heutiger Zeit. Der **Kinnvorsprung** ist erst schwach entwickelt, etwa wie beim **Urignac-Menschen** (vgl. S. 86 oben), während er bei dem mit dem **Urignac-Menschen** gleichalterigen französischen **Cro-Magnon-Menschen** schon stark ausgeprägt ist.

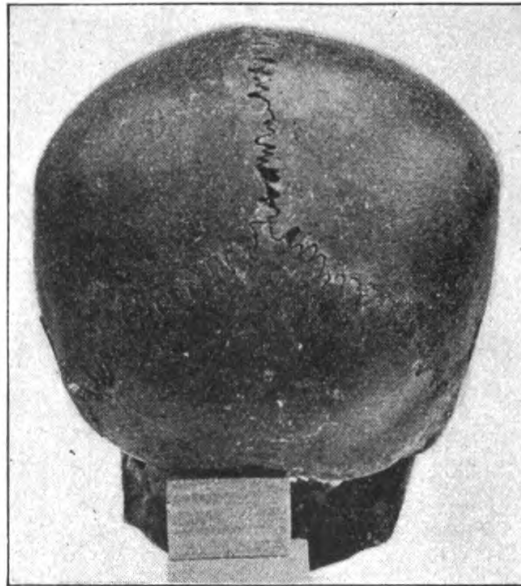


Abb. 146.
Rückansicht des Schädels des „Homo Kiliensis“.

Wie wichtig diese letzterwähnte Eigenheit bei Erwachsenen als Kennzeichen einer primitiven Körperstufe ist, erkennt man an einer Übereinanderstellung der drei Unterkiefer des Heidelberger „Altmenschen“ (S. 79), eines heutigen Negers und eines heutigen Europäers. Der Heidelberger besitzt überhaupt noch kein Kinn (Abb. 147). Ähnliches muß man von einigen Vertretern der Neanderthalrasse sagen, während andere Vertreter dieser Rasse zwar schon ein Kinn besitzen, aber ein negatives, das dem der heutigen Neger ähnelt (Abb. 148). Der heutige Europäer dagegen besitzt ein positives Kinn (Abb. 149). Das heißt: denkt man sich auf der Zahnhöhlebene (Alveolarebene), die durch die wagerechte Linie bezeichnet ist, vom vordersten Schneidezahn aus eine senkrechte Linie abwärts gezogen, so berührt diese beim Heidelberger (Abb. 147), wie beim Neanderthaler und ebenso bei dem

heutigen Neger (Abb. 148) das Kinn überhaupt nicht, und ein solches Kinn heißt darum „negativ“. Beim heutigen Europäer dagegen durchschneidet die Senkrechte den Kinnvorsprung: ein solches Kinn heißt „positiv“ (Abb. 149). In der Mitte zwischen diesen beiden Kinnarten stehen das Kinn des Aurignac-Menschen (S. 86) und das

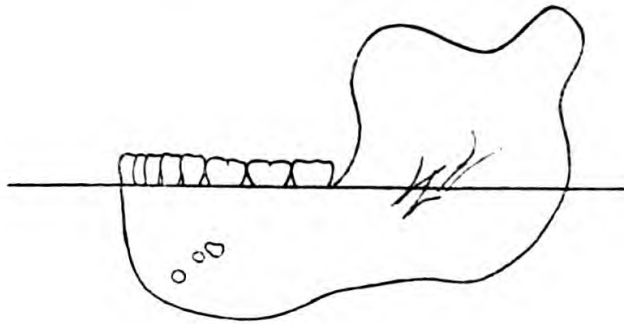


Abb. 147.
Heidelberger Altmensch.

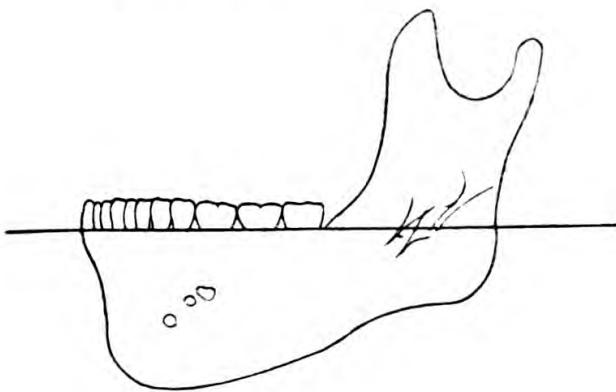


Abb. 148.
Heutiger Neger.

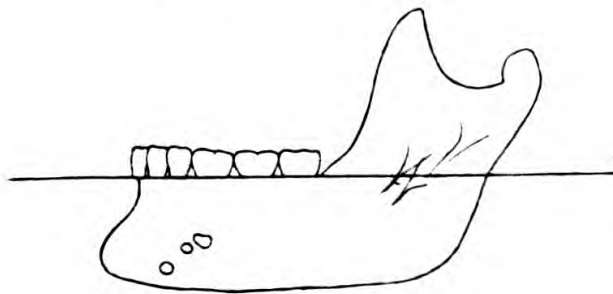


Abb. 149.
Heutiger Europäer.
(Abb. 147—149
nach O. Schötenack).

unseres Kieler Knaben. Denn sie sind so gebaut, daß jene Senkrechte den Kinnvorsprung entweder genau oder doch annähernd berührt: sie haben also ein „neutrales“ Kinn.

Das Kinn des Kieler Knaben scheint höchstens ein neutrales zu sein, wenn auch der mittlere Kinnwinkel (Symphysewinkel) bisher

noch nicht gemessen worden ist. Obwohl also ein richtiger Kinnvorsprung am unteren Kieferrande fehlt, zeigt sich ein weit oberhalb des Kieferrandes liegender Wulst, sogenannte „Protuberanz“, die infolge starker Ausbildung einer Rinne entsteht, die sich zwischen oberem Rande und Kinnteil des Kiefers findet. Leider wird aber die Bedeutung dieses wenigstens annähernd neutralen Kieler Kinns für die Erkenntnis der Eigenheiten des Menschen der Ancyluszeit dadurch völlig aufgehoben, daß wir es mit einem jugendlichen Individuum zu tun haben. Ganz abgesehen davon, daß selbst bei heutigen Erwachsenen zuweilen ein neutrales Kinn auftritt, haben nämlich neuere Untersuchungen gezeigt, daß bei sieben- bis achtjährigen Kindern ein positives Kinn regelmäßig noch fehlt und ihr Kinn dem negativen der Neanderthalrasse angenähert ist. Der Kinnvorsprung entwickelt sich eben erst in späteren Jahren allmählich. Wir werden daher aus der Gestaltung des Kinnvorsprungs bei dem Kieler Knaben nichts für die Rasse, der er zugehört, irgendwie Kennzeichnendes, nichts Primitives erschließen dürfen. Wir müssen hier um so zurückhaltender sein, als auch die gleichfalls frühneolithischen Unterkiefer eines vierzehnjährigen Kindes aus dem Moore von Svärdborg und eines achtjährigen Kindes aus dem Magle-Moore von Mullerup auf Seeland einen Kinnwinkel von 65 und 70 Grad aufweisen, was durchaus innerhalb der Schwankungsbreite heutiger europäischer Unterkiefer liegt (65 bis 71 Grad).

Endlich fällt in der Seitenansicht noch die vom heutigen Menschen abweichende, aber bei der Neanderthalrasse übliche Kleinheit des Zitzen- oder Warzenfortsatzes (Processus mastoideus) auf, der unmittelbar hinter der Ohröffnung als dreieckiger Knochenfortsatz abwärts gerichtet ist und den untersten Teil des Schläfenbeins bildet. Ebenso auffallend ist die dicht hinter dem Zitzenfortsatz befindliche Ritze (fissura mastoidea), die breit und flach ist, während sie beim heutigen erwachsenen Menschen tief eingeschnitten ist. Aber auch diese letztgenannten beiden Eigenheiten sind solche, die auch bei heutigen kindlichen Schädeln anzutreffen sind.

In der Vorderansicht (Abb. 143) zeigt sich die Zierlichkeit des linken Jochbogens, der allein von den beiden erhalten ist; der Index der Gesichtshöhe läßt sich daher nicht berechnen. Ferner bemerkt man unter der Kinnmitte, die beim heutigen Menschen meist platt auf-

liegt, hier vielmehr eine flache Einbuchtung, wie sie bei altpaläolithischen Unterkiefen gewöhnlich ist, indes auch bei heutigen Menschen zuweilen auftritt.

In der Aufsicht (Abb. 144) erscheint die große Breite der Schädeldecke; der Längenbreitenindex beträgt 79,05, grenzt also an Kurzköpfigkeit. Die Untenansicht (Abb. 145) läßt die langgezogene ovale Gestalt des Hinterhauptloches erkennen; bei heutigen Menschen hat es überwiegend rundliche oder rautenförmige Gestalt. In der Hintenansicht (Abb. 146) fallen die nach oben hin stark auseinanderstrebenden Seitenwände des Schädels auf.

Der Höhenlängen-Index von 68,75 und der Höhenbreiten-Index von 86,43 beweisen, daß wir es mit einem sehr niedrigen Schädel zu tun haben.

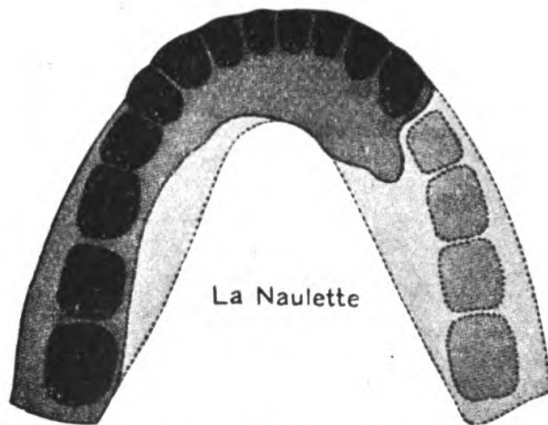


Abb. 150. Altpaläolithischer Unterkiefer aus der Höhle La Naulette am Sesse-Ufer bei Dinant in Belgien.

Der hellere rechte Teil ist nur rekonstruiert.

Als eine wichtige Eigenheit des Unterkiefers des altpaläolithischen Menschen der Neanderthalrasse wurde es bis vor nicht langer Zeit angesehen, daß der dritte Mahlzahn die beiden vorderen Mahlzähne an Breite und Länge überträfe. Auch beim Kieler Menschen ist der dritte Mahlzahn, der sogenannte Weisheitszahn, der wegen des jugendlichen Alters dieses Menschen zwar noch in der Zahnhöhle lose eingeschlossen liegt, aber doch schon meßbar ist, wie bei dem zur Neanderthalrasse

gehörigen Unterkiefer von La Naulette in Belgien (Abb. 150) der größte der drei Mahlzähne. Es ist aber neuerdings festgestellt worden, daß auch beim altpaläolithischen Menschen die Abnahme der Größe der Mahlzähne vom ersten bis zum dritten oft oder gar meist schon vorhanden ist. Andererseits findet sich beim heutigen Menschen nicht selten eine Zunahme der Größe der Mahlzähne nach hinten hin.

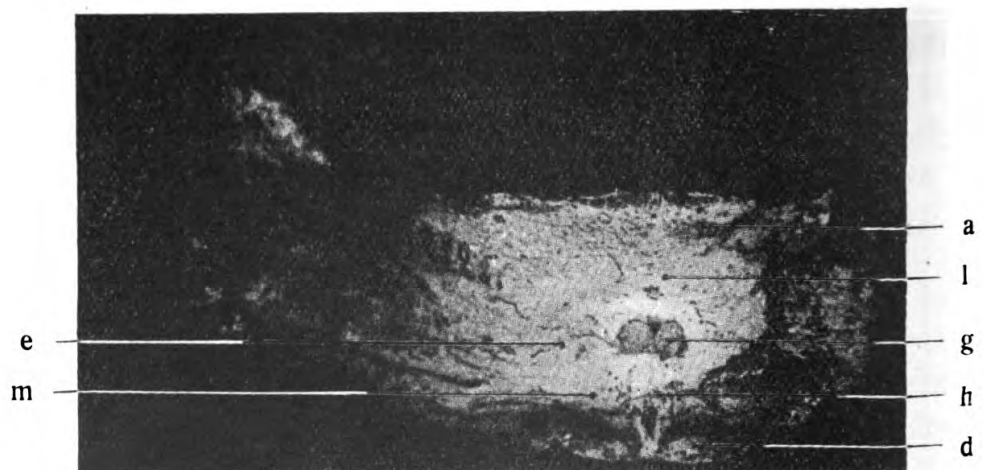


Abb. 151. Unterkiefer von La Naulette (vgl. Abb. 150). Innenseite.

Man war bisher auch geneigt, eine Eigenheit der inneren Kinnplatte für ein Kennzeichen des altpaläolithischen Menschen zu halten, nämlich eine Grube als Ansatzstelle des Kinnzungenmuskelpaares. Schon in jungpaläolithischer Zeit wird diese Grube durch einen runden Stachel (*spina mentalis superior*) oder eine mittlere längliche Leiste (*crista m. s.*) ersetzt. Toldts Forschungen haben indes gezeigt, daß eine solche Grube in typischer Ausprägung tatsächlich nur bei dem ältesten bekannten menschlichen Unterkiefer, dem Heidelberger, und innerhalb der Neanderthalrasse nur noch bei dem Unterkiefer von La Naulette vorliegt. Hier (Abb. 151) findet sich an der inneren Kinnplatte zwischen dem sogenannten Lingualwulst (l) und der Grundfläche des Kiefers eine große dreieckige Einsenkung (e), die bis zur Linie m herabgeht. In dieser Einsenkung liegen zwei tiefe rauhe Gruben, die durch eine Y-förmige Leiste voneinander getrennt sind und als Ansatzstellen für den Kinn-Zungenmuskel dienen. Alle anderen

Vertreter der Neanderthalrasse verhalten sich in diesem Punkte jedoch genau so, wie die heutigen Menschen. Das heißt: Die Ansatzstelle des Kinnzungenmuskels kann entweder in einem Grübchenpaar bestehen oder in einer paarigen flachen Rauigkeit oder in einem Höckerchenpaar (spina) oder endlich in einer mittleren Leiste (crista). Und zwar ist bei den Erwachsenen das Höckerchenpaar das weitaus häufigste. Bei kindlichen Unterkiefen dagegen überwiegt das Grübchenpaar bis zum sechsten Lebensjahre, vom siebenten bis fünfzehnten Jahre aber die flache Rauigkeit, während eine voll ausgebildete Leiste überhaupt

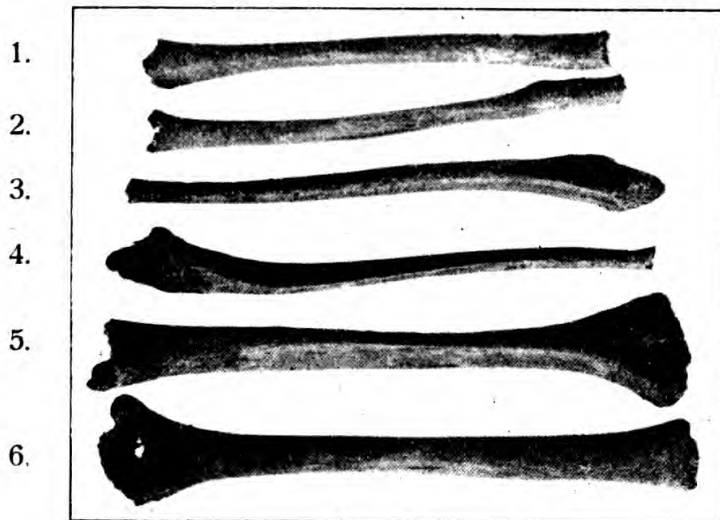


Abb. 152. „Homo Kiliensis“, Armknochen.
 1. 2. Beide Speichen (Radii); 3. 4. Beide Ellen (Ulnae);
 5. 6. Beide Oberrame (Humeri).

noch nicht vorkommt. Man sieht also, daß das Höckerchenpaar erst allmählich aus den Grübchen herauswächst und die Leiste erst bei Erwachsenen erscheint. Es ist daher nicht verwunderlich, daß beim Kieler Knaben sich weder Stachel noch Leiste schon ausgebildet zeigt. Vielleicht liegen aber doch schon die Anfänge der Höckerchen vor, wie es sicher der Fall ist bei den beiden schon erwähnten ebenfalls der Ancyclus-Epoche angehörigen jugendlichen Unterkiefen, die aus den beiden fundreichen Wohnstätten reiner Dobbertiner Kultur im Svärdborgmoor und im Maglemoor auf Seeland stammen.

Die als Ansatzstelle des Kinn-Zungenbein-Muskels dienende Leiste (Abb. 151, h) ist beim Kieler Menschen weniger ausgebildet als beim heutigen Europäer.

Endlich scheint die Gestalt der Armknochen einen primitiven Zustand darzustellen (Abb. 152). Der Oberarm ist stark gekrümmt (Nr. 5, 6), die Speiche (Nr. 1, 2) und die Elle (Nr. 3, 4), die beiden Knochen des Unterarmes, sind ebenfalls stark gekrümmt wie beim Neanderthaler (Abb. 153), entgegen der fast gestreckten Form der heutigen Armknochen (Abb. 154). Sicherheit in diesem Punkte würde jedoch erst eine in Verhältniszahlen ausdrückbare genaue Messung ergeben, die noch aussteht.



Abb. 153. Spy bei Namur, Belgien.
Speiche eines Neanderthalmenschen.

Eine Mehrung unseres Wissens bringt die dänische Untersuchung hinsichtlich der Gestalt der Schenkelknochen, die beim Kieler Skelett leider fehlen. In diesem Punkte sehen wir keine Abweichung im Skelettbau des Dobbertiner Menschen von dem des heutigen Menschen. Denn die gedrungene Kürze und starke Rückwärtskrümmung des Schienbeins und ebenso die starke Vorwärtskrümmung des Oberschenkels des altpaläolithischen Menschen findet sich nicht mehr beim Menschen der Ancycluszeit.

Wir besitzen aus dieser Zeit und Kultur auch einen Grabfund, den **ältesten** des ganzen Nordens, d. h. Norddeutschlands nebst Skandi-

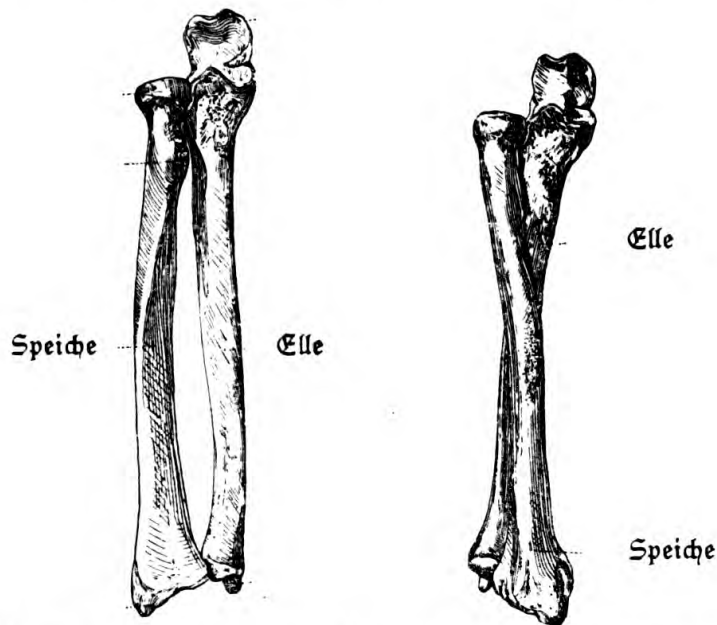


Abb. 154 a, b. Knochen des rechten Unterarmes des heutigen Menschen in den beiden entgegengesetzten Stellungen.
a) bei Daumenstellung auswärts; b) bei Daumenstellung einwärts.

naviens. Es handelt sich um einen Kurzkopfmenschen, der zu **Plau** in Mecklenburg entdeckt worden ist (Abb. 155). Die Massigkeit des Knochenbaues verleiht diesem Schädel ein fast wild anmutendes Äußere; er besitzt echt nordische Überaugenwülste und fliehende Stirn, aber unnordischen steilen Abfall des Hinterhauptes; ferner ein vollendetes Breitgesicht, runde Augenhöhlen, weiten Abstand der Augenhöhlen, plumpsten breiten Unterkiefer und fehlenden Kinnvorsprung. Das Gesichtsprofil ist, abgesehen vom Nasenvorsprung, eine senkrechte Linie, was durchaus „ostisch“ anmutet.

Wir haben also kindliche Vertreter des Dobbertiner Menschen an drei Stellen, Kiel, Svaerdborg und Mullerup, behaftet gesehen mit einer freilich recht geringen Anzahl primitiver Körpereigenschaften, außerdem zu Plau einen Erwachsenen mit wenigstens noch zwei wichtigen derartigen Eigenschaften, dem mangelnden Kinnvorsprung

und den freisrunden Augenhöhlen. Diese Menschen sind weit entfernt von einer Annäherung an das, was man nordischen Typus nennt.



b

a



c



d

Abb. 155 a—d.
Plau in Mecklenburg.

Nun gibt es aber, wenn man den Fundverhältnissen volles Vertrauen entgegenbringen kann, noch zwei Schädel, die angeblich aus derselben Schicht des Haveltons stammen, von wo die kennzeichnenden Jagdgeräte der Dobbertiner Bevölkerung in so einzigartig zahl-

reicher Weise zutage gefördert worden sind. Diese beiden Schädel kamen aus Tongruben am Prizerber See im Westhavellande, und zwar im Verein mit solchen Geräten. Beides sind Langschädel von annähernd nordischem Typus: der 1891 gefundene Schädel I (Abb. 156

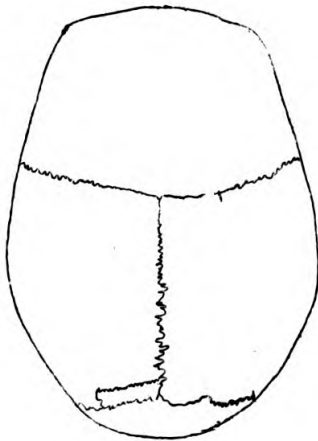


Abb. 156 a, b.

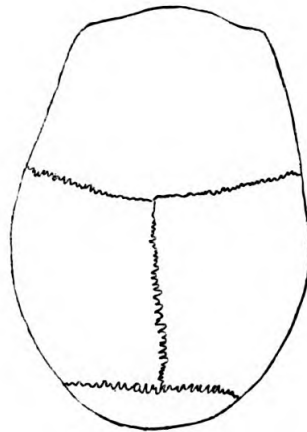


Abb. 157 a, b.

Prizerber See, Westhavelland.

Schädel I in Seitensicht und Aufsicht.

Schädel II in Seitensicht und Aufsicht.

a, b) hat einen Längenbreitenindex von 70,9, der Schädel II (Abb. 157 a, b) von 1901 hat einen Index von 70,5. Durch deutliche Überaugenwülste und etwas schräge Stirn nähert sich der Schädel I dem Koffinna, Urspr. d. Germ.

Aurignac-Menschen, während sein Hinterhaupt unverkennbar die abgesetzte Cro-Magnon-Kuppel aufweist. Der Schädel II hat zwar auch schrägen Stirnanstieg, aber weit schwächere Augenwülste, während das Hinterhaupt nach Art des Aurignac-Menschen nur wenig hervorragt. Zum Aurignac-Menschen paßt auch der äußerst schwache Kinnvorsprung beider Schädel, der beim Cro-Magnon-Menschen dagegen bereits scharf ausgeprägt ist.

Nach alledem ist es unmöglich, von einer einheitlichen Rasse der Dobbertiner Bevölkerung des Ostseegebiets zu sprechen. Der Kieler Mensch hat neben den mit seiner Jugendlichkeit zusammenhängenden primitiven Eigenheiten offenkundig noch einige andere solche, die sich nicht aus seinem jugendlichen Alter erklären lassen; der Plauer teilweise ebenfalls, ist aber in der Hauptsache ostischer Rasse, und von den beiden Pritzerber Schädeln ist Nr. I, abgesehen von dem zu schwachen Kinnvorsprung, vollkommen nordischer Rasse, und Schädel II kommt dem nordischen Typus wenigstens entgegen, ohne ihn indes völlig zu erreichen. Alles in allen kann man also höchstens sagen, der Mensch der Ancyluszeit zeigt körperlich noch längst nicht das Bild der vollendeten, mehr oder weniger einheitlichen nordischen Rasse, sondern teils ein Gemisch aus primitiven Körpereigenheiten mit solchen, welche die jungsteinzeitliche Rasse vorbereiten, teils schon reiner nordischer Typus. Einen Vertreter rein nordischer Rasse aus frühneolithischer Zeit würden wir besitzen, wenn der in Abb. 104 wiedergegebene Friesacker Schädel dieser Zeit angehören sollte, was aber der nicht genau bekannten Fundverhältnisse halber nicht mit voller Sicherheit behauptet werden kann, wenn auch hohe Wahrscheinlichkeit dafür besteht.

Eine ganz andere, weiter entwickelte Bevölkerung findet sich während einer neuen Periode der Gestaltung der Ostsee, wo diese nämlich von neuem starke Verbindung mit der Nordsee gewinnt und aus dem Ancylus-Binnensee wiederum ein Salzmeer, das *Litorina*-meer, geworden ist. Saß die Bevölkerung der Dobbertiner an den Gewässern des Binnenlandes, so erscheint nun plötzlich eine starke Bevölkerung an den Ufern und auf den Inseln dieses Meeres. Sie muß sich z. T. von jenen Dobbertinern abgelöst haben als die wagemutige, wanderlustige, erobernde Gruppe. Doch zeigt sie eine Kultur

von altertümlich paläolithischen Gerätformen noch ungeklärter Herkunft. Ihre Geräte sind in der Hauptsache aus Feuerstein, der in glänzender Technik bearbeitet wird. Es sind die Leute der berühmten *Muschelhaufen* oder *Kjökkenmöddinger*.

Die bezeichnendsten Werkzeuge aus *Feuerstein* (Abb. 158) sind 1. das *Kernbeil* (a—c), das aus einem massigen Feuerstein-Kernstück allmählich hergerichtet, stets rundum behauen wird und nur eine wellig umlaufende Mittelkante, noch keine Schmalseiten, besitzt, der Vater aller späteren Steinbeile und der diesen nachgebildeten Metallbeile; 2. das *Flachbeil* (g, h), auch *Spalter* genannt, ein drei-

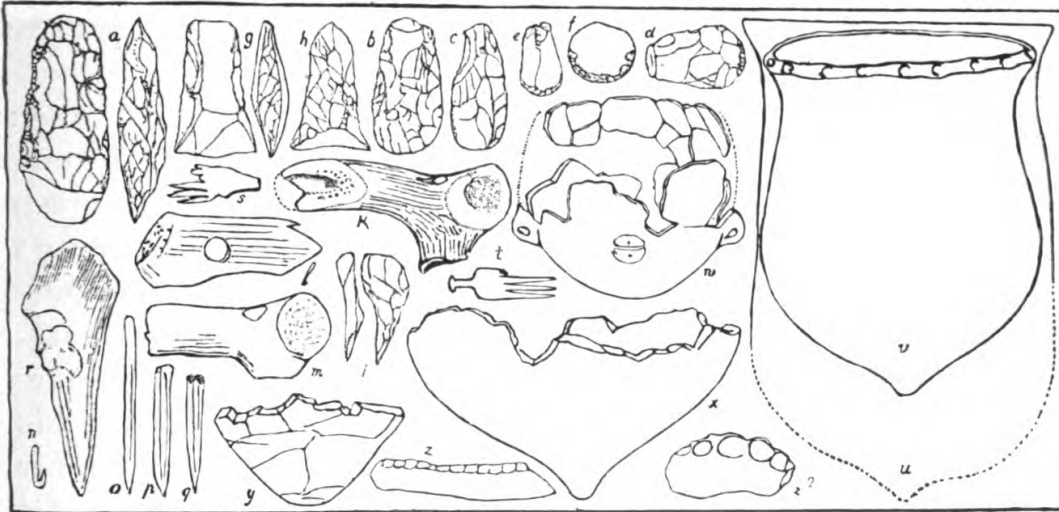


Abb. 158. Waffen und Gerät der *Ellerbeker* Kulturstufe auf *Jütland* und *Seeland* (nach *Reinecke*).

eckig abgeschlagenes Stück, dessen einseitige Schneidfläche mit einem einzigen Hiebe zugeschlagen wird, ein äußerst wirksames Gerät und von solcher Schärfe, daß man bei unversehrt erhaltener Schneide heute noch *Papier* damit schneiden kann; 3. längliche und scheibenförmige *Schaber* (d, e); 4. *Bohrer*.

Von *Geweiß-* und *Knocheng*eräten leben aus der älteren Periode noch fort: *Hirschgeweißhaken* (k, l, m); ferner *Angelhaken* (n), *Dolche* (r), *Ahlen* (o, p, q) und *Pfriemen*, diese (n—r) sämtlich aus *Knochen*; neu ist der *Knochenkamm* (s, t).

Sind die *Menschenreste* dieser Anwohner des *Litorinameeres* bisher auch noch spärlicher zum *Vorschein* gekommen, als die nicht zu

zahlreichen der vorangegangenen Dobbertiner Bevölkerung, so läßt sich doch jetzt schon sagen, daß diese Küstenbevölkerung ganz überwiegend der bereits vollendeten nordischen langgesichtigen Langkopfrasse angehört, da bei ihr nur ein einziger breitgesichtiger Kurzschädel festgestellt werden konnte. Als nordischer Rasse angehörig zeigt sie einen gewaltigen Fortschrittstrieb und hohe technische Begabung. Sie erfindet die Anfertigung von **Tongefäßen**, die sie hauptsächlich in Form großer Krufen mit spitzem Boden herstellt (Abb. 158, u, v, w, x, y, z, z²), und am Ende ihrer Periode, die etwa von 6000 bis 4000 v. Chr. währt, erscheinen bereits die ersten Spuren des Ackerbaues und bald danach auch die erste Viehzucht, die beide eine weit reichere und sicherere Ernährung bringen, als das frühere Leben auf der reinen Sammlerstufe.

Dadurch entsteht stärkste Bevölkerungszunahme bei der neuen Küstenbevölkerung, und es beginnt nun ein langdauernder Kampf zwischen ihr und der alten Dobbertiner Binnenbevölkerung. Die siegreich sich ausbreitende Küstenbevölkerung nenne ich **Ellerbeker** nach dem besonders wichtigen Fundort Ellerbek bei Kiel. Die Dobbertiner werden allmählich immer weiter nach Mittel- und Nordskandinavien und schließlich nach Finnland und noch weiter nach Osteuropa hin abgedrängt. Nur in Norwegen sitzen sie ungestört bis in die Bronzezeit hinein. Überall bleiben sie fortschrittslos an der alten Lebensweise und Kulturstufe hängende Jäger und Fischer, die weder zu Ackerbau noch Viehzucht überzugehen vermögen. Ich nenne sie die **Vorfinnen**. Besondere Schicksale erleben diejenigen Teile der Dobbertiner oder Vorfinnen, die in Jütland und in Südschweden an der Scholle kleben und nicht aus dem Lande weichen. Die jütländische und schleswig-holsteinische **Ostküste** und die südschwedische **Westküste** sind Hauptgebiete der Ellerbeker Ackerbaubevölkerung. An der jütländischen **Westküste** dagegen und in Binnenjütland, sowie an der südschwedischen **Ostküste** bleiben die Dobbertiner Vorfinnen lange Zeit unbehelligt, werden hier jedoch durch die sich ausbreitende Ellerbeker Ackerbaubevölkerung umgangen, abgeschnitten, eingeschlossen und verschmelzen hier, wie wir noch hören werden, schließlich, aber erst gegen Ende der Steinzeit, mit den Nachkommen der Ellerbeker.

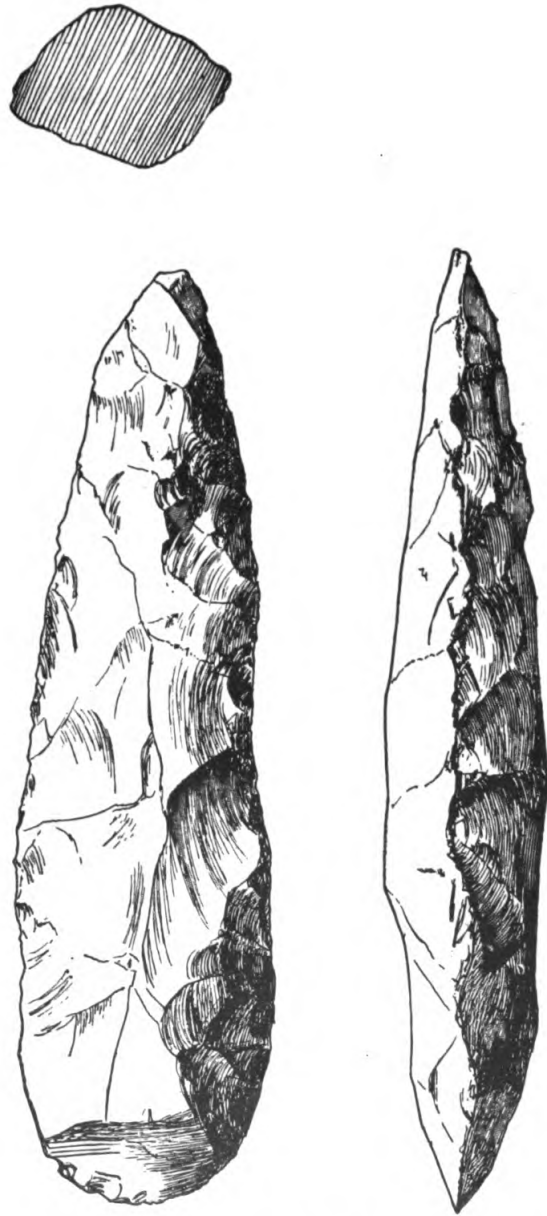


Abb. 159. $\frac{2}{3}$. Schleswig-Holstein.
Übergang vom Ellerbeker Kernbeil zum
spitznackigen Feuersteinbeil
(nach Kossina, Die Indogermanen I).
Breitseite, Schmalseite, Querschnitt.

Das Vollneolithikum.

Die Ellerbeker Ackerbauer sind für mich die *Vorindogermanen* oder schon die ersten *Indogermanen*. Seit 4000 v. Chr., dem Endpunkte der Ellerbeker Kulturperiode, wird die fortschrittliche Entwicklung der Indogermanen immer rascher, wie sich an dem Aufschwung ihrer Tonware zeigt, ebenso an der Entwicklung des Feuersteinbeils. Letztere gelangt vom Kernbeil der Muschel-

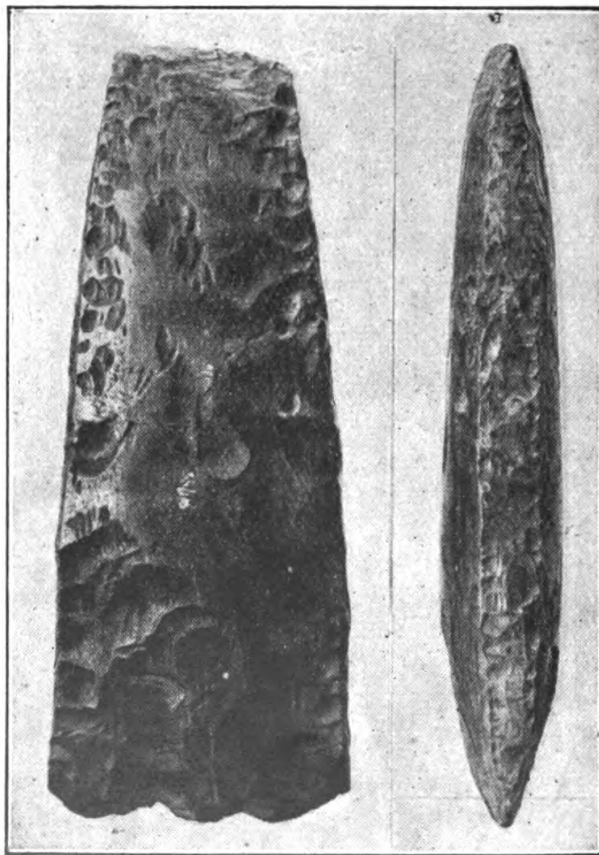


Abb. 160. $\frac{1}{3}$. Magdeburg. Dünnaßiges Feuersteinbeil nordischer Art. Museum Halle a. S.

haufenzeit (Abb. 158, a—c) zum spitznaßigen Beil, das spitzovalen Querschnitt hat (Abb. 159), weiter zum breiten dünnnaßigen Beil der Dolmenzeit (Abb. 160), das zwar noch spitzovalen Längs-

schnitt aufweist, aber schon annähernd rechteckigen Querschnitt hat infolge Einführung von Schmalseiten. Diese Schmalseiten werden im Norden stets in technisch überragender Weise fein zugeschlagen, während man in Westeuropa sich begnügt, die Schmalseiten im besten Falle durch Schliff anzudeuten (Abb. 161). Die Entwicklung des

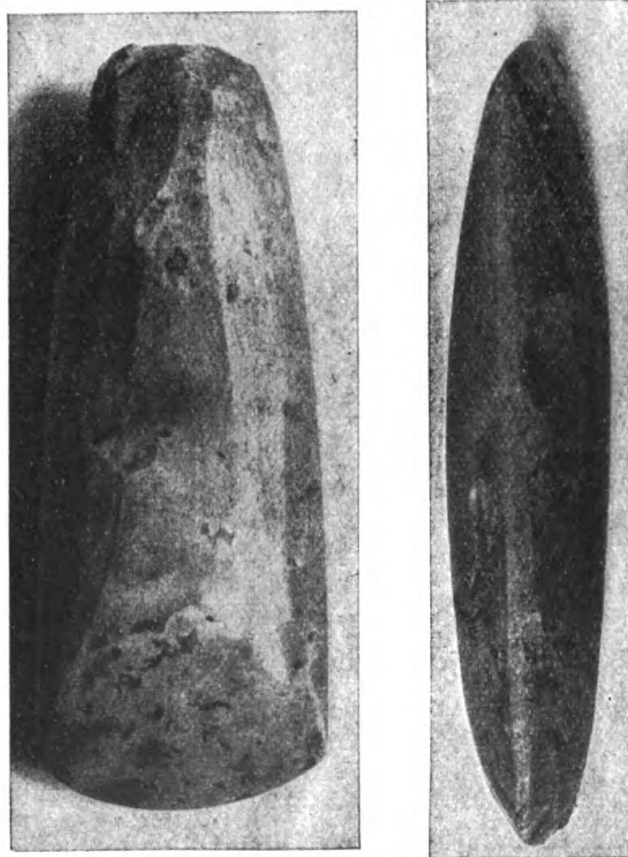


Abb. 161. $\frac{1}{3}$. Grenzau, Kr. Unterwesterwald, Nassau.
Dünnackiges Feuersteinbeil westeuropäischer Art.

Feuersteinbeils endet beim dickackigen Beil, das sowohl rechteckigen Querschnitt, wie rechteckigen Längsschnitt hat und nur auf nordindogermanischem Boden vorkommt. Es erscheint zuerst in dünnblattiger Gestalt (Abb. 162), dann in dickblattiger (Abb. 163). Über die Verbreitung des dünnackigen Feuersteinbeils vom nordischen und vom westeuropäischen Typus, sowie des dickackigen Feuersteinbeils belehrt die Karte Abb. 262.

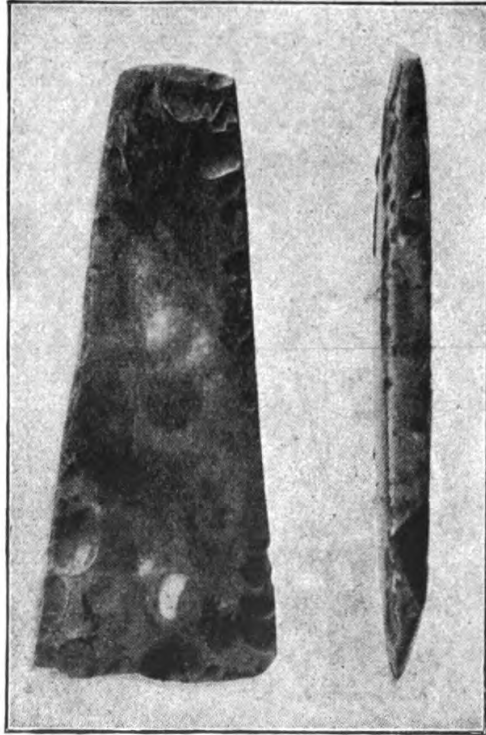


Abb. 162. Harkeode, Mansfelder Gebirgskreis, Prov. Sachsen.
Dünoblattiges Feuersteinbeil. Museum Halle a. S.



Abb. 163. Dicknackiges Feuersteinbeil.
Breitseite und Querschnitt.

Hand in Hand mit der Entwicklung des Feuersteinbeils geht die Entwicklung des von den neuen Indogermanen angenommenen Megalithgrabbaues, des Baues der großen Steingräber. An der Spitze steht der einfache, noch kleinere, mit einem

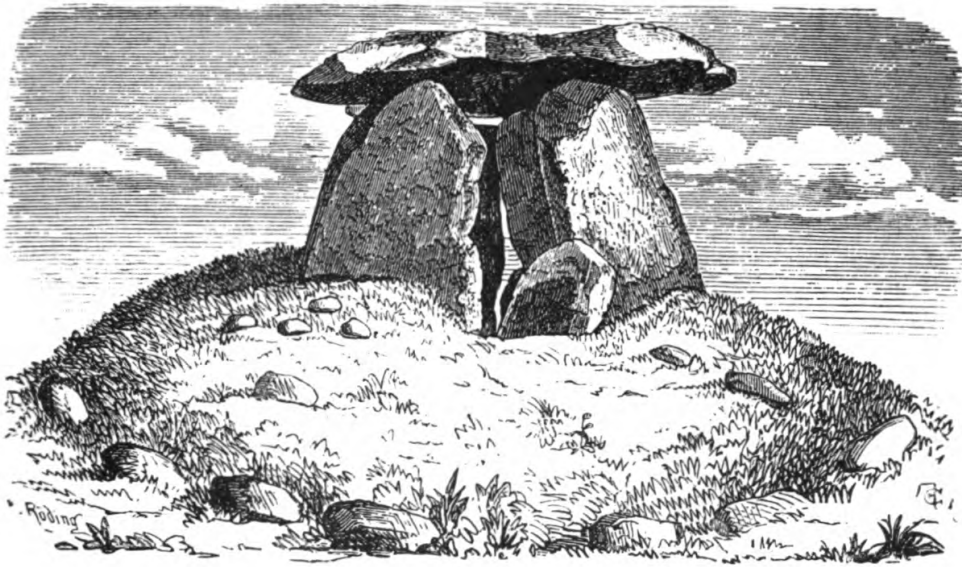


Abb. 164. Nordischer Dolmen.

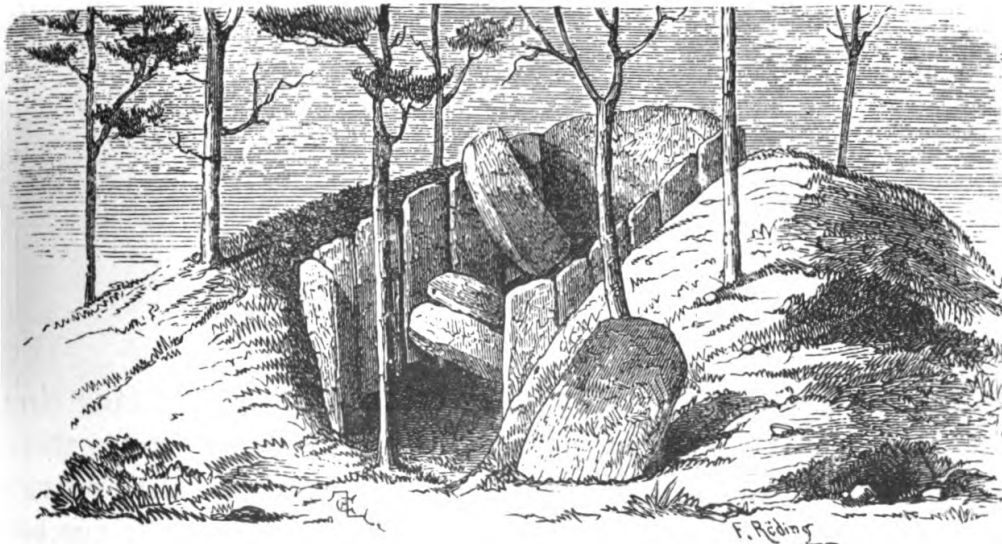


Abb. 166. Nordisches Steinkistengrab.

einigen riesigen Stein gedeckte Dolmen (Abb. 164); dann folgen verschiedene Stufen der großen, mit mehreren Steinblöcken und darüber meist noch mit einem Erdhügel überdeckten Ganggräber (Abb. 165) und den Schluß bilden die aus dünneren abgespalteten Platten hergestellten Steinkistengräber (Abb. 166), die bis in die erste Zeit der Bronzeperiode hineinreichen.

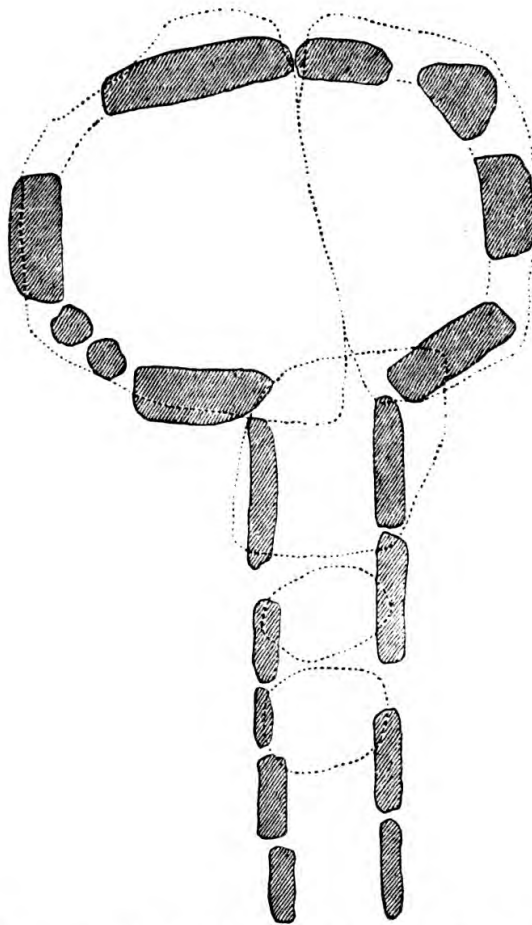


Abb. 165. Nordisches Ganggrab. Grundriß.

Nur die Elerbeker Indogermanen erbauen die großen, für eine lange Geschlechterreihe bestimmten Steingräber, wie die Karte ihrer Verbreitung es anzeigt (Abb. 167); nicht die von ihnen abgeschnitten und eingeschlossenen Teile der Dobbertiner, die nach wie vor bei dem Einzelerdgrab verharren.

Steingräber fehlen daher in West- und Binnen-Jütland, in Ostschweden und vollkommen in Norwegen.



Abb. 167.

Verbreitung der großen Steingräber in Norddeutschland, Ostdänemark und Südwestschweden (nach Åberg).

Bezeichnend für die *Tonware* der ältesten Steingräber aus der Dolmenzeit sind drei Formen: Trichterbecher, Kragenfläschchen, Kugelflaschen in ihren frühesten Gestaltungen, stets noch mit kugeligem, höchstens leicht abgeflachtem Boden und selten schon mit kleinen Henkelösen versehen.

Schon am Ende der Zeit der Ellerbeker Kultur und der dänischen Muschelhaufen entwickelten sich aus den großen Tonkrufen mit spitzem Boden (Abb. 158 u. v) ähnliche Gefäße, die vermöge einer leichten Einschnürung der vorher nur S-förmig geschwungenen Wan-

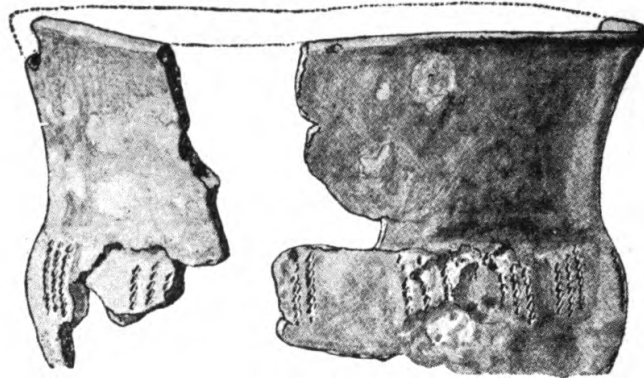


Abb. 168. $\frac{1}{4}$. Gefäß aus dem Muschelhaufen Sölager bei Roskilde, Seeland.



Abb. 169. $\frac{1}{4}$
„Urbecher“ aus Jütland.

nung bereits eine Teilung des Gefäßkörpers in Rand, Hals und Bauch aufweisen. Außerdem sind sie auch schon durch Bündel senkrechter Schnureindrücke auf dem Oberteile des Bauches (Abb. 168) verziert. Die Tonware verfeinert sich bald weiter durch noch stärkere Betonung der Gliederung des Gefäßes in Hals und Bauch und sie

verwendet neben den senkrecht eingedrückten Schnurbündeln des Bauchteils, die das Aufstreben der Wandung betonen, ein Band mehrfacher wagrechter Schnurlinien, das unter dem Gefäßrande hinläuft und gleichsam eine Fassung der Gefäßmündung darstellt (Abb. 169). Die Zeit dieser letztgenannten Art von Tongefäßen



Abb. 170. $\frac{1}{3}$
Schleswig.



Abb. 171. $\frac{1}{3}$
Stursbüll. Kr. Hadersleben.

Trichterbecher der Dolmenzeit.



Abb. 172. Trichterschale aus Nordjütland.

fällt zusammen mit der Periode des spitznackigen Feuersteinbeils (Abb. 159), gehört also noch vor den Beginn der großen Steingräber. Man kann diese Gefäße als „Urbecher“ bezeichnen. Aus dieser Form entwickeln sich erst die eben genannten

„Trichter becher“ der Dolmenzeit, so genannt wegen ihres trichterartig ausladenden Oberteils. Bei ihnen stellt sich eine senkrechte Furchung des ganzen Gefäßbauches oder wenigstens des Oberbauches ein (Abb. 170), an deren Stelle in Jütland und Schleswig-Holstein mitunter eine Bedeckung mit erhaben aufgelegten Rippen tritt (Abb. 171). Ich schalte hier das Bild einer etwas späteren Artung dieser Gefäße ein, nämlich einer Trichterschale aus Nordjütland, die vielleicht das schönste aller rein nordischen steinzeitlichen Gefäße ist, die wir kennen (Abb. 172).

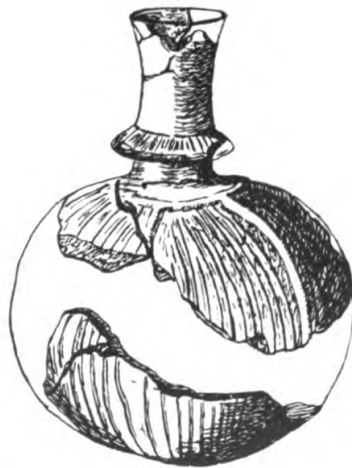


Abb. 173. $\frac{1}{3}$
Weißüll, Kr. Hadersleben.

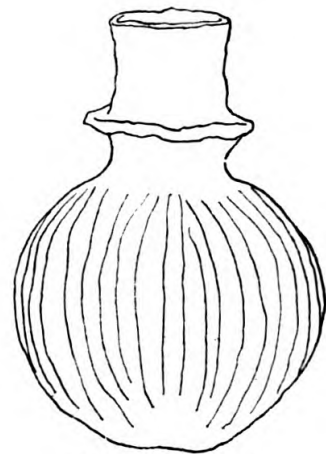


Abb. 174. $\frac{1}{3}$
Ohlsdorf bei Hamburg.



Abb. 175. $\frac{1}{4}$
Jütlandisches Kragensfläschchen.

Die ältesten Formen der Kragenfläschchen, jener zweiten Gattung von Dolmengefäßen, die gleichfalls senkrechte Bauchfurchung aufweisen und deren Kragen wohl zum Festhalten einer um den Hals des anzuhängenden Trinkgefäßchens gelegten Schnur diente, veranschaulichen Abb. 173 und 174. Eine in Jütland bald entwickelte Abart hat kantig geknickte Bauchwandung (Abb. 175).

Die dritte Gefäßform, die wir in den Dolmengräbern antreffen, sind die größeren Kugelflaschen mit höherem Halse und mit zwei noch ganz kleinen Schnurösen am Halsansatz. Auch diese Gefäßart wird über den Bauch hin durch senkrechte Furchen (Abb. 176) und mitunter durch aufgelegte Rippen verziert (Abb. 177).

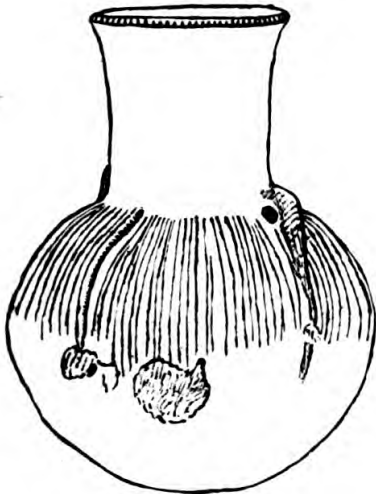


Abb. 176. $\frac{1}{4}$
Nordschleswig.

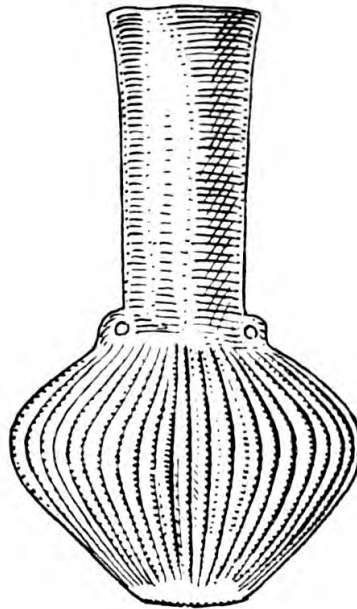


Abb. 177. $\frac{1}{8}$
Tovstrup, Jütland.

Von großer Bedeutung ist es, die Verbreitung dieser Gefäßarten der Dolmenzeit von ihrem dänisch=schleswig=holsteinischen Entstehungsherde über das nördliche und mittlere Mitteleuropa zu verfolgen. Den Weg dieser Wanderung können wir durch Ermittlung der alsbald sich einstellenden, wenn auch anfangs geringen, so doch allmählich fortschreitenden Änderungen in Gestalt und Verzierungsweise mit Sicherheit feststellen.

Trichterbecher und Kragenfläschchen gehen fast überallhin Hand in Hand, natürlich in Gesellschaft eines mannigfaltigen andersartigen Kulturinhalts, der in den verschiedenen Landschaften etwas wechselt. Es genügt daher, allein die Karte der Verbreitung der Kragenfläschchen zu betrachten (Abb. 178). Die beiden Hauptrichtungen sind: 1. von Ostjütland und Ostholstein nach Westhannover, Oldenburg, Nordostholland, 2. von Ostjütland über Seeland nach der Weichselmündung, diesen Strom aufwärts bis zum Thorner Knie und weiter nach der oberen Oder, von hier sowohl ostwärts nach der oberen Weichsel, wie westwärts über Böhmen nach dem Harzgebiet; für die Kragenfläschchen allein zeigen sich dann noch Ausläufer von Nordthüringen nach dem Fuldischen und nach der Rheinpfalz.

Einfacher gestaltet sich die weit später erfolgende, abgeforderte Ausbreitung der Kugelflaschen, welche die Vollendung ihrer jüngeren Form wohl im Havellande erhalten und von hier teils in einem Westzuge die Elbe und die Saale aufwärts wandern, teils in einem Ostzuge nach dem Weichselknie bei Thorn sich wenden, um von hier über Polen bis nach Kiew zu gelangen, wie wir später noch näher sehen werden.

An dem Beispiel der Ausbreitung von Trichterbechern und Kragenfläschchen sehen wir das früheste schon in der Dolmenzeit einsetzende Auschwärmen der Indogermanen, das sie nicht nur in Schweden immer weiter nordwärts führt, sondern ebenso südwärts weiter nach Deutschland hinein. Hier erobern sie im Laufe der jüngeren Steinzeit ganz Mitteleuropa.

Betrachten wir kurz die Gesamtheit dieser nordischen Kulturzweige, so erkennen wir mehr als ein Duzend von Kolonialzügen der *Megalith-Indogermanen* von Norden her über ganz Mitteleuropa und z. T. bis an das Schwarze Meer hin.





Die steinzeitlichen Züge der Indogermanen.

Der erste Indogermanenzug bringt die rein dänisch-schleswigholsteinische Megalithkultur voll nach Westhannover, Oldenburg, Nordwestfalen und holländisch Drenthe, wie wir das auf der Karte der Verbreitung der Kragenfläschchen (Abb. 178) beobachtet haben. Beispiele von Trichterbechern und Kragenfläschchen aus Nordwestdeutschland bieten Abb. 179 und 180. Naturgemäß bevorzugen die



Abb. 179 $\frac{1}{3}$
Dechta, Oldenburg.



Abb. 180. $\frac{1}{2}$
Lohne, Kr. Lingen, Hannover.

nordwestdeutschen Megalithleute auch manche Gefäßformen, die wir im Heimatgebiete an der Ostsee erst ganz vereinzelt auftauchen sehen, wie die Henkeltasse mit kantig gebrochenem Bauche und steilem Halse (Abb. 181), die im weiteren Verlaufe der Wanderungen noch eine Rolle spielt (S. 185). Oder sie schaffen ganz neue Formen, wie eine größere Henkeltasse, die am oberen Rande eine Ausgüßtülle erhalten hat (Abb. 182), eine Form, die insofern einzigartig ist, als die Ausgüßtülle in anderen Fällen innerhalb der Steinzeit nicht wiederkehrt und während der Bronzezeit und vorchristlichen Eisenzeit überhaupt gänzlich unbekannt ist. Hierzu gehört auch die gewölbte, mit vier

Kosinna, Urspr. d. Germ.

Schnurösen auf dem Umbruch versehenen Vase (Abb. 183), die sich aus einer ähnlichen gewölbten Schale entwickelt hat; auf diese wichtige Form kommen wir gleich noch zurück (S. 164).



Abb. 181.
Schleswig-Holstein.



Abb. 182.
Seeste, Kr. Tecklenburg, Westfalen.



Abb. 183. $\frac{1}{3}$
Seeste, Kr. Tecklenburg, Westfalen.

Alle diese Megalithgefäße zeichnen sich durch tiefst eingestochene oder eingestrichene Ziermuster aus, die ursprünglich durch weiße Füllung zu schöner Farbenwirkung gebracht wurden. Bevorzugt wird hier am Rande und Halse wagerechte, am Bauche der Gefäße senkrechte Linienführung. Kennzeichnend sind außerdem scharfkantige

Profilierung in der Form, vielfach auch ein unter den runden Boden gesetzter Standring (Abb. 183, 185, 188).

Der zweite Indogermanenzug bringt diese nordwestdeutsche Megalith-Kultur ostwärts nach dem Harz und ins Saalegebiet, wo zwar nicht sogleich aber nach einiger Zeit eine Vermischung erfolgt mit der dort früher ansässig gewordenen unnordischen Unterbevölkerung, der die Donaukultur mit der sog. Bandkeramik eignet. Und zwar handelt es sich hier um die zweite Stufe der Donaukultur, die nach den Verzierungsmustern ihrer Tonware „spiral-keramische“ genannt wird. Und von dieser Stufe ist es wiederum die jüngere Abart, nach einem rheinischen Fundort „Plaidter“ Stil geheißten (S. 180), von der die Beeinflussung der aus Nordwestdeutschland ins Saalegebiet eingewanderten nordischen Kultur, insonderheit ihrer Tonware, ausgeht. Dieser Beeinflussung der nordischen Kultur geht zur Seite eine, wenn auch geringere, Beeinflussung der körperlichen Beschaffenheit der eingewanderten Träger dieser nordischen Kultur durch Mischung mit der fremden Unterbevölkerung.

Um mit wenig Worten den Gegensatz des bandkeramischen zum megalithisch-nordischen Gefäßstil zu kennzeichnen, sei gesagt, daß der nordische Stil die Fläche der Gefäßwandung zu gliedern sucht, indem er sie in Felder einteilt, daher auch als „Rahmenstil“ bezeichnet worden ist, aber noch besser als „tektonischer“, weil er die Verzierung dazu benutzt, um Bau und Gliederung des Gefäßes noch mehr hervorzuheben. Solches Streben ist dem bandkeramischen Stile fremd: er sucht nur die Fläche zu füllen durch ein Ziermuster, das ungegliedert um die ganze Gefäßwand herumläuft, und ist daher „Umlaufstil“ genannt worden.

Der so entstandene neue Stamm schafft eine Kultur und einen Gefäßstil, den man als „Rössener“ bezeichnet, nach einem vielgenannten Fundort, Rössen an der Saale nahe bei Merseburg, wo das reichste Gräberfeld dieses Stils aufgedeckt worden ist. Die Verbreitung des Stils wird aus der Karte (Abb. 184) ersichtlich. Die Rössener Kultur trägt ganz überwiegend nordisches Gepräge. Aus der Kultur der überwundenen bandkeramischen Bevölkerung schrei-

ben sich in der Hauptsache nur geringwertige, meist unverzierte Gefäßarten mit Kugelbauch her. Das beherrschende Gefäß ist eine Prachtvase, deren Wandung teppichartig dicht bedeckt ist mit reichster Musterung in spätem megalithischen Stile (Abb. 185). Diese Fußvase

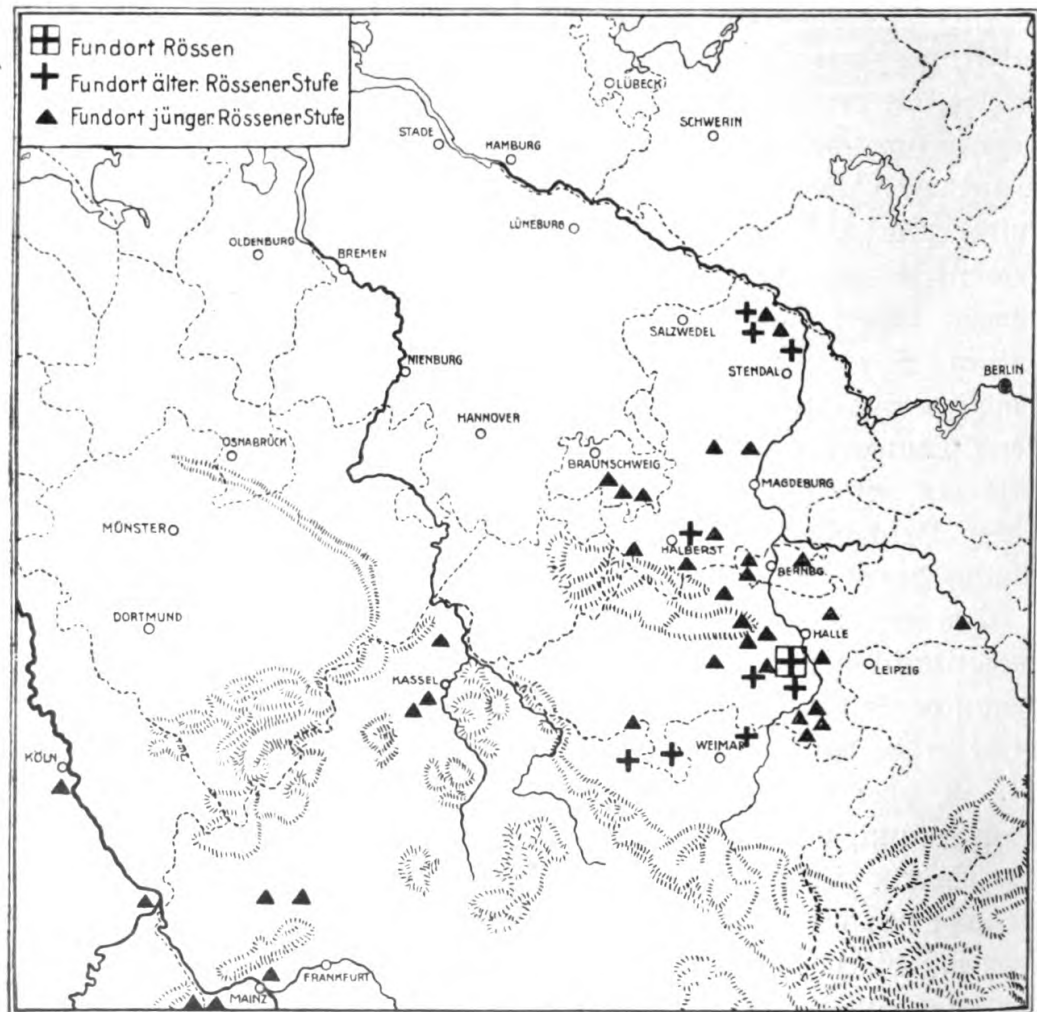


Abb. 184. Verbreitung der Rössener Kulturstufe.

hat sich augenscheinlich aus der nordwestdeutschen Standringvase (Abb. 183) entwickelt. Ähnlich verziert ist ein am runden Boden mit vier Öfen versehener Kessel (Abb. 186). Nordwestdeutscher Herkunft ist auch ein blumentopfartiger Napf mit schräg aufsteigender Wand (Abb. 187), eine Fußschale mit eingekehltem glatten Halbe

und hochliegendem Schulterknick (Abb. 188) und ein wannenförmiges Gefäß (Abb. 189, 190). Bandkeramischer Herkunft nach seiner Form, aber nicht nach seiner Verzierung, ist außer dem vorher genannten



Abb. 185. 1/4 Rössen, Kr. Merseburg.



Abb. 186. Mendietendorf
bei Gotha.

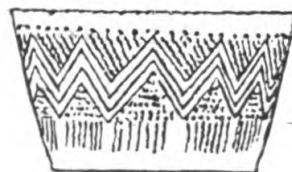


Abb. 187. Nauendorf,
Kr. Apolda.

Kessel (Abb. 186) auch der Kugelnapf (Abb. 191). Den Kugelnapfen und den am Halse eingekehlten Fußschalen werden wir alsbald am Rhein wiederum begegnen.

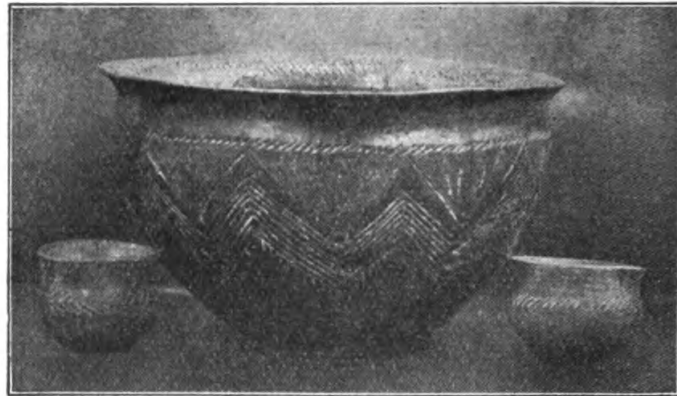


Abb. 188. $\frac{1}{6}$ Monsheim bei Worms.

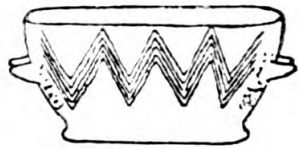


Abb. 189.
Röffen, Kr. Merseburg.

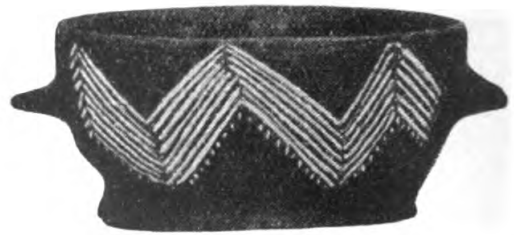


Abb. 190. Großgartach bei Heilbronn.



Abb. 191. $\frac{1}{6}$ Altsheim, Rheinpfalz.

Ehe wir jedoch die Wanderung von der Saale nach Südwestdeutschland machen, wollen wir zusehen, ob die anthropolo-

g i s c h e Betrachtung in Übereinstimmung bleibt mit der archäologischen im Urteil über die Herkunft der Rössener Bevölkerung.



Abb. 192 a - c. Rössen, Kr. Merseburg.
Schädel 3608, Abart A (nach Schütz).

Von den Skeletten des großen Gräberfelds bei R ö s s e n , die alle auf der rechten Körperseite liegend in Hockerstellung bestattet sind, d. h. mit stark gebeugten, scharf an den Rumpf gepreßten Armen und

Beinen, sind 31 Schädel genau meßbar. Wir können auch hier, wie bei den nordwestdeutschen Megalithschädeln aus Rimbeck (S. 101), nach dem Grundriß der Schädelform (Aufsicht) vier Arten unterscheiden:

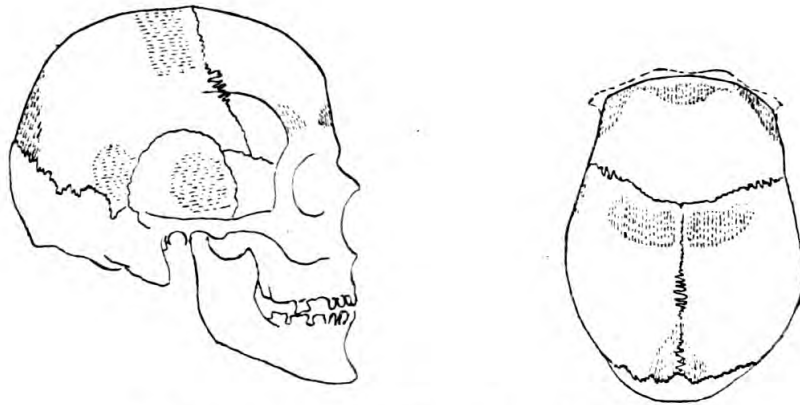


Abb. 193 a, b. Rössen, Kr. Merseburg.
Schädel. 3608, Abart A (nach Schütz).

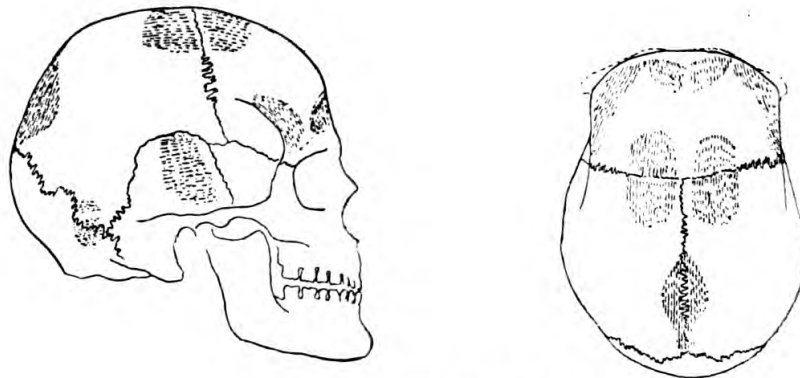


Abb. 195. Rössen, Kr. Merseburg.
Schädel 3596, Abart B (nach Schütz).

A) solche mit steiler Stirn und kegelförmigen Hinterhaupt (Keilform); die große Mehrzahl aller Schädel, nämlich 18 (Abb. 192, 193);

B) solche mit steiler Stirn und rundbogigem Hinterhaupt (Schildform): 5 Schädel (Abb. 194, 195);



Abb. 194 a—c. Rössen, Kr. Merseburg.
Schädel 3596, Abart B (nach Schütz).

C) solche mit schräg aufsteigender Stirn und kegelförmigem Hinterhaupt: 3 Schädel (Abb. 196, 197);

D) solche mit bogig aufsteigender Stirn und rundem Hinterhaupt: 5 Schädel (Abb. 198).

Die Abart A (Abb. 192, 193) entbehrt in den meisten Fällen, auch bei den männlichen Schädeln, die Überaugenwülste; vorherrschend ist, auch bei den übrigen drei Rössener Schädelarten, ein prognathes Oberkiefer und ein hoher Unterkiefer mit stark vorspringendem Kinn, das, wie die Vorderansicht zeigt, zugleich in unnordischer Weise auf-



Abb. 196 a-c.
 Rössen, Kr. Merseburg.
 Schädel 3625,
 Abart C (nach Schütz).

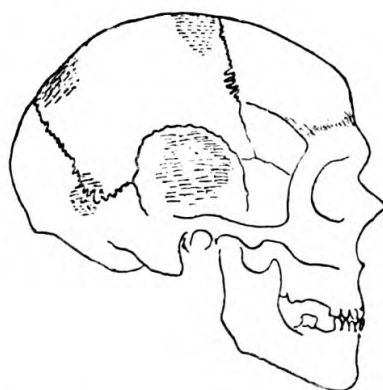
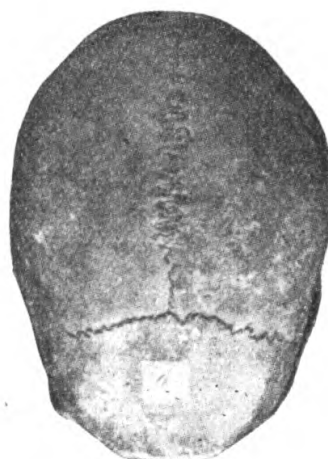
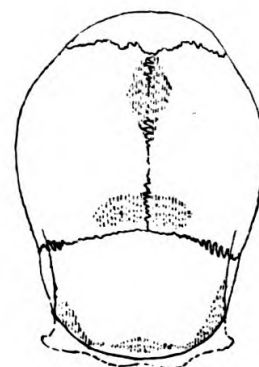


Abb 197 a, b.
 Rössen, Kr. Merseburg.
 Schädel 3628,
 Abart C (nach Schütz).



fallend breit ist. Die nach nordischer Art breite flache Stirn geht seitlich nicht nach nordischer Art im Bogen, sondern in scharfkantiger Umbiegung zu den nur wenig ausgebogenen Seitenwänden des Schädels über, wie die vier Aufsichten es zeigen. Die Augenhöhlen sind zwar eckig, aber recht hoch, statt niedrig, zudem wagerecht gestellt, nicht schräg abfallend. Gesicht und Nase sind nordisch lang. Die Schädel sind

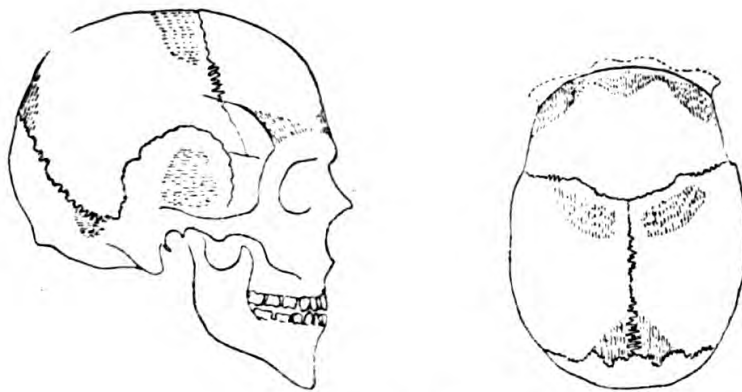


Abb. 198 a, b.

Rössen, Kr. Merseburg, Schädel 145, Abart D (nach Schütz).

im Gegensatz zu den niedrigen Megalithschädeln teils hoch, teils wenigstens mittelhoch. Bei der Abart B (Abb. 194, 195), deren Einzelheiten sonst der Abart A ähneln, sind kleinere Überaugenwülste vorhanden, bei der Abart C (Abb. 196, 197) dagegen starke Überaugenwülste und nach nordischer Art auswärts schräg abfallende eckige Augenhöhlen. Die nur spärlich vertretene Abart D erinnert an die Osterfer Abart der Megalithschädel (S. 95).

Wir ersehen daraus, daß die Rössener Bevölkerung in allen großen Zügen der Schädelbildung der Megalithgruppe sich anschließt und vom nordischen Typ nur wenig eingebüßt hat. Außer den bei der Beschreibung der Abart A schon angeführten kleineren Abweichungen wäre nur noch der Umstand zu erwähnen, daß die in den Aufsichten ersichtlichen seitlichen Ausbauchungen der Schädelseiten im letzten Drittel sich befinden, bei den echt nordischen Schädeln aber etwas mehr nach der Mitte hin gerückt sind. Zweifellos sind diese kleineren Abweichungen vom nordwestdeutschen nordischen Rassentyp auf Rechnung einer freilich nicht bedeutenden Mischung mit der

fremden Unterschicht zu setzen, die als älterer Volksbestand im Saalegebiet von den Rössnern angetroffen worden ist, mit der sogenannten handkeramischen Bevölkerung.

Der dritte Indogermanenzug führt nun diesen Rössner Stamm nach Südwestdeutschland an den Mittelrhein. Das wird bezeugt durch zahlreiche Gefäßformen, die mit den Saaleformen völlig



Abb. 199. Gefäße des Rössner Stils aus Heidelberg.

übereinstimmen. Erwähnt und abgebildet sind davon bereits die am Halse eingekhlten Schalen mit Fußring (Abb. 188), die Wannn (Abb. 190) und die Kugelnäpfe (Abb. 191 und 199 obere Reihe links und untere Reihe Mitte). Weiter gehört dazu der Kessel mit den 4 Bodenösen (Abb. 199 untere Reihe links, vgl. Abb. 186) und das prächtige Hauptgefäß, die große Fußvase (Abb. 199 obere Reihe Mitte, vgl. Abb. 185).

Abb. 199 gibt in Auswahl die etwas jüngere rheinische Gestaltung des Rössener Stils wieder, die man den Heidelberger Stil nennt. Die große reichverzierte Fußvase erhält in Südwestdeutschland eine auffällige Formveränderung, insofern sie hier ihren Standfuß abwirft und nach handkeramischer Weise runden Boden annimmt. Wir erkennen darin schon die Einwirkung einer kulturellen Beeinflussung durch die fremde, ältere Bevölkerung, welche die Rössener am Mittelrhein antrafen. Für die älteste Con-



Abb. 200 12 cm hoch. Rheindürkheim bei Worms. Hinkelsteinkumpf.

ware dieser handkeramischen Bevölkerung des Mittelrheins, die im sogenannten Hinkelsteinstil sich ausprägt, mag genannt werden ein „Kumpf“ mit rundem Bogen, wagerechter Randverzierung und reichem Zickzackband auf dem Gefäßbauche (Abb. 200), sowie ein hoher, schrägwandig ausladender Fußbecher, der mit Bändern schräggestrichelter Dreiecke verziert ist (Abb. 201). Dieser wagerechte Bauchring von Dreiecken ist erst aus einer Spaltung des langlinigen Zickzackbandes entstanden, wie es der Kumpf noch unverkehrt zeigt. Die Spaltungsstelle wächst sich bald zu einer Bauchkante aus, an die sich vier Öfen ansetzen.

Diese jüngere Gestaltung des Hinkelsteinstiles ist es, die den größten Einfluß ausübt auf die Fortentwicklung des rheinischen Rössener Stils zur südwestdeutschen Stichelkeramik, d. h. zu

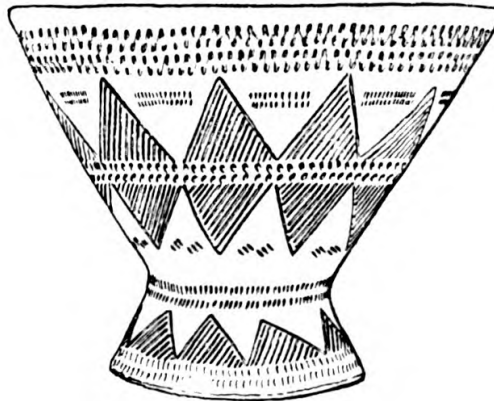


Abb. 201 $\frac{1}{4}$
Worms, Hinkelstein-Fußbecher



Abb. 203. 16 cm hoch. Friedberg in Oberhessen.

jenem Stile, der nach nordischer Weise tiefeingestochene Verzierungsmuster trägt. Die Verbreitung dieses Stils oder besser der verschiedenen Stilarten, zu denen die südwestdeutsche Stichelkeramik sich umgestaltet, zeigt die Karte Abb. 202. Wir nennen unter diesen

schönen Stilarten den Friedberger, den Eberstadter und den Großgartacher Stil.

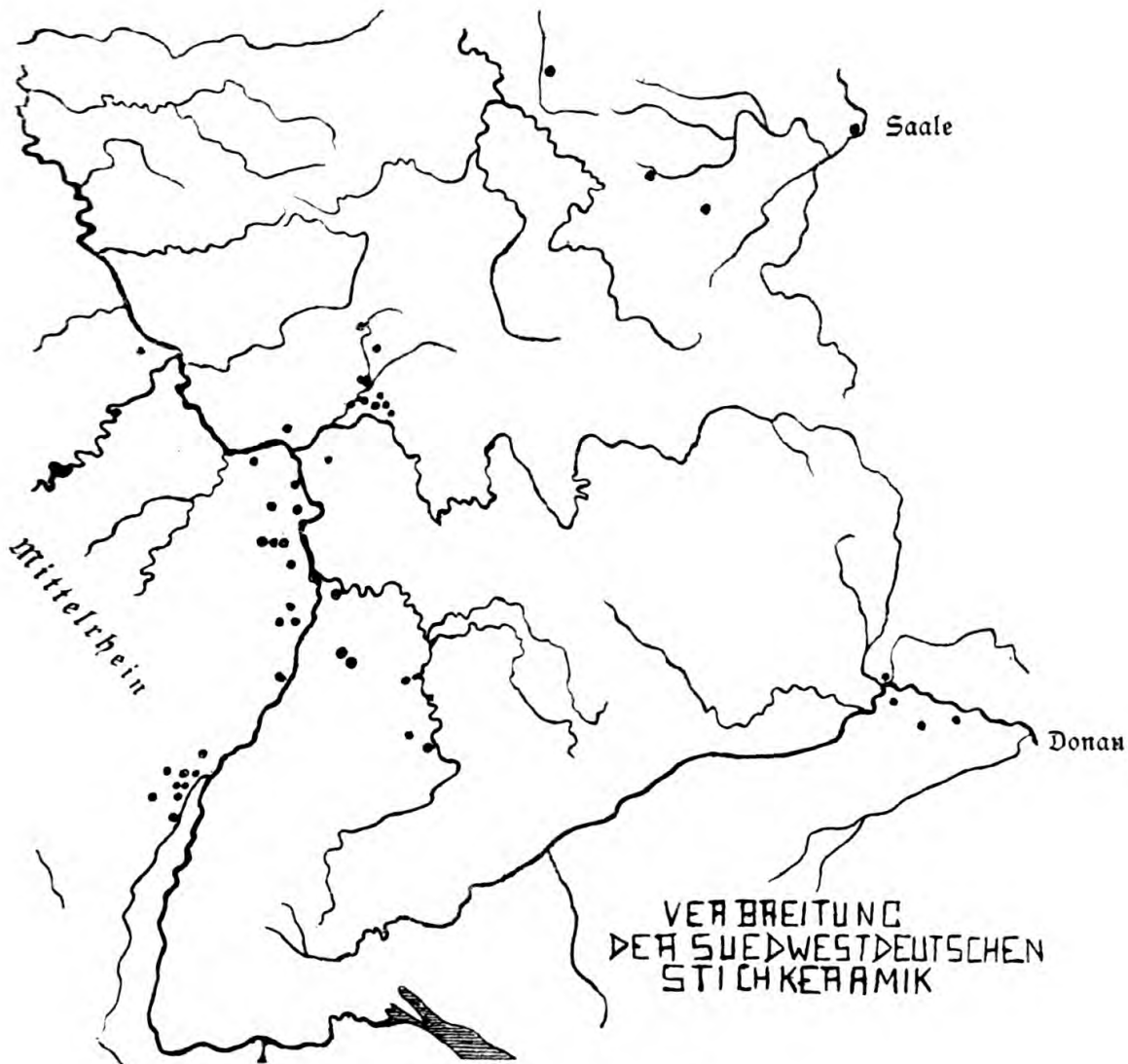


Abb. 202 (nach Bremer)

Zum Friedberger Stil gehört z. B. ein glockenförmiges Gefäß mit 4 Bauchknäufen, das den Standring noch bewahrt hat (Abb. 203), ebenso eine Vase, die ihn bereits abgeworfen hat und flachen Boden besitzt (Abb. 204), endlich auch ein Nachkomme des Rössener blumentopfförmigen Gefäßes (Abb. 205, vgl. Abb. 287).



Abb. 204. Friedberg in Oberhessen.

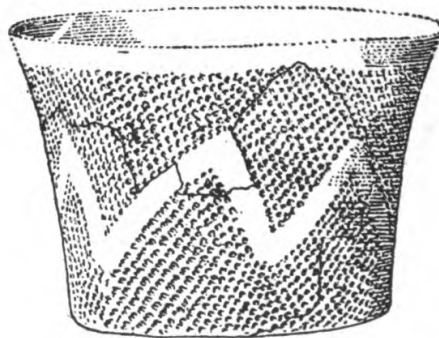


Abb. 205.

Rheingönheim bei Ludwigshafen, Rheinpfalz.

Abb. 203—205. Friedberger Stil.

Die Hauptmasse der Gefäße des Eberstadter Stils zeigt den Bauchknick des jüngeren Hinkelsteinstils bereits voll ausgebildet (Abb. 206); desgleichen lebt hier der Hinkelsteiner Fußbecher (Abb. 207) fort, doch auch das Friedberger Glockengefäß (Abb. 208).

Der am Schluß dieser nordisch und donauländisch gemischten Kulturenreihe stehende Großgartacher Stil, der die üppigste Stichverzierung aufweist (Abb. 209—211), scheint mit der Übernahme der Flaschenform (Abb. 209, vgl. Abb. 212) und seiner starken

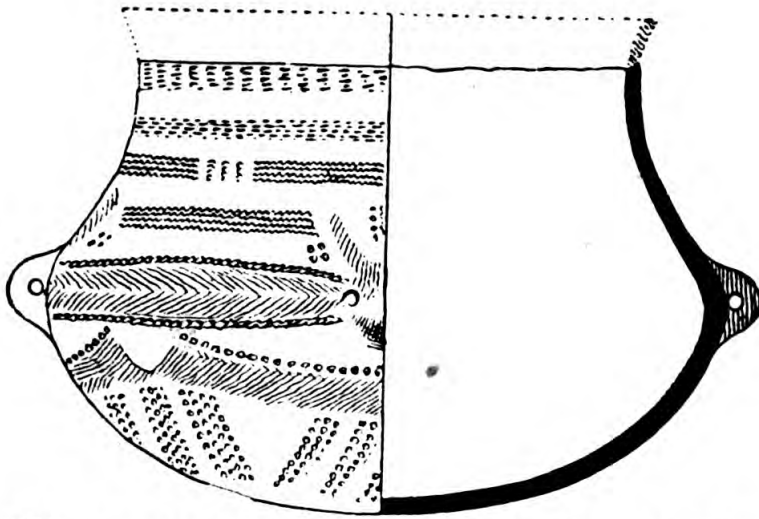


Abb. 206. $\frac{1}{4}$ Eberstadt in Oberhessen (nach Bremer).

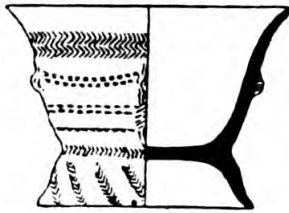


Abb. 207. $\frac{1}{4}$
Eberstadt, Fußbecher (nach Bremer).

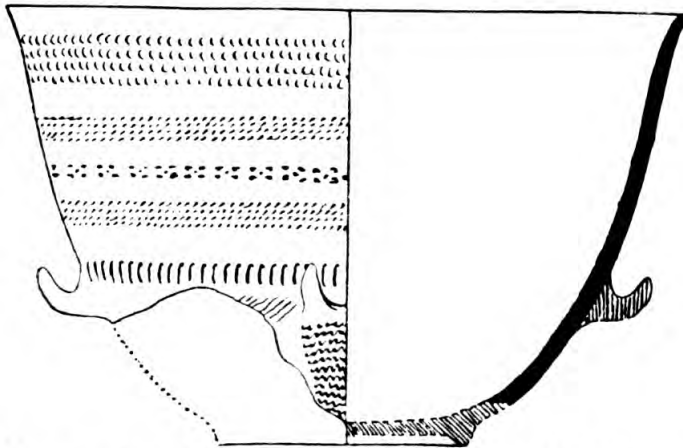


Abb. 208. $\frac{1}{4}$ Eberstadt, Glockengefäß (nach Bremer).
Abb. 206—208. Eberstadter Stil.

Betonung des Girlandenmusters (Abb. 209) nicht mehr unberührt zu sein von jener Stufe ostdonauländischer Kultur, die durch die Tonware der sogenannten Spiralkeramik (oben S. 163) vertreten wird.



Abb. 209. $\frac{1}{5}$
Großgartach bei Heilbronn.
flasche, weiß eingelegt.



Abb. 210. $\frac{1}{5}$
Großgartach. Napf, weiß eingelegt.



Abb. 211. 12 cm hoch. Monsheim bei Worms.
Abb. 209—211. Großgartacher Stil.

Während diese Kulturstufe im Ostdonaulande an der Spitze der vollneolithischen Kulturen steht, erscheint sie am Rhein wie im Saalegebiet erst als die jüngere gegenüber der des Hinkelsteinstiles.

Diese spiralkeramische Bevölkerung hatte nämlich mittlerweile Teile ihrer dicht gesäteten Bevölkerung auf weiter Wanderung bis an den Rhein entsendet, wo ihre Kultur und besonders ihre Tonware unverändert fortlebt. Namentlich zeigt sich das auf einer älte-



Abb. 212. 17,6 cm hoch.
Flomborn bei Worms.

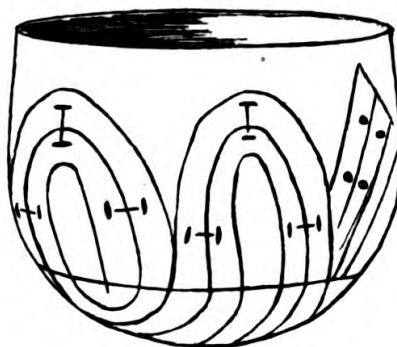


Abb. 213. 10,1 cm hoch.
Monsheim bei Worms.

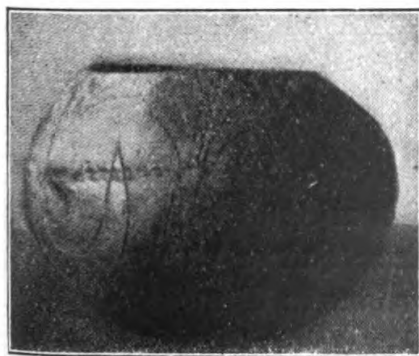


Abb. 215. 10 cm hoch.
Dingelstedt am Huy, Kr. Oschersleben.



Abb. 214. 31 cm hoch. Oberwiederstedt,
Mansfelder Gebirgskreis.

Abb. 212—215. Flomborner Stil.

ren Stufe, dem „Flomborner“ Stile (Abb. 212—215), bei der die sog. Kämpfe ihre kugelige Wand bis an den Rand einwärts wenden

und so „Bomben“form annehmen. Weit weniger auf einer jüngeren Stufe, dem „Plaidter“ Stile [s. oben S. 163] (Abb. 216), bei dem der Gefäßrand nach außen hin umgebogen wird, also ein etwas eingeschweifter Hals entsteht. Diese jüngere Tonwarenart schließt sich in Gefäßform und Ziermusterverteilung an den Hinkelsteiner Stil an, in der Technik der Zierweise dagegen, wo der nordische Stich eindringt, an den Großgartacher Stil.

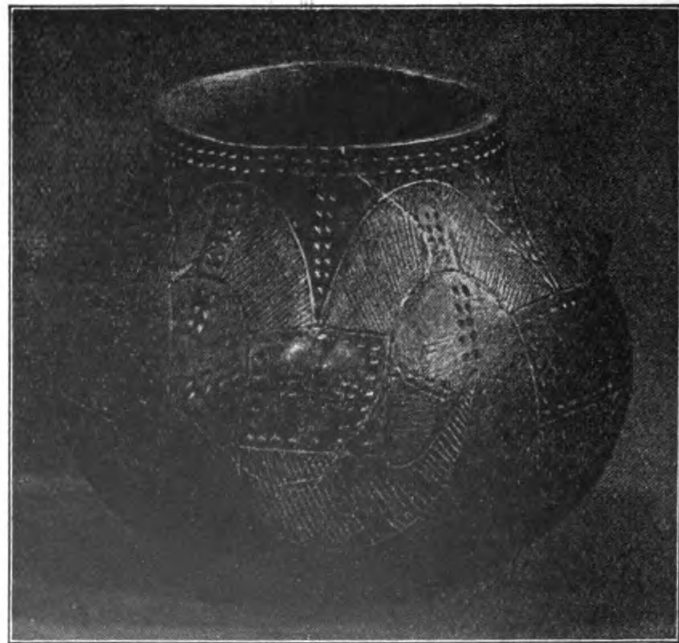


Abb. 216. 18 cm hoch. Monsheim bei Worms.
Plaidter Stil.

Die neuen Misch-Stilarten der südwestdeutschen Stichkeramik und die sie tragenden neuentstandenen Stämme hatten nach und nach immer mehr den nordischen Megalithcharakter in Tonware, Waffen, Geräten und Grabsitten eingebüßt und immer kräftigeren Einfluß von der anfangs unterdrückten und scheinbar verschwundenen Urkultur und Urbevölkerung des Hinkelsteinstils erlitten, am meisten zur Zeit des Großgartacher Stils. Nun aber gelangt infolge jener erwähnten gewaltig andrängenden neuen Welle spiralkeramischer Scharen Plaidter Stils von der mittleren Donau her die alte unnordische Unterbevölkerung im Mittelrheingebiet sogar wieder zu vollem Siege.

Das zeigt auch die Betrachtung der Rassenverhältnisse. Die zur Donau-Kultur und -Bevölkerung gehörigen Träger des Hinkelsteinstils besitzen einen im wesentlichen einheitlichen Rasse-**t y p u s**, der vom nordischen stark abweicht. Wie das Bild eines

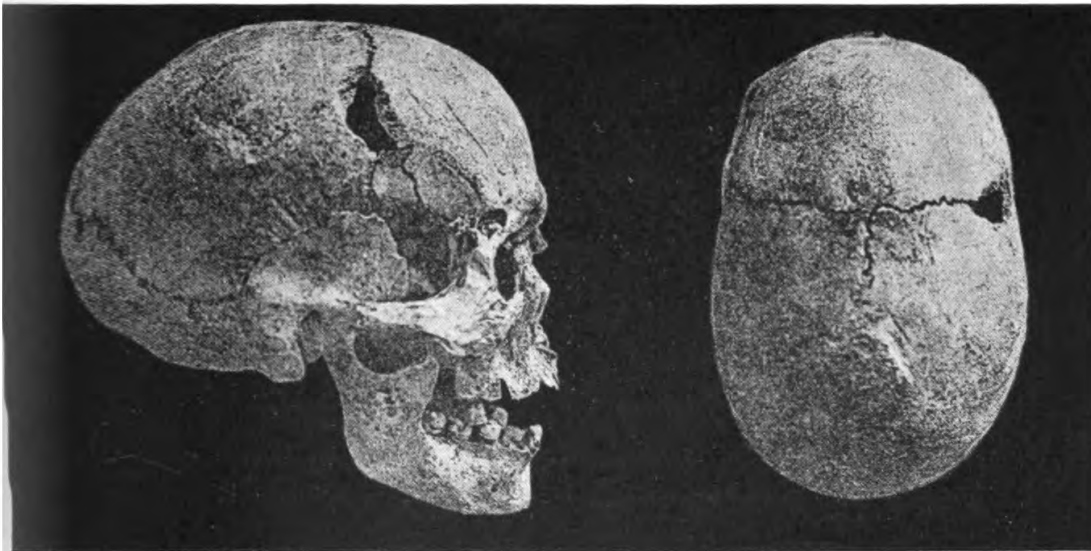


Abb. 217 a, b.



Abb. 218 a.

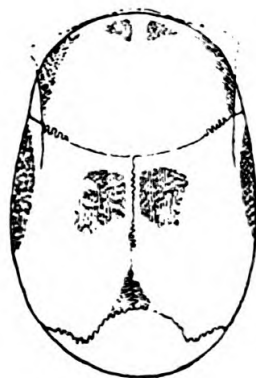


Abb. 218 b.

Abb. 217, 218.
Heilbronn:
Schädel der Hinkelsteinkultur
(nach Schüz).
Längenbreiten-Index 68,7
Längenhöhen-Index 67,7.

Schädels des H i n k e l s t e i n s t a m m e s , der zu Heilbronn gefunden worden ist, lehrt (Abb. 217 und 218), ist der Schädelgrundriß (Aufsicht) hier weder keilförmig noch schildförmig, wie die beiden Arten des nordischen Schädels, sondern streng elliptisch mit runder

Stirn, nicht mit flacher breiter wie beim nordischen Schädel, desgleichen mit rundem Hinterhauptabschluß ohne seitliche Ausbuchtung oder Abflachung. Ebenso ist das Schädelprofil in der Seitenansicht überall schön geschwungen und gleichmäßig gewölbt ohne besondere

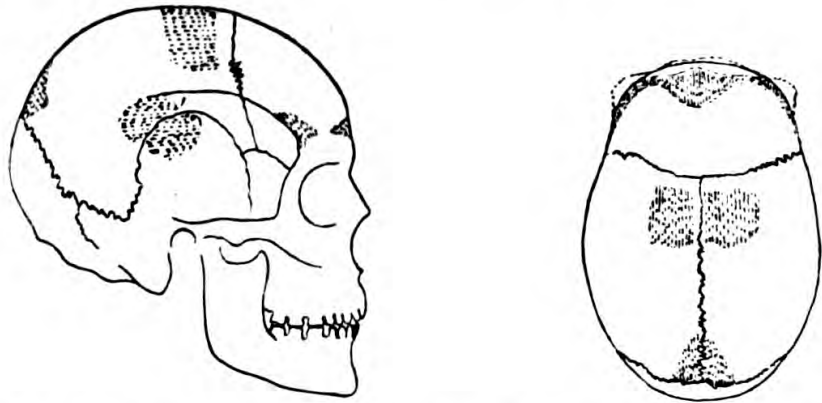


Abb. 219 a, b. Niederingelheim, Kr. Bingen, Rheinhessen (nach Schliz). Längenbreiten-Index 73,9; Längenhöhen-Index 76,1.

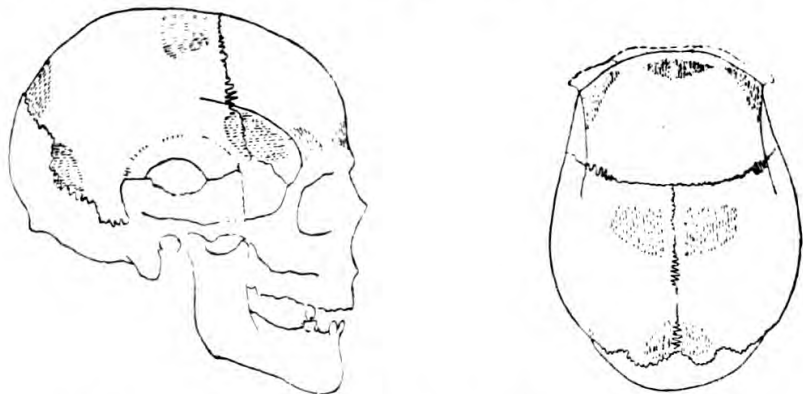


Abb. 220 a, b. Erstein a. Ill, Kr. Straßburg, Elsaß Schädel 5536 (nach Schliz)

Längenbreiten-Index 75,; Längenhöhen-Index 73,0.

Abb. 219, 220: Schädel des Eberstädter Stils.

Absetzung des Hinterhauptes und ohne merkliche Überaugenwülste. Das Gesicht ist schmal und lang. Die Schädel sind ganz besonders lang, dabei aber nicht niedrig, sondern mittelhoch bis hoch. Wir haben es hier anscheinend mit Verwandten der mittelländischen Rasse zu tun.

Verschiedenartig sehen die Schädel des Eberstadter Mischstils aus. Das Beispiel des weiblichen Niederingelheimer Schädels (Abb. 219) lehrt, daß die sog. Kokonform des Hinkelsteiner Schädel-Grundrisses, d. h. die nahezu gleichmäßige Ellipse mit kreisrunder Stirn, kreisrundem Hinterhaupt und flachgewölbten Seiten, ebenso in der Seitenansicht die rundgeschwungene Umrisslinie des Hinkelsteiners, hier bewahrt ist. Dazu treten hoher Oberkiefer, hoher Unterkiefer, spitzes Kinn eines hohen Schmalgesichts mit langer Nase und edigen, wagerecht gestellten Augenhöhlen.

Der männliche Schädel von Erstein (Abb. 220) dagegen, derselben Eberstadter Mischkultur angehörig, hat keilförmigen Grundriß mit breiter Stirn, etwas stärkerer Ausbuchtung an den Seiten und kegelförmig zulaufendes Hinterhaupt; im Profil nur mittelhohen Unterkiefer, niedrigen Oberkiefer, lange Nase, kräftigere Überaugenwülste, steilen Stirnanstieg, lange Scheitellebene, rückwärts Schrägabfall. Die nicht wiedergegebene Vorderansicht zeigt breite, sehr hohe Stirn, mittelhohen Unterkiefer mit vorspringendem Kinn. Der Ersteiner Schädel stellt also eine wenig veränderte Wiederholung des echten Rössener Schädels dar.

Diese beiden Schädel bestätigen demnach den archäologischen Nachweis der Mischung nordischer und donauländischer Bevölkerung innerhalb der Träger der südwestdeutschen Stichelkeramik.

Der Großgartacher Kultur eigentümlich ist statt der bisher herrschenden Hockerbestattung die Einführung der Grabsitte des Leichenbrandes, die auch in der spiralkeramischen Kultur des Maingebietes herrschend ist und eine anthropologische Bewertung dieser Kulturen leider unmöglich macht.

Der vierte Indogermanenzug nimmt seinen Ausgang abermals vom nordwestdeutschen Megalithgebiet und gelangt zunächst bis an das Gebiet der Mittelelbe und zwischen Harz und Elbe, wo er durch eine der nordwestdeutschen teilweise verwandte Tonware seine Herkunft sicher aufweist, obwohl er den Steingrabbau gänzlich aufgibt und zur Sitte völlig steinschutzloser Gräber übergeht.

Besonders kennzeichnend für diesen Mittelelbe-Megalithstil, den man nach dem besonders großen Gräberfeld bei Walternienburg im Kreise Jerichow I neuerdings den Walternienburger Stil



Abb. 221. $\frac{1}{3}$ Walternienburg, Kr. Jerichow I (nach Reuß).

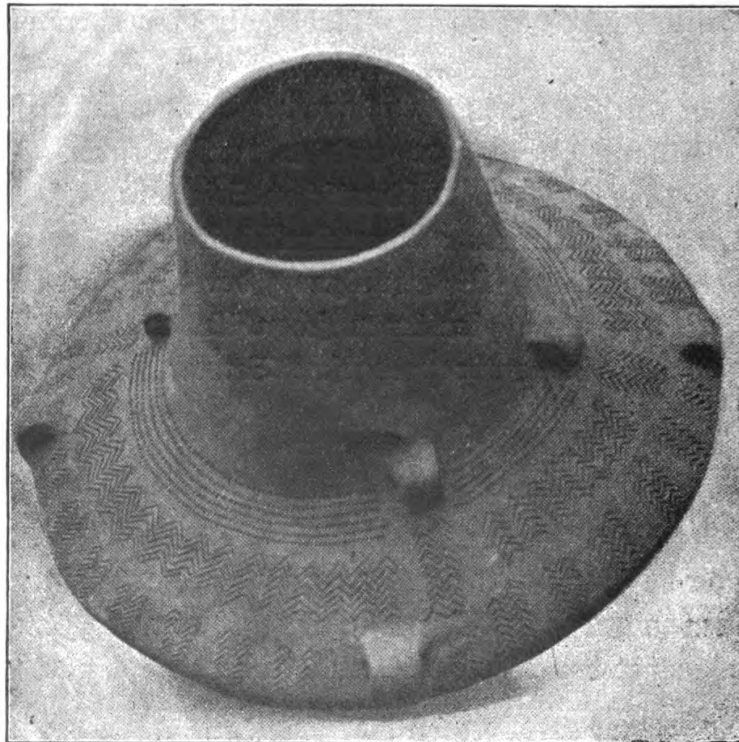


Abb. 222. Barleben bei Magdeburg.

umbenannt hat, sind zwei Gefäßformen: die mit reicher Stichverzierung bedeckte vielösigige Amphore, die eine Neuerung ist (Abb. 221 und 222) und die Henkeltasse (Abb. 223), die hier ebenso zu Hause ist wie im nordwestdeutsch-dänischen Bereiche (vgl. Abb. 181). Weniger

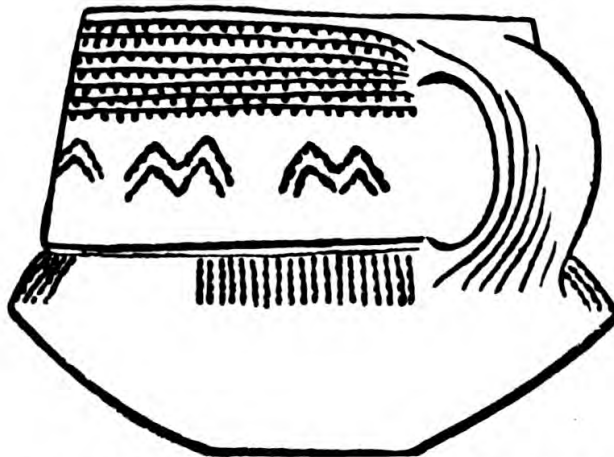


Abb. 223. $\frac{1}{3}$ Saßforn, Kr. Østhavelland.



Abb 224. $\frac{1}{4}$ Stargard in Pommern.

eigenartig ist die Form der Schüsseln, deren schräg gerichtete Wand noch stets grade, ungewölbt aufsteigt. Diese ältesten, mit der nordwest-

deutschen Megalithkultur wohl noch ziemlich gleichzeitigen Formen sind scharfkantig profiliert mit Knick in der Bauchmitte wie am Halsansatz.

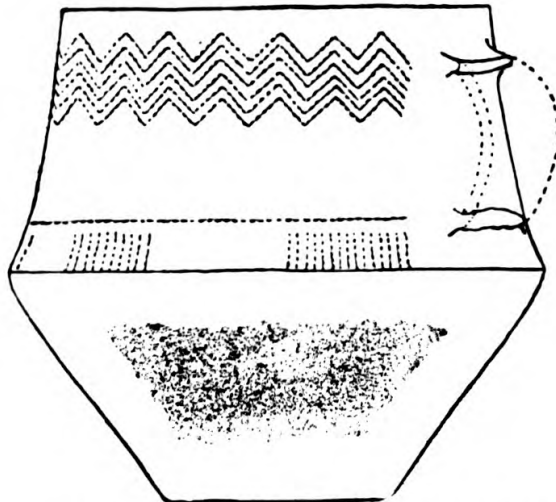


Abb. 225. $\frac{1}{4}$ Pāwesin, Kr. Westhavelland (nach Brunner). Die wagerechte Furche über dem Bauchumbruch ist ein ornamentaler Rest des ehemaligen Knicks am Halsansatz des Typus Abb. 223.

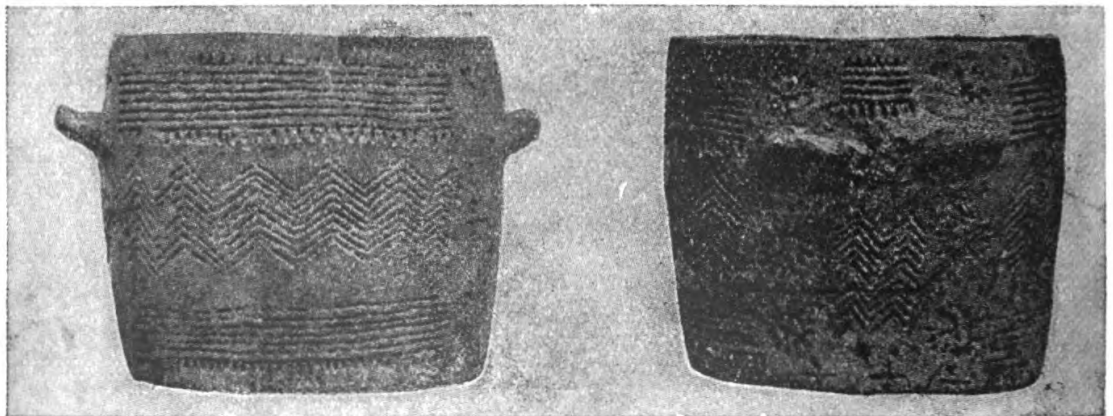


Abb. 226 a, b. 9 cm hoch. Heiligental, Mansfelder Seekreis (nach Rauch).

Der jüngere Walternienburger Stil ebnet die Halsknickung ein und schafft eine flachgestreckte, einfach doppelkegelige Gestalt des ganzen Oberteils, sowohl bei den Amphoren (Abb. 224) wie bei den Henkeltassen (Abb. 225). Weitere Gefäßformen dieses jüngeren Stils sind

außer den unveränderten Schüsseln steilwandige Becher mit zwei senkrecht durchbohrten Seitenlösen (Abb. 226), vereinzelt auch ein fahnenförmiges, mit scharfem Kielboden versehenes, im Längsschnitt spitzovales „Taschengefäß“. Als Fremdling, der aus der später zu besprechenden sogenannten „nordischen“ oder besser „Noßwitz“ Kul-



Abb. 227. $\frac{1}{6}$ Schkopau, K. Merseburg. Handpauke.



Abb. 228. $\frac{1}{6}$ Friedeburg bei Wettin, Mansfelder Seekreis.

tur stammt, ist zu nennen ein Musikinstrument, die sogenannte Handpauke (Abb. 227), auf deren Wandung heilige Sinnbilder wie Sonnenräder, Sterne, Kreuze, Leitern, Doppelhaken u. a. m. eingestochen sind. Von den Handpauken übernimmt auch der steilwandige Becher und das Taschengefäß die Einritzung jener Heilszeichen.

Noch weiter ausgeglichene oder verwaschene Gefäßformen dieser Stilreihe werden unter dem Namen Unhalter oder Latdorfer

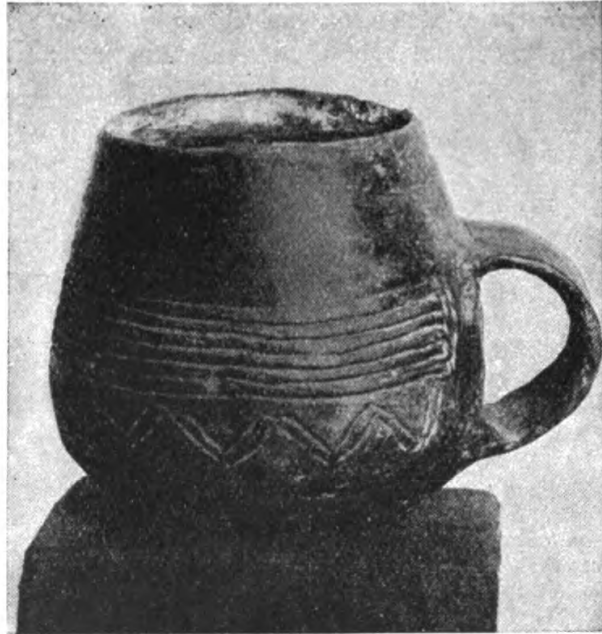


Abb. 229. $6\frac{1}{2}$ cm hoch.
Paderborn (nach Kossinna).



Abb. 230 $\frac{1}{4}$.
Braunschweig, Saalekreis.

(Bernburger) Stil zusammengefaßt, innerhalb dessen man wiederum mindestens zwei verschiedene Zeitstufen scheiden kann. Bei der ältesten findet sich noch Bauchknick an den Henkeltassen (Abb. 228), bei

der jüngeren ist die ganze Wand eine einzige runde Wölbung geworden (Abb. 229, 230). Auch der steilwandige Becher und das Taschengefäß erhalten jetzt eine rundgewölbte Wand. Dem Anhalter Stil angepaßt hat sich jetzt auch die ursprünglich fremde Form der Handpauke, bei der sich nun ebenfalls ein rundgewölbter Oberteil einstellt und wiederum die starke Verwendung heiliger Zeichen auffällt (Abb. 231).



Abb 231. $\frac{1}{6}$.
Hornömmern, Kr. Langensalza.

Der ältere Walternienburger Stil bietet uns trotz zahlreicher Gräber keinerlei Menschenreste, da seine meist steinschutzlosen Grabanlagen innerhalb leicht durchlässiger Sandschichten die Leichen spurlos haben vergehen lassen. Etwas besser steht es trotz derselben Grabstätten mit dem jüngeren Walternienburger Stil. Hier konnten aus dem Tangermünder Flachgräberfelde eine Anzahl Skelette geborgen werden, von denen sechs näher untersucht wurden. Die Schädel schließen sich den norddeutschen Langköpfen an, haben breite Stirn und vorspringendes Hinterhaupt; doch hat der einzige bildlich veröffentlichte, hier wiedergegebene Schädel dabei Abrundung des Hinterhauptes und nähert sich so in der Aufsicht dem elliptischen Grundriß der Donaubevölkerung (Abb. 232 und 233). Freilich gehört

die überwiegende Zahl der Grabgefäße von Tangermünde nicht dem jüngeren Walternienburger, sondern dem Burg-Molkfenberger Stile an, auf den wir sogleich zu sprechen kommen (S. 192). Die Tanger-

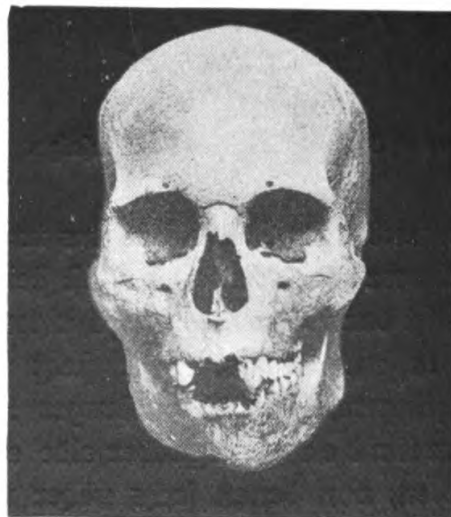
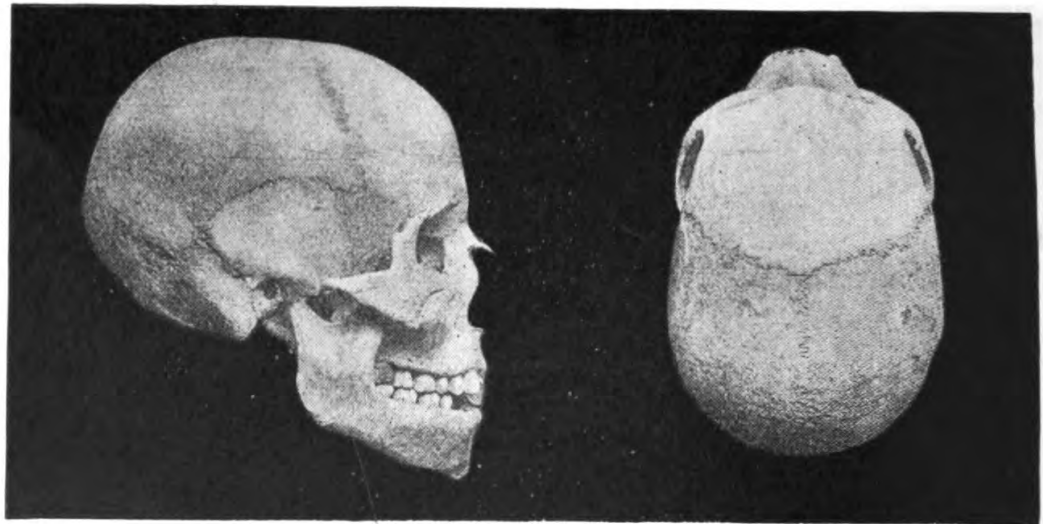


Abb. 232 a—c. Tangermünde (nach Schliz).

münder Schädel sind lang, einer von ihnen hat Längenbreiten-Index 71 und ist dabei ein Hochschädel mit einem Längenhöhen-Index von 76, ein anderer ist nur mittellang mit Längenbreiten-Index 76 und dabei ein

ausgesprochen niedriger Schädel (Höhen-Index 63,5). In der Seitenansicht sehen wir den mitteldeutschen gleichmäßigen bogenförmigen Verlauf des Umrisses. Es macht sich hier also ein weit stärkerer Einfluß des unnordischen, mitteldeutschen Rassentyps geltend, als bei der etwas älteren Rössener Bevölkerung. Aus den Gräbern Anhalter Stils sind zwar zahlreiche Skelette und Schädel zum Vorschein gekommen, z. T. auch geborgen, doch wissenschaftlich noch gar nicht untersucht worden.



Abb. 233 a.

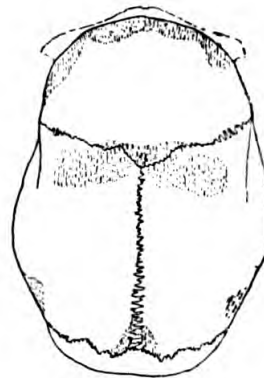


Abb. 233 b

Tangermünde, Kr. Stendal (nach Schliz).

Eine Weiterentwicklung des jüngsten Gliedes der letzten Kultur- und Stammesreihe, des Anhalter Stils, in die frühe Bronzezeit hinein, um deren Auffpürung die Forschung sich schon lange bemüht hat, läßt sich weder in seinem Stammesgebiet noch anderwärts, wohin der Stamm etwa ausgewandert sein könnte, nachweisen. Wir müssen daher vorläufig mit einem Erlöschen dieses indogermanischen Stammes am Ende der Steinzeit in der Form der Übersichtung durch einen anderen neu zugewanderten indogermanischen Stamm rechnen. Es kann das kein anderer Stamm sein als der Träger des westlichen, d. h. elb-saalischen Zweiges der Schnurkeramischen Kultur, auf die wir bei Schilderung des siebenten Indogermanenzuges zu sprechen kommen werden.

Ein fünfter Indogermanenzug, auf der Karte (Abb. 234) durch Kreuze bezeichnet, führt vom Westufer der Mittel-
 elbe (Tangermünde) über die beiden Kreise Jerichow I, II nach Nord-
 brandenburg. Hier entsteht ein Gefäßstil, bisher Burg-Molkens-
 berg-er genannt, der seine Gefäßformen in der Hauptsache mit dem

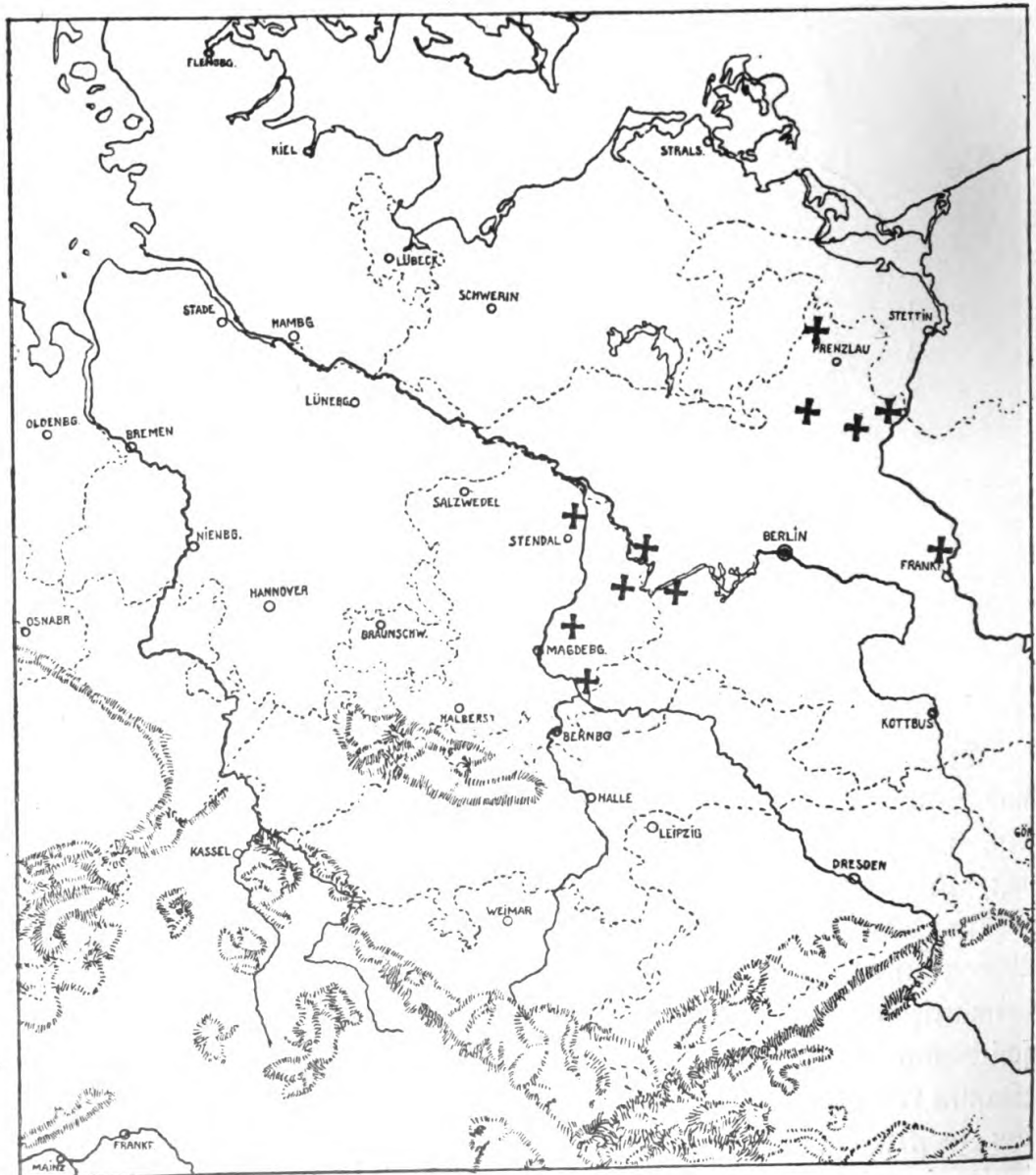


Abb. 234. Verbreitung des nordbrandenburgischen Stils
 (Burg-Molkensberger Stil).

jüngeren Walternienburger und dem Anhalter Stile gemein hat, in seiner Verzierungsart aber mit dem Norden Hand in Hand geht, d. h. mit Mecklenburg und teilweise auch Dänemark. Die Zier-



Abb. 235, 236.
Burg bei Magdeburg (nach Kossinna).

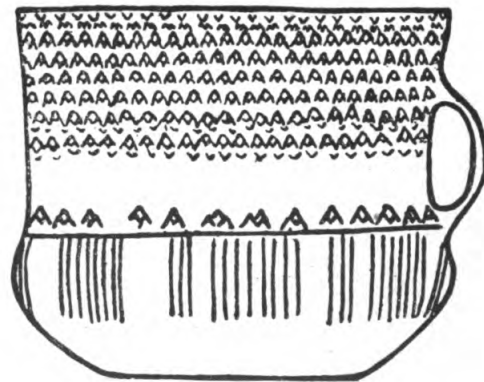


Abb. 237. Schwedt a. Oder,
Kr. Angermünde (nach Brunner).

muster werden nur noch seltener in dem abgeschwächten megalithischen Tiefstich (Furchenstich in Abb. 237), jedoch recht flach, ausgeführt; am häufigsten im Bogenstich (Abb. 235, 236, 237) und besonders in dem diesem Stil eigentümlichen Kreuzstich (Abb. 235, 238, 239). Dieser nordbrandenburgische, namentlich im Havel-

Kossinna, Urspr. d. Germ.

lande und in der Ufermark verbreitete Stil, der in Flachgräbern teils mit Skeletten, teils mit Leichenbrand vorkommt, zeichnet sich durch besondere Gefälligkeit und Zierlichkeit aus, sowohl in der Form wie



Abb. 238. Butow, Kr. Westhavelland, Provinz Brandenburg (nach Kossinna).

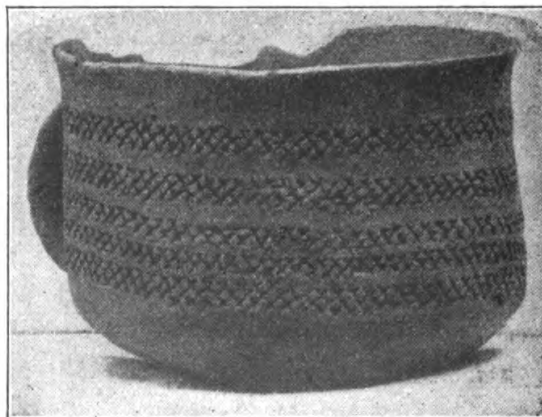


Abb. 239. Burg bei Magdeburg (nach Kossinna).

in der Verzierung seiner Gefäße. — Daß die Tangermünder Schädle vielleicht dem Burg-Molkenberger Stamm zugeschrieben werden müssen, wurde schon oben ausgesprochen.

Den sechsten Indogermanenzug müssen wir anknüpfen an den ersten Zug, der den Stamm der dänisch-schleswigholsteinischen Megalithkultur nach Nordwestdeutschland brachte (S. 161). Wir

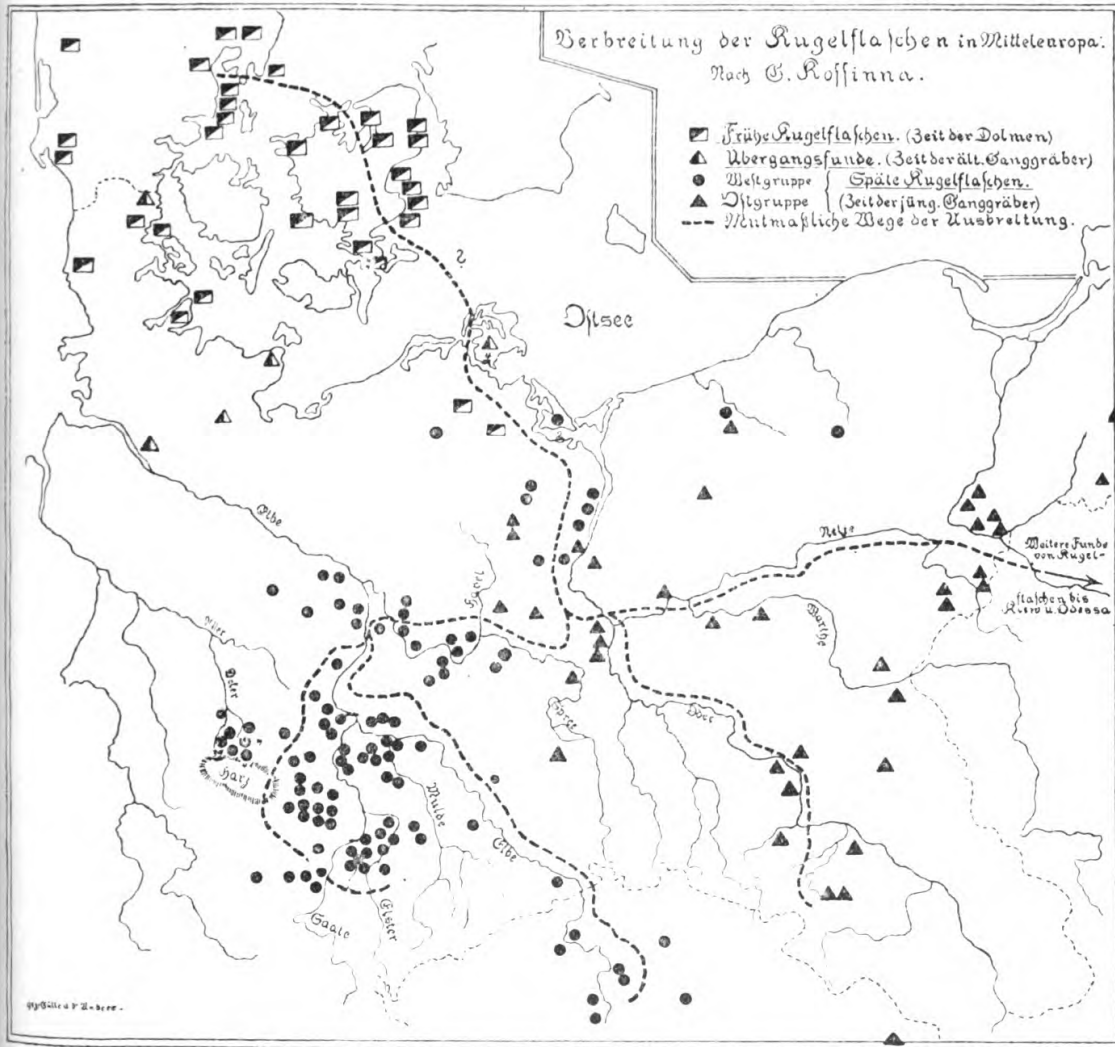


Abb. 240.

sahen, daß die Formen der dolmenzeitlichen Trichterbecher und Kragenfläschchen in der Tonware jener wandernden Kultur- und Stammesgruppe mit enthalten waren, nicht aber die Form der ebenfalls dolmenzeitlichen hochhalsigen zweiöfigen Megalithflaschen. Diese verbreiten sich während der Dolmenzeit in ihrem Westgebiet südwärts nicht über Holstein hinaus und sind in Holstein

schon sehr selten; in ihrem Ostgebiete gelangen sie von Seeland aus nur ganz vereinzelt noch nach Vorpommern (Karte Abb. 240). Auch in der späteren Megalithstufe, zur Zeit der Ganggräber, als der

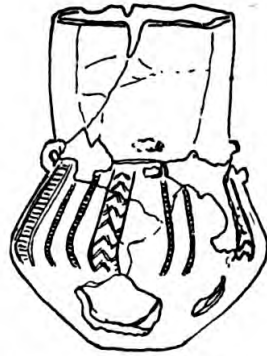


Abb. 241. Gönnebek, Kr. Segeberg, Holstein
(nach Kossinna).

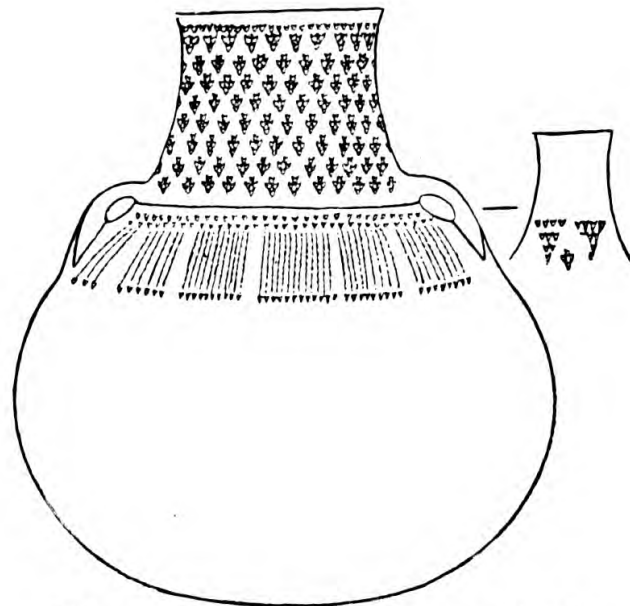


Abb. 242. 1/4 Brandenburg a. Havel.

schleswig-holsteinische Megalithzug nach Nordwestdeutschland sich vollzieht, bleibt die Form der hohen Flaschen mit einiger Abänderung durch Verkürzung und Erweiterung des Halses (Abb. 241) auf Holstein und Rügen eingeschränkt, erscheint aber auch hier recht selten.

Erst spät, ganz gegen Ende der Periode der nordischen Ganggräber, taucht die Form der zweiöfigen Flasche von neuem auf, und zwar mit noch etwas weiter gegangener Kürzung des Halses, der trotzdem nun zur hauptsächlichsten Verzierungsstelle des Gefäßes wird, und überwiegend mit kugeligem, seltener länglich eiförmigem Körper, so daß man diese späte Art Kugelflaschen nennt (Abb. 242). Die Verzierung wird in Tief- oder Furchenstich und in Bogenstich, seltener in Kreuzstich, außerdem oft auch in Schnurtechnik ausgeführt. Auf der Schulter werden nur kurze Fransen angebracht. Wo die Heimat dieser umgestalteten Form war, ist nicht ganz sicher zu bestimmen; aber man wird die nördlichste Stelle ihrer stärksten Verbreitung, das Havelland, dafür ansehen dürfen. Am dichtesten drängen sich die Fundorte im Gebiete unmittelbar nördlich des Harzes und zwischen Harz und Elbe, während längs dem oberen Elblaufe bis nach Nordböhmen hinein nur ein dünnerer Ausbreitungsfaden läuft. Als Begleiter der Kugelflaschen erscheinen innerhalb ihres eben geschilderten Westzuges wie ihres bald zu besprechenden Ostzuges ständig zwei neue Formen: Der hohe weitmundige vieröfige Topf mit reich verziertem Halse und mit stets flachem Boden (Abb. 243) und der niedrige ebenfalls weitmundige, schalenartige Napf, der meist mit zwei nahe aneinandergestellten Öfen versehen ist (Abb. 244). Als weitere Kennzeichen nordisch-indogermanischer Herkunft finden sich innerhalb der Gräber des Kugelflaschenstils nordische dicknackige Feuersteinbeile (S. 152, Abb. 162 f.), nordischer Bernstein Schmuck und überaus häufig die Grabstätte der großen kammerartigen Steinblockkiste.

In der Schädeldarstellung des Stammes vom Kugelflaschenstil zeigt sich, daß die nördlichsten Funde, wie der von Lebehn (Kreis Randow) bei Stettin, noch den ziemlich reinen Megalithtypus aufweisen. Nahe kommen ihm auch noch zwei Schädel aus Gräbern von Deesdorf und Beckendorf im Kreise Oschersleben nördlich des Harzes und ein bisher noch unveröffentlichter aus Groß-Quenstedt bei Halberstadt (Abb. 245). Schon etwas mehr mitteldeutsch beeinflusst ist ein Schädel aus Stößen, Kreis Weißenfels (Abb. 246 und 247). Zwar erkennen wir auch hier im Grundriß (Aussicht) die lange Keilform mit breiter Stirn und kegelförmigem Hinterhaupt; doch sind die

Seitenwände nur schwach gewölbt. In der Seitenansicht erscheint zwar die Stirn zu steil für einen nordischen Schädel, doch folgt dann in nordischer Weise ein flacher Bogen, eine sehr lange Scheittelebene und gradliniger Schrägabfall zum engen vorgewölbten Hinterhaupt.



Abb. 243 und 244.
Törten, Kr. Dessau, Anhalt (nach Seelmann).

Das Gesicht ist hoch und schmal. Dagegen bieten die Schädel aus Kezin an der Havel und aus Kalbsrieth an der Unstrut nahe Artern (Abb. 248) fast voll diejenige Gestalt, welche die nordischen Oberschichten nach ihrem Eindringen in Mitteldeutschland unter Beeinflussung durch die alteingesessene unnordische Bevölkerung allmählich annehmen. Die Aufsicht zeigt die Kokon-Ellipse des Schädelgrund-



Abb. 245 a, b. Hocker-Schädel von Groß-Quenstedt bei Halberstadt. Museum Halberstadt. Seiten- und Hinteransicht.

risses, also eine nach den Seiten hin rundgewölbte Stirn, flache parallele Seitenwände und rundgewölbtes Hinterhaupt. Nur in der Seitenansicht erscheint nach kurzer steiler Stirn und leichtgewölbter

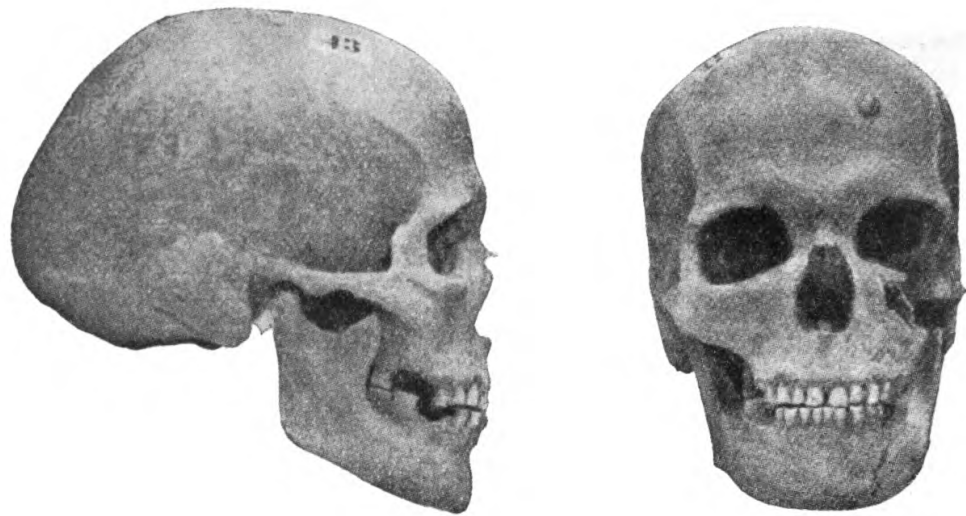


Abb 246 a—c.

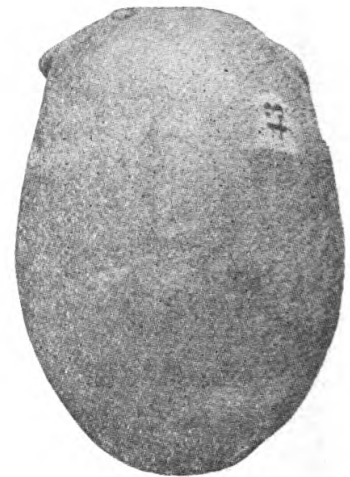


Abb. 246, 247.
 Stöfen, Kr. Weisfenfels.
 Männlicher Schädel 43 (nach Schliz). Längenbreiten-
 Index 68,9; Längenhöhen-Index 63,7; Gesichts-
 Index 88,8.

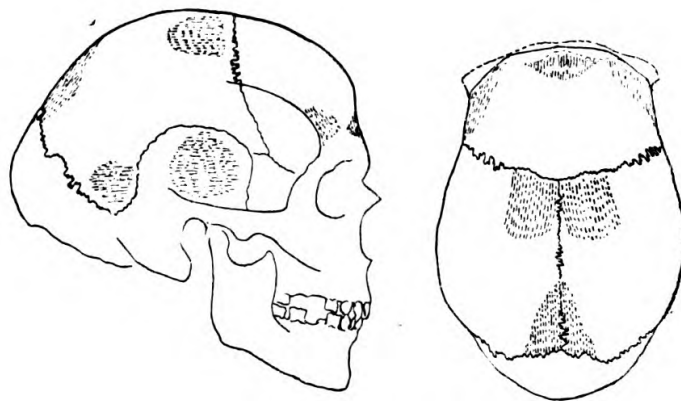


Abb 247 a, b.

langer Scheittelebene noch das nordische lange vorgewölbte Hinterhaupt. Das Gesicht des Kalbsriether ist besonders schmal und hoch, sein Index übersteigt sogar 100.

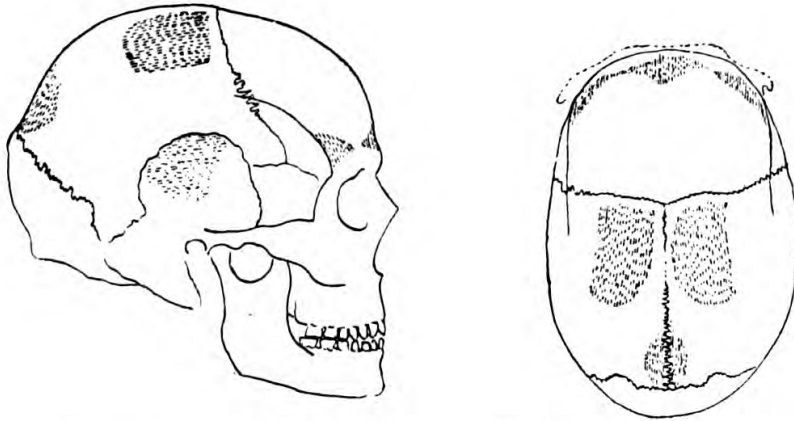


Abb. 248 a, b. Kalbsrieth a. Unstrut bei Allstedt.
Männlicher Schädel (nach Schliz). Längenbreiten-Index 69,2; Längenhöhen-
Index 69,7; Gesichts-Index 100,7.

Von dem Ostzweige des Stammes des Kugelflaschenstils wird alsbald die Rede sein.

Erwähnt werden muß vorher noch der siebente Indogermanzug, der sich in der an oberer Elbe und Saale entwickelten sogenannten schnurkeramischen Stil- und Kulturgruppe kund tut. Genauer werden wir uns aber auch mit diesem Stamme erst später beschäftigen, da bei seiner Schöpfung sowohl Indogermanen als Dobbertiner Vorfinnen oder vielmehr schon ihre indogermanisch gemischten Nachfahren, die Finno-Indogermanen Jütlands, beteiligt sind. Und von den letzteren müssen wir erst noch mehr hören, ehe wir die Art ihres Anteils an jener Stammbildung erörtern.

Der achte, neunte und zehnte Zug der Indogermanen richteten sich nach Osten und gelangten hier über die Grenze Mitteleuropas hinaus. Am wenigsten weit geschah dies bei dem achten Zuge, dem neben manchem andern als hauptsächlichstes Kennzeichen die Eigenheit aufgeprägt ist, die jüngeren Stufen der Trichterbecher und Kragenfläschchen aus dem Heimatgebiet an der jütländischen und finisch-seeländischen Ostseeküste in das untere Weichselgebiet überzuführen und diesen Strom aufwärts bis zum Weichselknie bei Thorn, dann südwärts zur oberen Oder und ostwärts zur oberen Weichsel gelangen zu lassen (vgl. Karte



Abb. 249. $\frac{1}{4}$ Halberstadt.

Abb. 178); von hier aus erfolgt noch eine weitere Wanderung über Mähren und Nordböhmen nach der Saale und dem Harz. Die Notwendigkeit, diesen Weg der Ausbreitung anzunehmen, wird erschlossen aus der Beobachtung der Form und Verzierung, welche beide Gefäßarten in Ostdeutschland und Polen noch mit den gleichen dänischen Arten, weit weniger aber mit den schleswig-holsteinischen, verbinden. Die Trichterbecher des Ostens besitzen die dänische Randverzierung, die in Schleswig-Holstein fehlt. In Schlesien gewinnt dann bei den Trichterbechern das Bestreben Platz, den Absatz

zwischen Hals und Bauch aufzuheben und die Wandung in stets gleicher schräger Neigung von der kleinen Standfläche über den schlanken Fußteil zu dem hochragenden, stark ausladendem Halse emporzuführen. Und diese Eigenart verknüpft die Ostgruppe der Trichterbecher wiederum mit der Südgruppe, die in Mähren, im Elbgebiet Böhmens und weiter nordwestwärts im Saalegebiet herrscht und am Ostharz das Ende ihrer Verbreitung erreicht (Abb. 249).

Die ostdeutschen Krage n f l ä s c h e n sind stets sehr klein und in der Form stark entartet gegenüber den dänischen, dabei so gut wie ganz unverziert. Nur die oft auftretende Zähnung des sehr kleinen Kragens und mitunter auch der Halsmündung ist ein Zug, der die Ostgruppe unmittelbar mit der jütländischen Art mit Bauchknick (vgl. Abb. 175) in Verbindung bringt (Abb. 253). Öfteres Auftreten eines vom Kragen nach dem Bauch hinabreichenden Henfels weist von der Ostgruppe anderseits nach der Südgruppe hinüber, die wie die entsprechende Gruppe der Trichterbecher in Böhmen und Thüringen auftritt, dann aber weiter einen Ausläufer über Hessen bis jenseit des Rheins nach der Rheinpfalz entsendet (Karte Abb. 178).

Neben Trichterbechern und Kragenfläschchen finden wir in den Gräbern der Bevölkerung des achten Zuges ganz vereinzelt noch, so in der Kraufauer Gegend, Krüge von sehr geschmackvoller Form, die man M o n d h e n k e l k r ü g e nennt. Sie besitzen nämlich einen bandförmigen, hoch geschwungenen Henkel, der von einer mittleren tiefen Längsknickung aus nach den beiden Rändern hin sich flügelartig stark verbreitert und an seiner höchsten Stelle nach dem Gefäßrande zu in scharfer Umknickung abfällt, so daß in der Einsattelung eine Art Mondichelgestalt gesehen werden kann. Solche Gefäße treten zahlreicher in gleichzeitigen Wohnstätten Böhmens und Mährens auf und leben leicht umgestaltet in jenen Ländern bis in die Bronzezeit hin fort.

Einmal, in steingeschützten Gräbern von Malenczow, Gouvernement Lublin, in Ostpolen, erscheinen auf dem achten Zuge g r o ß e s c h l a n k e A m p h o r e n mit scharf ansetzendem, wenig auswärts geneigten Halse, hochgewölbter Schulter, stark verjüngtem Unterteil und zwei am Halsansatz befindlichen Henkelösen, die in je zwei Leisten abwärts auf die Schulter hin sich fortsetzen. Ihre Ver-

zierung besteht nach megalithischer Weise aus senkrecht den Bauch hinablaufenden Linienbändern, ähnlich nur noch schlanker als das Urstück zu Abb. 250, 251.

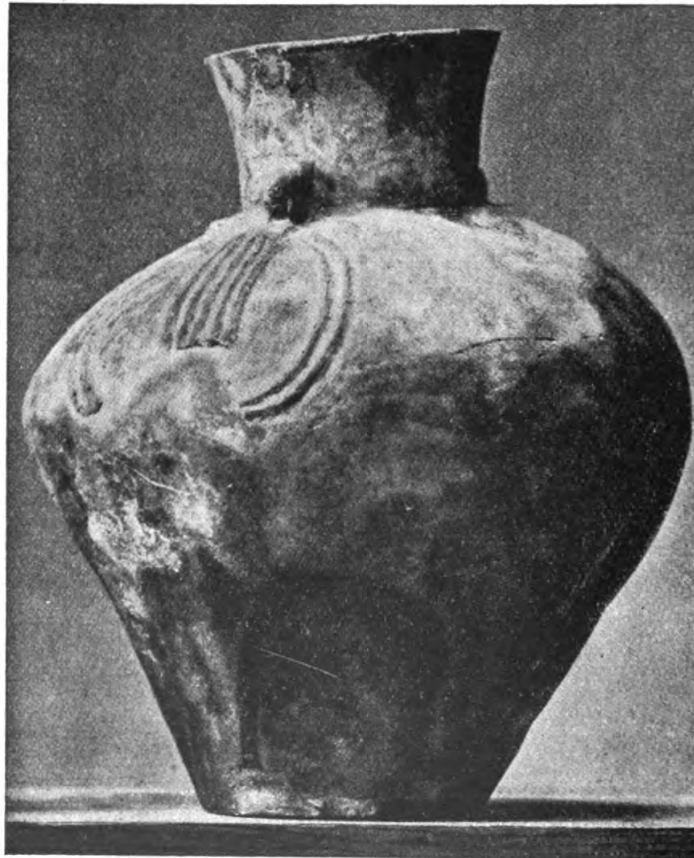


Abb. 250. $\frac{1}{4}$.

Röffen, Kr. Merseburg; aus einem Körpergrabe (nach Niklasson).

Solche Amphoren sind kennzeichnend für eine geschlossene Kultur- und Stammesgruppe, deren Bestehen für Mitteldeutschland neuerdings durch den Hallischen Steinzeitforscher Niklasson erwiesen worden ist. Nicht einverstanden bin ich indes damit, daß man den von tschechischen Forschern nicht gerade glücklich erfundenen, viel zu allgemeinen, zu wenig sagenden Namen „nordische“ Kulturgruppe weiterhin fortführen soll. Da die über das mittlere Ostdeutschland, das Saalegebiet und die Sudetenländer verstreuten Gräber dieser

Gruppe selten mehr als ein einziges kennzeichnendes Gefäß enthalten, so konnten erst größere Siedlungsstätten mit reicher Hinterlassenschaft von Tonware dieser Kultur, wie die zu Noßwitz (Kreis Glogau in Niederschlesien), Stary Zamek bei Jewischowitz (Kreis Znaim in Mähren), Scharfa bei Prag, über die Zusammengehörigkeit der großen Anzahl jener vereinzeltten Grabgefäße als Vertreter eines bestimmten Stammes Aufklärung bringen. Erst neuerdings sind ganze Hügelgräberfelder dieser Kultur in Mähren bekannt geworden, das größte zu Kosir bei Proßnitz, wo sich aber nicht Körper-, sondern Brandgräber vorfinden. Ich nenne diesen Stamm den der „Noßwitzer“ Kultur.

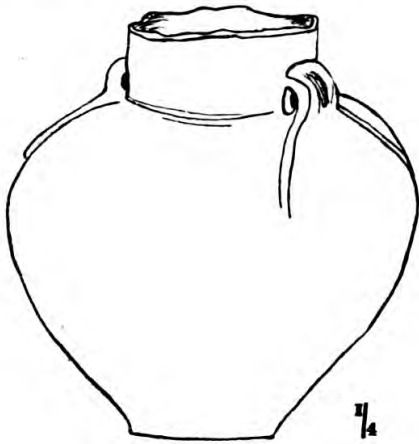


Abb. 251.

Melzow, Kr. Angermünde,
Uckermark (nach v. d. Hagen).

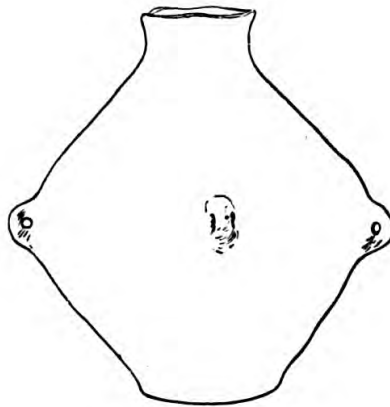


Abb. 252. 1/4.

Rössen, Kr. Merseburg. Aus einer
Wohngrube (nach Nilkasson).

Zu solchen Gefäßen gehören außer Trichterbechern, Kragenfläschchen und den eben genannten großen zweiöfigen Amphoren ähnliche kleinere meist verzierte Amphoren, deren Henkel — stets vier, nicht zwei — jedoch nicht am Halsansatz, sondern auf der Schulter des Gefäßes angebracht sind. Ferner eine Abart dieser kleineren vierhenkeligen Amphoren, die aber keine hochgewölbte, sondern eine nach Flaschenart mehr abfallende Schulter besitzen (Abb. 252). Dann große abgerundet doppelkegelförmige Amphoren mit wenig betontem Ansatz des einwärts geneigten Halses und drei Henkeln am Bauchumbruch oder unmittelbar oberhalb desselben. Weiter gehören hierher Henkelkannen mit kugeligem Bauch, steilem hohem Halse, vom

Rande nach dem Bauche sich wölbendem langen, breiten Bandhenkel und mit einer Verzierung, wie sie in der nordischen Keramik Ostdeutschlands gang und gäbe ist. Wir lernten diese Gefäßform bereits im Kreise der Anhalter Stilgruppe kennen (Abb. 230), in der sie als Fremdling auftritt, nachdem sie mit der gesamten Tonware des Noßwitzer Stammes von Schlesien über Böhmen ins Saalegebiet gewandert war. Auch die früher als eigenster Bestandteil des Anhalter Stammes angesehenen Handpauken (Abb. 227 und 231) haben sich jetzt vielmehr als ursprünglicher Bestandteil der Noßwitzer Kultur erwiesen; erst bei ihrer weiteren Entwicklung in Sachsen-Thüringen nehmen sie die Zierweise des Anhalter Stils an. Schließlich nenne ich hier aus der Zahl der Gebrauchsgefäße noch Vorratsgefäße von Doppelkegelform, die unter dem Rande meist mit vier Griffklappen ausgestattet sind (Abb. 253) und ähnliche grobe Töpfe, die statt der Griffklappen eine umlaufende Leiste mit Fingertupfen haben, sogenannte „Pfahlbautöpfe“.

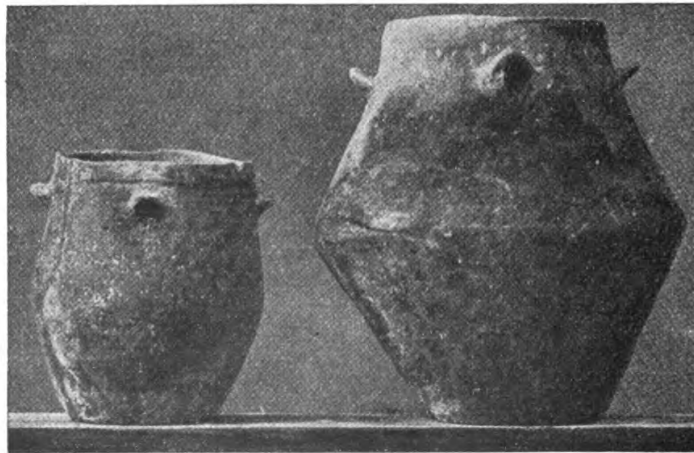


Abb. 253. $\frac{1}{7}$.
 Kössen, Kr. Merseburg.
 Aus einer Wohngrube (nach Nilkasson).

Daß als ein wichtiges Gefäß dieser Noßwitzer Gruppe noch die einhenkelige Tasse hinzuzufügen ist, deren Henkel vom Rande bis zur Schulter hinabreicht, lehrt außer sonstigen Vorkommen schon ein altbekannter Fund von Jordansmühl (Kreis Nimptsch in Schlesien). Es

ist das ein nach nordischer Weise mit Steinen umsetztes und mit Bernsteinperlen ausgestattetes Grab oder Doppelgrab, Nr. 28, an dessen eines Ende vier nordische Gefäße, Trichterbecher, Trichterschale, Kragenfläschchen und die bewußte Henkeltasse nebst den Bernsteinperlen gestellt worden sind, an das andere Ende dagegen zwei doppelhenkliche Gefäße eines fremdartigen Stils, der weder nordisch-indogermanischen noch rein handkeramischen Charakter hat, vielmehr durch manche Züge, wie das Vorkommen von Tonidolen in Form stilisierter Frauenkörper, deutliche Verwandtschaft mit dem Stile der südosteuropäischen bemalten Tonware bekundet, auf die wir hier nicht eingehen können. Auch in Grab 20 zu Jordansmühl mischt sich der Noßwitzer mit diesem fremden Stile (Abb. 254).



Abb. 254. $\frac{1}{9}$ Jordansmühl, Kr. Nimptsch, Schlesien (nach Seger):
Grab 28; ausgenommen die 3 Gefäße der untersten Reihe, die aus
Grab 20 stammen.

Dieser fremde Stil hat seinen Ursprung im südwestlichen Ungarn, wo namentlich zu Lengyel im Komitate Tolna eine reiche Fundstätte zu Tage trat, und rückt von hier über Mähren, teils nach Böhmen, teils nach Schlesien vor. In Schlesien erreicht er auf jüngerer Stufe die höchste Blüte, wie namentlich die große Siedelungsstätte und das

umfangreiche Gräberfeld von Jordansmühl erweisen. Daher wird dieser Stil mit Recht *Jordansmühler Stil* genannt. Die Hauptformen seiner Tongefäße sind unverzierte Schalen auf hohem röhrenförmigen Fuß, unverzierte doppelkegelförmige Vasen mit oder ohne steil aufgesetzten Hals und mit Knopfbesatz auf dem scharfen Bauchumbruch und am Halsansatz, sowie kleinere, schön und reichverzierte Krüge mit Kugelbauch, eingezogenem Halse und zwei bandförmigen, den Hals überspannenden Randhenkeln, wie sie die beiden erwähnten Jordansmühler Gräber enthalten haben (Abb. 254).

Von Böhmen aus wandert der Jordansmühler Stamm im Verein mit dem Noßwitzer Stamme auch ins Saalegebiet hinüber, wo er z. B. an dem bei so vielen Kulturen und Stämmen mitbeteiligten Orte Köffen bei Merseburg auffälligerweise in Brandgräbern auftritt, wie übrigens schon in Böhmen, während man aus Schlesien von ihm nur Körpergräber kennt.

Ein letzter Zug des Jordansmühler Stammes richtet sich über Oberösterreich nach dem östlichen Niederbayern. Hier erscheint er mit einer überaus wenig veränderten Kultur, die namentlich an dem Orte Münchshofen reich vertreten ist und danach *Münchshöfer Stil* benannt wird. Und von dort geht der Stamm nach Verlauf eines langen Zeitraumes, erst gegen Ende der Steinzeit, noch weiter westwärts an die oberste Donau, stößt aber hier auf südliche Ausläufer des bis ins Neckargebiet vorgedrungenen Stammes der Elb-Saale-Schnurkeramiker (vgl. S. 258). Die Mischung beider Stämme erzeugt einen keramischen Stil, dessen Formen überwiegend das alte Jordansmühler Erbe bleiben, während seine Verzierungen in der besonderen Technik des Schnurstiches ausgeführt werden, eines Ersatzes der echten Schnurverzierung durch den Einstich. Nach dem neuerdings aufgedeckten großen steinzeitlichen Moordorfe Nischbühl, gelegen im Federseeemoor bei Schuffenried im südlichen Württemberg, wird dieser Mischstil *Nischbühler Stil* genannt. Auf einer jüngeren Stufe wird er aufs stärkste durch die dem großen westeuropäischen Kulturkreise angehörige Bodensee-Pfahlbau-Kultur beeinflusst und büßt damit seine nordische Beimischung wiederum so gut wie völlig ein. Auf diesen bereits stärksten entarteten Stamm kann aber an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden.

Dagegen muß erwähnt werden, daß die Kultur des Noßwitzer Stammes noch eine jüngere Stufe erlebt, die besonders aus Südmähren und Niederösterreich bekannt ist und nach einer ihrer Siedlungsstätten, Baden bei Wien, B a d e n e r Stil genannt ist. Neben den alten Trichterschüsseln, Henkeltassen, dreihenkligen Amphoren erscheinen nunmehr noch hochhalfige Henkeltöpfe und Henkelschalen mit senkrechtger Kannelierung des Oberbauchs und als besondere Neuerung kleine Töpfe, deren Wandung mit schraffierten Dreiecken, Tannenzweigmustern und ähnlichen Mustern in weißeingelegtem Tieffisch vollkommen bedeckt ist.

Endlich sehen wir, daß der ältere Noßwitzer Stamm, genau wie der innerlich ihm so fremde, aber äußerlich so vielfach mit ihm verbundene Jordansmühler Stil, auch nach Niederbayern gelangt, wo er in einer Siedlung zu Altheim bei Landshut reich vertreten ist und dort „Altheimer Stil“ genannt wird.

Aus dem Vorhergehenden wird ersichtlich, daß man den achten Indogermanenzug eigentlich zwei verschiedenen Stämmen zuweisen muß, einem nördlichen, einheitlich geschlossenen, der in Westpreußen und Polen lebte, und einem südlicheren, der die Noßwitzer Kultur schafft und von Schlesien über Mähren, Niederösterreich, Böhmen teils ins Saalegebiet, teils nach Niederbayern wandert.

Der neunte Indogermanenzug bringt die Bevölkerung der jüngeren brandenburgischen Kugel flachen von der Ufermark und der unteren Oder her teils südwärts die Oder hinauf nach Nieder- und Mittelschlesien nebst Mähren, teils ostwärts die Warthe hinauf ins Quellgebiet der Netze und ins Kulm-Thorner Land am Weichselknie. Die Quelle der Netze liegt im ehemals preußischen Anteil der alten Landschaft Kujawien, in der Nähe des Goplosee. Von hier greift die Verbreitung, wie auf einer großen Karte der Züge 8 bis 10 zum ersten Male schon vor siebenzehn Jahren und neuerdings in ergänzter Ausgabe dargestellt worden ist*, nach Polnisch-Kujawien hinüber und längs der Weichsel bis Warschau hin sowie nach Pulawy (Nowa Aleksandria) und Lublin, weiter am Nordufer der oberen Weichsel von Sandomir bis Krakau, dann an den süd-

*) Mannus Band II 1910, Tafel X 2. Aufl.

lichen Zuflüssen des Pripjet nach Wolhynien, Ostgalizien und dem oberen Bug in Podolien, endlich in die weitere Umgebung von Kijew am Westufer des Dnjepr.

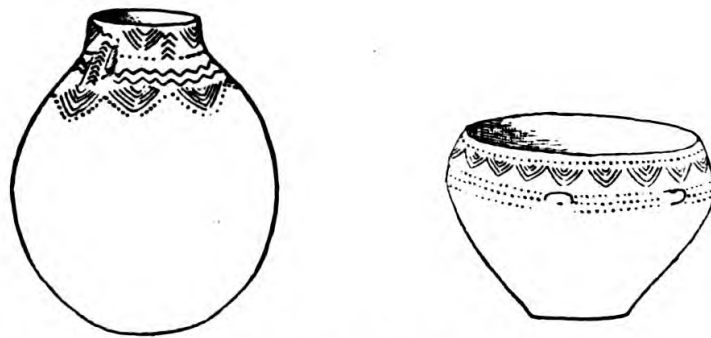


Abb. 255 und 257 Janischewek, Kr. Wlozlawek, Poln. Kujawien.

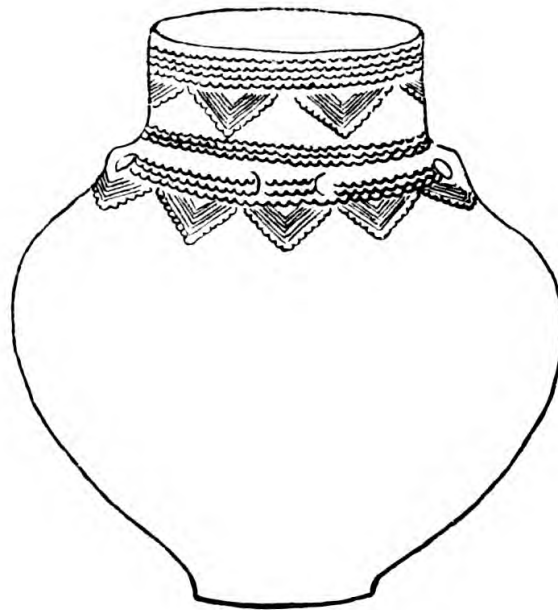


Abb. 259. Rzeszynek, Kr. Strelno, Prov. Posen (nach Rozlowski).

Wie in der Westgruppe so herrscht auch in der Ostgruppe der Kultur des Kugelflaschenstils das große Steingrab in Gestalt unterirdischer rechteckiger Steinblockkammern oder Steinplattenkisten. Auf

dem ganzen Gebiete von Pommern bis nach der oben genannten Landschaft Kujawien hin erscheint diese Grabart häufigst unter schmalen, sehr langgezogenen, spitzdreieckigen Erdhügeln mit gleich-

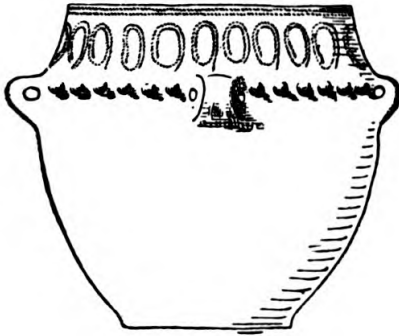


Abb. 256. $\frac{1}{8}$.
Köben, Kr. Steinau,
Niederschlesien.

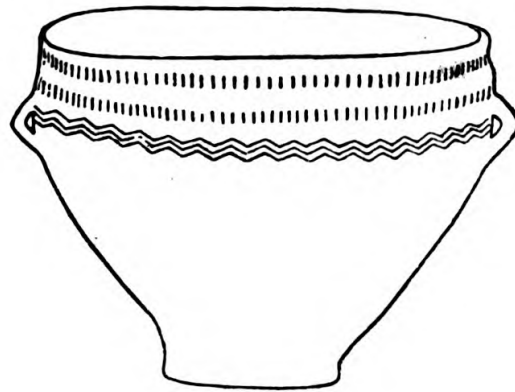


Abb. 258.
Padniewo, Kr. Mogilno, Prov. Posen
(nach Rozłowski).



Abb. 260.
Łosiatyn, Gouv. Kijew.

laufender Steinumfassung am Fuß des Hügels, und zwar befindet sich die Steinkammer stets am breiten Kopfende des Hügels, in dessen Längsrichtung sie sich erstreckt. Gräber dieser Bauart werden „kujawische“ genannt. In der Kammer findet sich ein Hocker- skelett oder mehrere solcher mit den Beigaben aus der Kultur der Kugelflaschen geborgen. Dazu gehört, wie auch bei der Westgruppe der Kugelflaschen und bei den beiden anderen indogermanischen Zügen, die bis nach Osteuropa sich erstrecken, dem achten und zeh-

ten Zuge, stets das nordische dicknackige Feuersteinbeil und der nordische Bernstein, der ostwärts bis nach Ostgalizien mitgeführt wird.

Aus der reichen, schön geformten und schön verzierten Tonware dieses Stils sind zunächst die Formen anzuführen, welche die Ost-



Abb. 261. $\frac{1}{5}$ Kulmsee, Kr. Thorn, Westpreußen. „Kujawische“ Amphore.

gruppe mit der Westgruppe gemein hat. Dazu gehören in erster Reihe die Kugelflaschen, die aber meist mehr eiförmig langgestreckt und oft mit vier statt der zwei Henkelösen ausgestattet sind (Abb. 255). Ihre Verzierung liegt, im Gegensatz zur Westgruppe, ebenso sehr auf der Schulter als auf dem Halse und besteht gern aus einem wagerechten Bande hängender Winkel, die mit immer kleiner werdenden Winkeln gefüllt sind (Abb. 255, 257, 259); öfter auch aus wagerecht laufenden Reihen kurzer senkrechter oder schräger Striche, den sogenannten Strichzonen (Abb. 258, 260). Anwendung der Schnurtechnik zeigt

Abb. 256. Weiter gehören dazu die hohen, vieröfigen, weitmündigen Töpfe (Abb. 256) und die kleineren zweiöfigen, weitmündigen Näpfe (Abb. 257). Neu hinzu kommen höhere zweiöfige schalenartige Gefäße (Abb. 258) und als allerschäufigste und kennzeichnendste Gefäßform eine große Amphore (Abb. 259 und 260) mit eingeschwungenem Unterteil und flachem Boden mit vier, seltener nur zwei Henkeln am Halsansatz, sowie eine gleichfalls vierhenkliche, flachbodige Amphore, deren Henkel aber auf der Schulter des Gefäßkörpers sitzen. Letztere Form hat man neuerdings in Anknüpfung an den Namen der kujawischen Grabform „kujawische“ Amphoren genannt (Abb. 261). Diese Gefäßform zeigt Verwandtschaft mit den ähnlichen vierhenklichen Amphoren der „Noßwitzer“ Kultur, nur daß letztere meist unverziert sind, während unsere vierhenklichen Amphoren beider Gattungen entweder genau wie die östlichen Kugelflaschen (Abb. 259) oder nach megalithischer Weise mit senkrecht herablaufenden Leiterbändern verziert sind (Abb. 261).

Von der östlichen Gruppe der Kugelflaschen-Bevölkerung gibt es einige bei der neueren anthropologischen Forschung freilich ganz in Vergessenheit geratene Schädels aus kujawischen Gräbern von Janischewek (Kreis Wlozlawek im polnischen Kujawien) und von Kociubince (Kreis Husiatyn in Ostgalizien). Der Langschädel von Janischewek hat in der Seitenansicht einen gleichmäßig geschwungenen Umriss mit kräftig auspringendem Hinterhaupt. Die Vorderansicht zeigt sehr langes schmales Gesicht, starke Überaugenbögen, niedrige Augenhöhlen, schmale, hohe Nase, ungewöhnlich starken Ober- und Unterkiefer. Von den beiden nur teilweise erhaltenen Langschädeln aus Kociubince hat der größere mit Breitenindex 74 im Grundriß die nordische Keilform mit breiter Stirn und kegelartigem Hinterhaupt, doch ohne stärkere seitliche Ausbauten; der kleinere mit Breitenindex 77,5 hat gerundetes Hinterhaupt. Wir erkennen hieraus also den fortdauernd ziemlich gut erhaltenen nordischen Rassenotypus auch bei der Ostgruppe des Stammes vom Kugelflaschenstil.

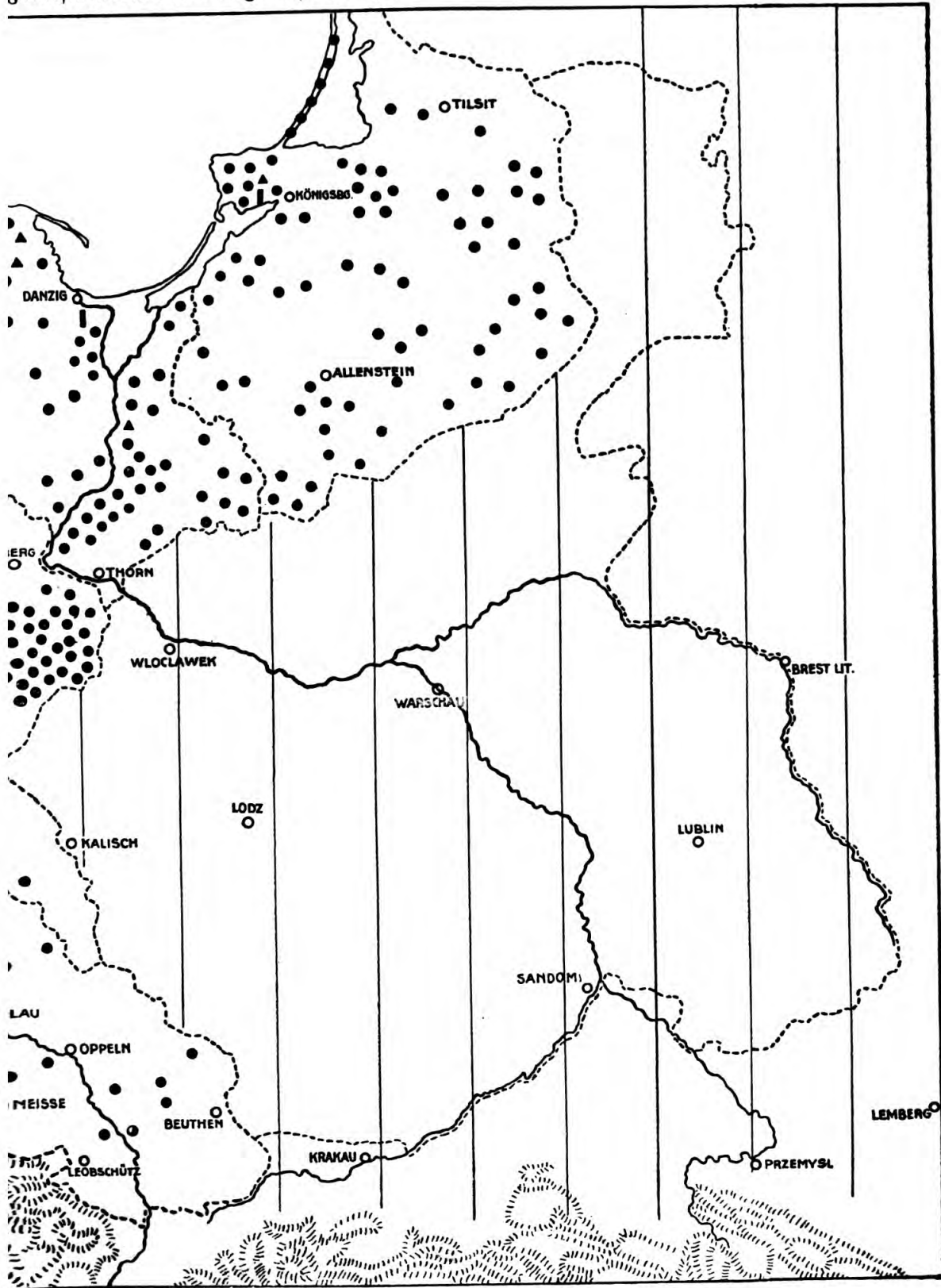
Der zehnte Indogermanenzug wird dargestellt durch die Ausbreitung der Ostgruppe der schnurkeramischen Kul-

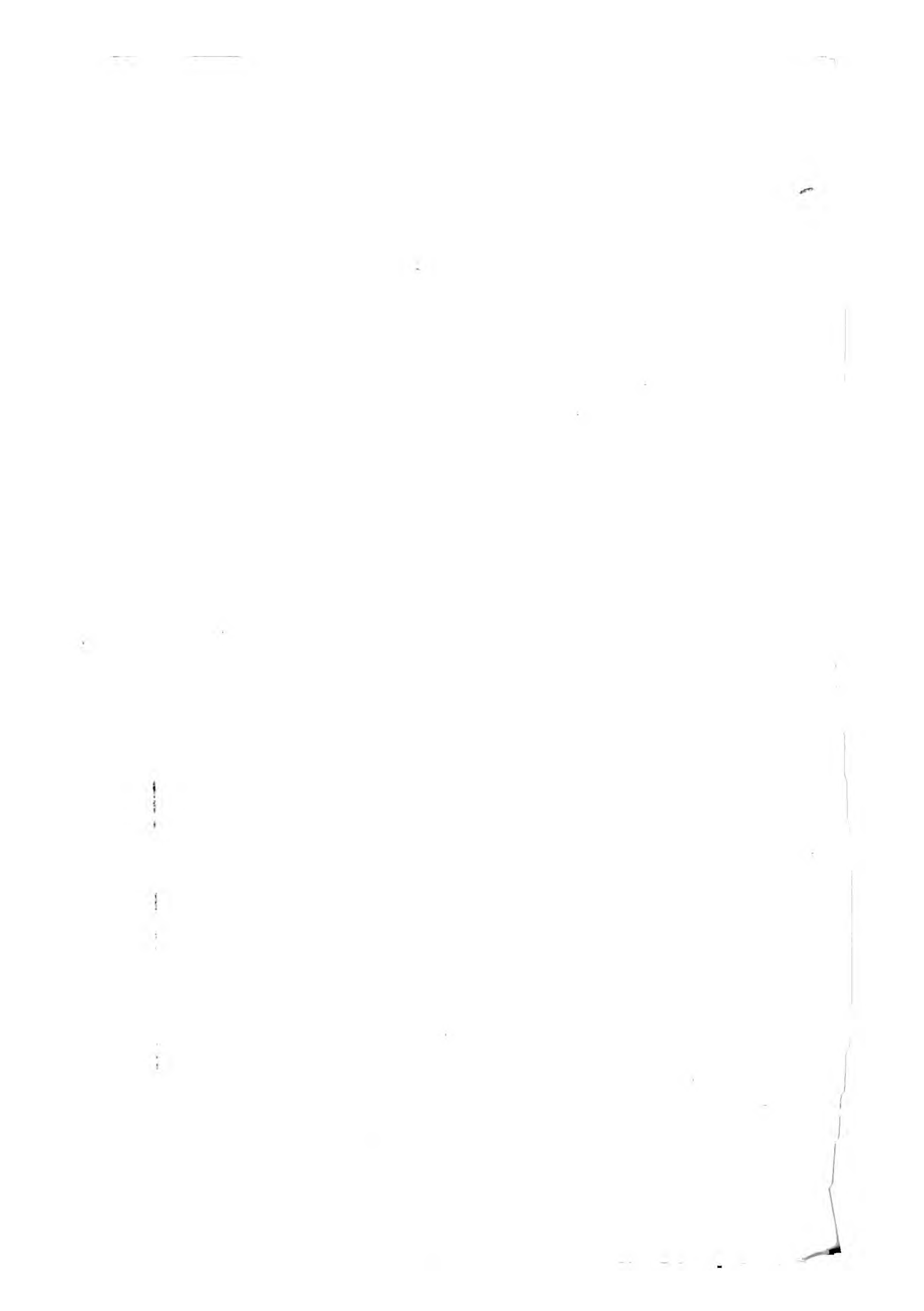
t u r , die auf den gleichen Wegen wie die Ostgruppe der Leute vom Kugelflaschenstil teils die Oder an ihrem Westufer aufwärts wandert, teils durch Polen die Weichsel und ihren oberen Nebenfluß San aufwärts, dann durch Wolhynien und Podolien bis an das Westufer des Dnjepr in der Gegend von Kijew sich verbreitet. Diese Ostgruppe werden wir später gemeinsam mit der Westgruppe der schnurkeramischen Kultur und Bevölkerung betrachten.

Das nordische Feuersteinbeil.

Vorher will ich noch als weiteren Beleg für die gewaltige Ostausdehnung der Indogermanen gegen Ende der jüngeren Steinzeit auf den großen Unterschied hinweisen, den die Verbreitung des jüngeren dicknackigen Feuersteinbeils (Abb. 161) gegenüber der Verbreitung des älteren dünnackigen Feuersteinbeils vom nordischen Typus offenbart (Abb. 159). Wir haben früher gesehen, daß das rundum zugeschlagene Kernbeil, sowie das aus dem Kernbeil entstandene, mit scharfen Seitenkanten versehene, spitznackige Feuersteinbeil von spitzovalem Querschnitt (Abb. 158) in Nord- und Westeuropa ganz gleich gestaltet sind, was eine Fortdauer der Übereinstimmung der seit der Ellerbeker Periode nach Westeuropa vorgedrungenen nordischen Zivilisation der Feuersteintechnik in den beiden großen Gebieten auch noch für die Zeit des spitznackigen Feuersteinbeils bezeugt. Dagegen beginnen mit dem Aufkommen des dünnackigen Feuersteinbeils Nord- und Westeuropa sich zu scheiden. Die nordische Gestalt dieses bereits geschliffenen Beiles hat nicht mehr spitzen, sondern schon breiten, oben noch kantig dünnen Nacken und kleinere flache Schmalseiten, also nicht mehr spitzovalen, sondern bereits rechteckigen Querschnitt. Diese Schmalseiten sind bei der klassischen nordischen Form stets in kunstvollster Technik fein zugehauen; sie fehlen dagegen dem westeuropäischen Typus dieses Beils (Abb. 160) meist ganz; sein Querschnitt bleibt daher nach wie vor spitzoval oder er wird höchstens verwaschen spitzoval, indem die Kanten abgerundet werden. Äußerst selten treten hier ganz kleine, dann aber

Feuersteinbeile und der Feuersteindolche.





ungleiche Schmalseiten auf, die auch nicht wie im Norden kunstgerecht zugehauen, sondern einfach angeschliffen werden.

Die auf der Karte Abb. 262 erkennbaren beiden verschiedenen Arten punktierter Linien und, über ihre nördlichen oder südlichen Enden hinaus, die beiden verschiedenen Arten von Dreiecken, sei es volle, sei es leere, belehren uns über die Verbreitung und die Grenzen beider dünnackigen Beilarten. Als West- und Südgrenze der echt nordischen Art ergibt sich eine Linie, die von der Südostecke des Zuydersees über Münster, Osnabrück nach dem Nordabhang des Harzes und weiter über Halberstadt nordwärts nach Magdeburg und Stendal zieht. Westlich der Elbe erfüllt dies nordische Beil also nur Nordholland und Nordhannover nebst Oldenburg, östlich der Elbe, außer Skandinavien, Dänemark und Schleswig-Holstein noch Mecklenburg, Rügen, Vorpommern, die Uckermark und die Westhälfte von Hinterpommern. Sein Vorkommen hält sich also ganz in den Grenzen der älteren Megalithgräber (vgl. Karte Abb. 167).

Bei Münster und dem Zuydersee setzt andererseits scharf der westliche Typus dieses Beiles ein, um von hier aus südwärts über das Niederrheingebiet und westwärts über Belgien nach dem nordöstlichen Frankreich und dem südöstlichen England sich auszubreiten.

Das rein auf das nordische Gebiet beschränkte *d i c k n a c k i g e* *f e u e r s t e i n b e i l* der Ganggräberzeit, das durch Einführung des dicken rechteckigen statt des bisherigen kantig dünnen Nackens einen letzten, allerdings nur praktischen Zwecken dienenden, Fortschritt in der Form vollzieht, hat den äußersten Westpunkt seiner Verbreitung zwar auch am Zuydersee und Niederrhein. Es gewinnt aber in Norddeutschland eine ungemein viel weitere Ausdehnung seiner Herrschaft, indem es sich westwärts über Westfalen, südwärts noch über das ganze Saale- und Umgebiet, also Provinz Sachsen, Anhalt und Thüringen, ferner über den Freistaat Sachsen, das östliche Hinterpommern, West- und Ostpreußen, Posen, Schlesien und Böhmen verbreitet. Endlich erscheint es infolge der drei indogermanischen Wanderzüge, die sich nach Osteuropa wenden, des achten bis zehnten, in Polen, Galizien, Wolhynien und Podolien in fast gleicher Fülle wie in Ostdeutschland.

Dobbertiner Vorfinnen und Finno-Indogermanen.

Wir müssen nun erst auf kurze Zeit zu den Dobbertiner Vorfinnen zurückkehren, wenn auch unserem Ziele gemäß nur zu jenen beiden Abteilungen der Dobbertiner, die in West- und Mitteljütland nebst westlichem Schleswig-Holstein, sowie im südlichen Ostschweden sitzen geblieben und dort durch die Indogermanen umgangen und von dem arktischen Hauptstamm der Dobbertiner abgeschnitten worden sind. Die Westabteilung dieser Südgruppe der Dobbertiner Vorfinnen, die jütländisch-schleswig-holsteinische, gerät in der Dolmenzeit fast völlig unter den Kultureinfluß jener ihr eng benachbarten Indogermanen, welche die Osthälfte der jütischen Halbinsel und Inselnänemark besetzt halten. Die Gräber der Dobbertiner Vorfinnen zeigen hier nun dieselbe Tonware wie die indogermanischen: Trichterbecher, Kragensfläschchen, große Kugelflaschen. Die Dobbertiner Vorfinnen bevorzugen dabei diejenige Art dieser Tongefäße, bei der die Bauchwölbung erhaben aufgelegte Rippen statt der eingeritzten Furchen trägt (Abb. 170 und 176). Außerdem übernehmen sie von den Indogermanen auch das dünnadige Feuersteinbeil und die Formen des Bernstein schmucks. Ich nenne diese indogermanisch so stark beeinflussten Dobbertiner Vorfinnen, die in gewissen Grade auch indogermanische Beimischung erfahren hatten: **Finno-Indogermanen**.

Die Steinkeulen der Finno-Indogermanen.

Als eigengeschaffenes Gerät ist bei diesen Finno-Indogermanen nur eine Waffenart aus Felsgestein zu nennen, nämlich die auf Jütland und Schleswig beschränkten Keulenköpfe. Zur Zeit des Eitorina standes der Ostsee, als die älteren dänischen Muschelhaufen entstanden, welche die Hinterlassenschaft der ersten Indogermanen bilden, schuf diese rasch fortschreitende „Ellerbeker“ Bevölkerung, wie wir bereits gehört haben (S. 147), das Kernbeil aus Feuerstein (Abb. 158 a—c). In Nachahmung dieses Kernbeils entstand bei den nördlicheren Dobbertiner Vorfinnen am Kristianiafjord und in der benachbarten schwedischen Landschaft Bohuslän das sogenannte

„Eihult“ beil, dessen Neuheit gegenüber seinem Vorbilde fast allein darin bestand, daß es nicht aus Feuerstein, sondern aus Felsgestein, und zwar einem harten Eruptivgestein, hergestellt wurde. Zuerst wurde es nur roh zugehauen und erhielt statt des rautenförmigen einen dreikantigen Querschnitt, bald aber wurde es in der verfeinerten Technik des Abstößens gearbeitet und an der Schneide leicht geschliffen.

Diese Beilart verbreitete sich über die gesamte skandinavische Dobbertiner Vorfinnen-Bevölkerung. Gegen Schluß der Zeit der älteren Muschelhaufen der Ellerbeker Indogermanen gestalteten die Dobbertiner ihr dreikantiges Eihultbeil zu jener im Querschnitt vollkommen rundlichen Form um, der ich den Namen *Walzenbeil* gegeben habe. Aus der älteren, noch mit ovaler, zungenförmiger Schneide ausgestatteten Gestalt geht das aus Felsgestein hergestellte Walzenbeil in der Zeit, da bei den Ellerbeker Indogermanen das spitznackige und später das dünnackige Feuersteinbeil aufkommt, in eine Gestalt über, die statt des freisrunden einen mehr ovalen Querschnitt erhält und statt der zungenförmigen eine mehr rechteckige Schneide annimmt (Abb. 263).

Gleichzeitig, d. h. spätestens zu Beginn der Dolmenzeit und des dünnackigen Feuersteinbeils der Indogermanen, bildete sich aus der zuletzt genannten jüngeren Form des Dobbertiner Walzenbeils eine Nebenform in Gestalt eines *Steinkulenkopfs*. Es wurde nämlich der Schneidenteil des Walzenteils so umgearbeitet, daß er in den Kopf eines Holzschafts gesteckt werden konnte, der wie bei den heutigen Arten im rechten Winkel zur Richtung des eigentlichen Waffenteils stand. Dabei ragte das dünne hinterste Ende des ehemaligen Schneidenteiles mit einer in dasselbe eing Bohrten Vertiefung oder einem ganz durchgebohrten Loch oder einem an einer Seitenkante angebrachten halbkreisförmigen Einschnitt über den Kopf des Holzschaftes rückwärts hinaus und konnte hier durch Tiersehnen oder Lederschmüre an dem hölzernen Schafthopf festgebunden werden (Abb. 264). Der Stoff dieser Steinwaffe ist meist Grünstein, seltener Quarzit, zuweilen sieht er jedoch granitartig aus. Die Entwicklung geht nun weiter dahin, daß der jetzt im Schafthopf steckende ehemalige Schneidenteil der Waffe durch einen scharfen Querabsatz

gegen den eigentlichen Schlagteil, das Blatt, abgestuft wird, um besser als Schaftzapfen dienen zu können (Abb. 265 und 266). Das Blatt verliert mittlerweile die es der Länge nach umziehende Mittelkante oder die schmalen Seitenflächen und wird im Durchschnit vollig rund, der Zapfen wird breit meißelförmig mit einer schmalen Schlag-



Abb. 263. $\frac{1}{2}$
Sommerstedt,
Kr. Hadersleben.
Walzenbeil.



Abb. 264. $\frac{1}{2}$
Därebroska,
Amt Kopenhagen.

schneide, so daß von nun an eine Art Doppelkeule entsteht (Abb. 267). Weiterhin bildet sich vor dem Querabsatz eine rundum laufende Einschnürung des Blatts, das selbst oft mit tiefen Längsfurchen bedeckt wird und oben flach abschließt. Zu diesem Typ gehört ein im Privatbesitz befindliches Stück, das 1891 in dem Hafen von Eckernförde ausgebagert worden und der Wissenschaft bisher unbekannt geblieben ist (Abb. 268). Da der Seiteneinschnitt in den Stücken, die Abb. 267 und 268 vorführen, nur 2 bis 3 Zentimeter vom Querabsatz entfernt

ist, so muß der Einschnitt hier innerhalb des Holzschafte an der Stelle, wo dieser am dicksten war, gefessen haben. Dieser schönen Form gegenüber stellt Abb. 269 durch die Kürze und Plumpheit des nahezu kugelförmigen Blatts eine gesunkene Abart dar, die keine Nachfolge hat.

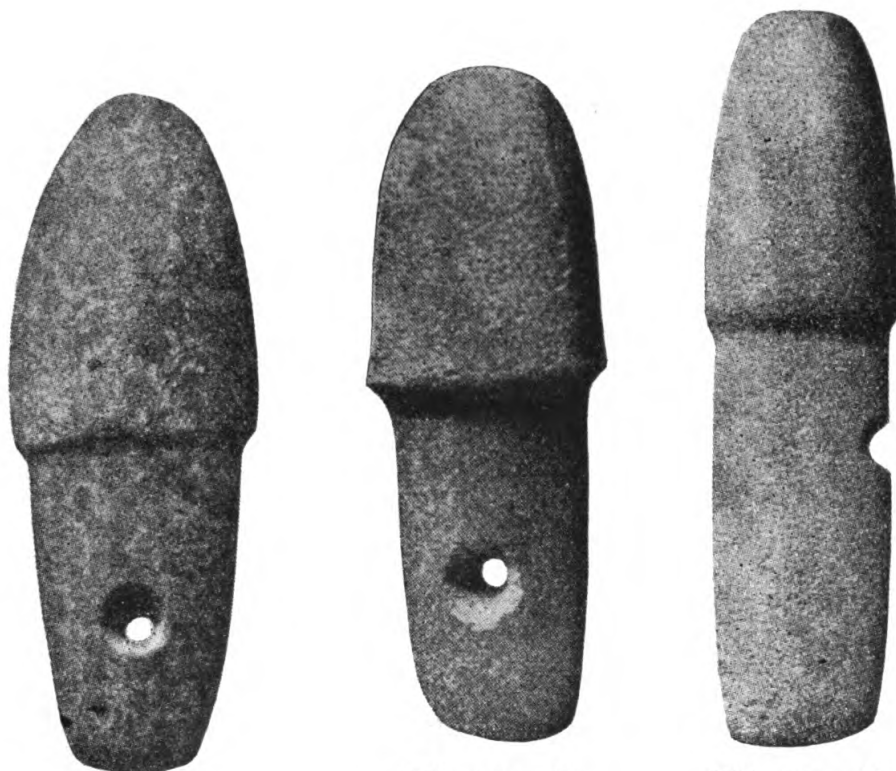


Abb. 265. $\frac{1}{2}$
Jütland.

Abb. 266. $\frac{1}{2}$
Skive, Amt Viborg,
Jütland.

Abb. 267. $\frac{1}{2}$
Museum Odense,
Fünen.

An Formen, wie sie Abb. 267 zeigt, knüpft eine neue Reihe von Keulenköpfen an. Zunächst die in Abb. 270 und 271 wiedergegebene Art, bei der das im Querschnitt kreisrunde oder ovale Blatt in seiner ganzen Länge überall gleich breit ist und oben eine knopfartige Abschlußfläche erhält. Diese Abschlußfläche zeigt bald eine gegen den übrigen Blatteil stärker ausladende Wölbung, die zuerst ganz flach ist (Abb. 272), dann aber sich etwas hebt (Abb. 273). Bei Abb. 274 und 275 sehen wir den Querabsatz so stark abgeflacht, daß das Blatt sich fast eben zum Zapfen niederbiegt; bei Abb. 276 erscheint der

Abatz fogar ganz verschwunden. Die beiden letzten Typen (Abb. 274 bis 276) verwischen die Züge des schönen Typs von Abb. 273, von dem zahlreiche Stücke bekannt sind.

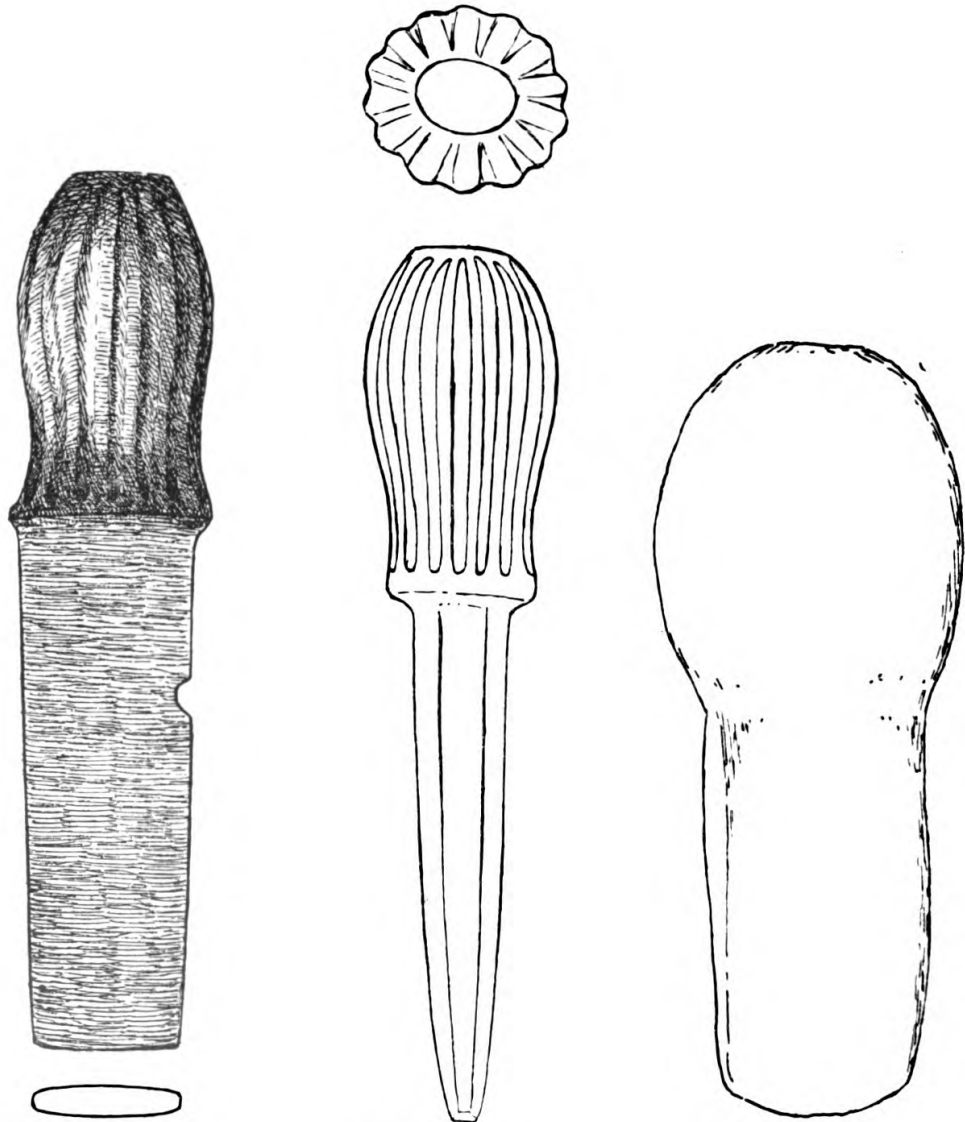


Abb. 268 a. $\frac{1}{2}$
Breitseite und
Zapfenquerschnitt.
Abb. 268 a und b. Eternförde, Privatbesitz.

Abb. 268 b. $\frac{1}{2}$
Schmalseite und Blatt-
ende.

Abb. 269. $\frac{1}{2}$
Nübelfeld, Rsp. Karby
Kr. Eternförde
Museum Kiel.

Die Gesamtheit der steinernen Keulenköpfe liegt jetzt in etwa 150 Stücken vor, von denen die weit überwiegende Mehrzahl auf Jütland fällt, eine nicht geringe Anzahl auch auf Schleswig, während

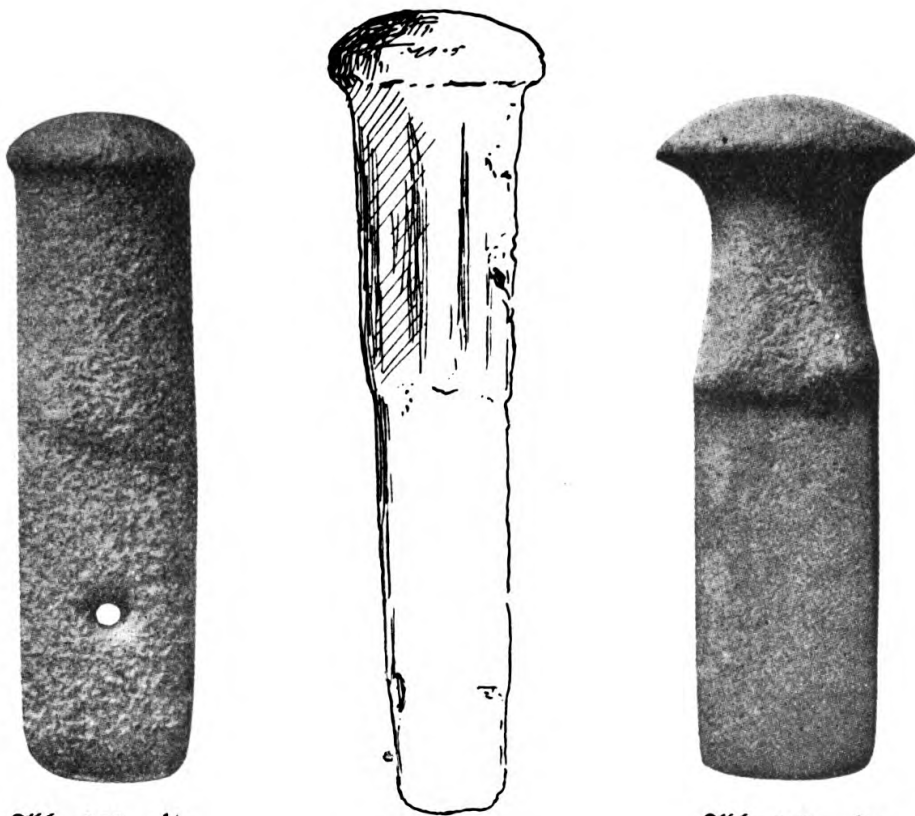


Abb. 270. $\frac{1}{2}$
Dänemark.

Abb. 271. $\frac{1}{2}$
Kr. Hadersleben,
Museum Kiel.

Abb. 272. $\frac{1}{2}$
Ringsted, Jütland.

ostwärts zu den dänischen Inseln nur die allerspätsten Formen gelangt sind, wie sie Abb. 273—276 veranschaulichen. Drei Stücke sind sogar nach der Südwestküste Schwedens in die Provinzen Halland (2) und Bohuslän (1) hinübergeführt worden.

Im vorigen Jahrhundert, als noch wenige solcher Keulenköpfe bekannt waren, sah man sie, verführt durch die griffartige Gestalt des Blattes, besonders der späten Stücke, als „Meißel mit Handhabe“ oder „meißelförmige Geräte“ an, dann als „Dolche oder Beile mit breiter, stumpfer Schneide“. Erst, als ein größere Anzahl Stücke ge-

funden worden war, erkannte man, daß die stumpfe Schneide tatsächlich ein Zapfen zur Einfügung in einen Schaft und der angebliche „Griff“ tatsächlich ein Keulenkopf war.

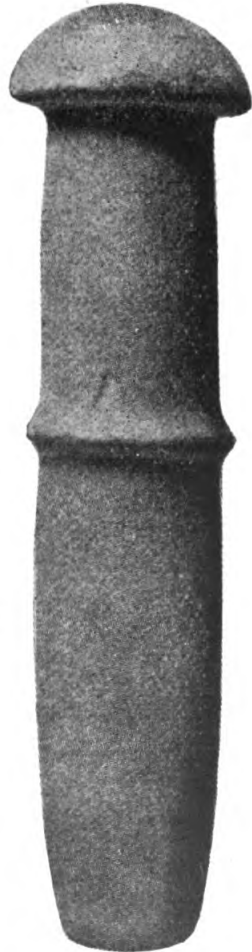


Abb. 273. $\frac{1}{2}$
Jütland.



Abb. 274. $\frac{1}{2}$
Odense, Fünen.

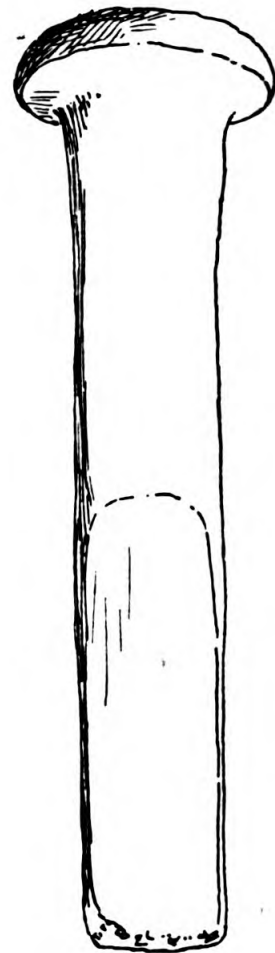


Abb. 275. $\frac{1}{2}$
Minteborg,
Ksp. Hörup, Alsen
Privatbesitz.

Und doch besteht ein auffälliger Zusammenhang der schönen späteren Form, deren Blatt in einen halbkugeligen Knopf ausläuft (Abb. 273—276), mit einer im Neckenteil außerordentlich ähnlichen Streitartform, die erst in der Mitte der Periode der indogermanischen

Ganggräber auftaucht (Abb. 277) und nach ihrer ursprünglichen Gestalt am besten „sechskantige“ Streitart genannt wird. Der Unterschied zwischen jenen Keulenköpfen und diesen Streitärten aus



Abb. 276. $\frac{1}{2}$
Rjærstrup, Rsp. Hoptrup
Kr. Hadersleben.



Abb. 277. $\frac{1}{2}$
Elsmark, Alsen,
Kr. Sonderburg.

felsgestein besteht hauptsächlich darin, daß letztere in der Mitte ihres Körpers ein eingebohrtes rundes Schaftloch besitzen, daß ferner nach Art der Streitärte stark vertiefte Flächen dieses Schaftloch umgeben, wie man an den dunkel geschummerten Stellen der Aufsicht und an der Gestalt des mittleren Querschnitts in Abb. 279 und noch besser

in Abb. 278 erkennen kann, und drittens darin, daß der Schneidenteil stark ausladend gestaltet ist. Der bei den sechskantigen Streitärten von vornherein auftretende Knopf kann aber nur einem Einfluß der spä-

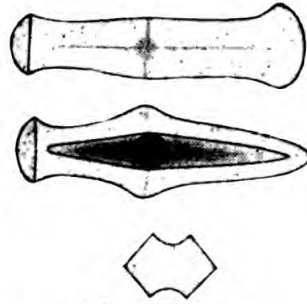


Abb. 278. $\frac{1}{6}$
Kronborg, Seeland.

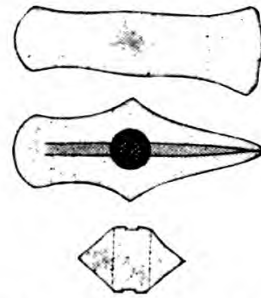


Abb. 279. $\frac{1}{6}$ Jütland.

(Abb. 278, 279 nach Åberg).

ten, mit Endknopf versehenen Keulenköpfe seinen Ursprung verdanken, weil er bei den Keulenköpfen allmählich sich ausgebildet hat, bei den Streitärten dagegen sofort fertig erscheint. Umgekehrt erkennt man an einigen Keulenköpfen rücklaufende Einwirkungen der Streitartform. So wenn mehrere Keulenköpfe an den Seiten statt des Querabsatzes je eine vorspringende kegelförmige Spitze aufweisen. Oder wenn bei ihnen am Ende des Zapfens die breit ausgeschwungene Schneide der Streitärte erscheint, die bei den Keulenköpfen nur Schönheitsform ist, da ja das Zapfenende den Nacken des Keulenkopfes darstellt. Ja, es kommen sogar Zwitterformen vor, wie bei einem Stück aus Hadersleben, das zwar einen Zapfen besitzt, gleichzeitig aber auch ein Streitartschastloch. Auf die sechskantigen Streitärte werden wir später nochmals zurückkommen (S. 238).

Daß auf die Steinkeulenköpfe Jütlands und Schleswigs hier ausführlicher eingegangen worden ist, hat seinen Grund auch darin, daß die deutsche Forschung von ihnen bisher noch gar keine Kenntnis genommen hat, und daß selbst die neuere schwedische Forschung, der wir so ausgezeichnete Aufklärung über die Streitärte aus Felsgestein Nord- und Mitteleuropas verdanken, nichtachtend vorbeigegangen ist an dem Zusammenhang der sechskantigen Streitärte mit den jütländischen Keulenköpfen. Daß die älteren und mittleren Keulenköpfe

gleichzeitig sind mit der indogermanischen Dolmenzeit und mit der Periode des dünnackigen Feuersteinbeils, wird dadurch bewiesen, daß sie mehrfach mit solchen Beilen und zweimal in finno-indogermanischen Gräbern mit den kennzeichnenden drei Tongefäßarten der Dolmenzeit zusammen gefunden worden sind.

Die Gräber der Finno-Indogermanen.

Diese Gräber waren Einzelgräber in niedrigen Erdhügeln, und ein solcher Grabgebrauch ist neben dem Besitz des Keulenkopfes aus Felsgestein der zweite selbständige Zug altüberlieferter Dobbertiner Volkssitte, an dem die westjütländischen Finno-Indogermanen in der Dolmenzeit festhielten trotz allem sonst so überstarken Einfluß der benachbarten ostjütländischen Indogermanen. Denn ausschließlich die Indogermanen bauten ja, wie wir oben gesehen haben, große Steingräber, die Familiengräber waren, in der Zeit der Ganggräber geradezu Massengräber (vgl. Abb. 164—167).

Indes schon in der folgenden großen Periode, die auf indogermanischem Boden durch die Ganggräber zeitlich bestimmt wird, machen die Finno-Indogermanen sich von dem indogermanischen Einfluß wieder völlig frei und entwickeln eine ganz selbständige Kultur, in Jütland wie in Ostschweden. Eine Karte Scandinaviens und des angrenzenden norddeutschen Küstenstriches zur Zeit der indogermanischen Ganggräber (Abb. 280) läßt drei Kulturen und somit drei Völker erkennen. Die einfache Schrägstrichelung bedeutet die Verbreitung der reinen Dobbertiner oder Dorfinnen mit ihrer arktischen Jäger- und Fischerkultur in Norwegen, Nordschweden, Finnland und Baltenland. Die Schrägstrichelung mit zwischen gesetzten schrägen Punktreihen bedeutet die indogermanisch beeinflussten Dobbertiner, also die Finno-Indogermanen, im südlichen Ostschweden, Mittelschweden und zu beiden Seiten des Christiania-Meerbusens; ebenso im mittleren und westlichen Teil der jütischen Halbinsel. Endlich die senkrechten Linien bedeuten die Megalith-Indogermanen.

Betrachten wir daher die Hauptzüge dieser neuen finno-indogermanischen Kultur. Abb. 281 zeigt die Art der finno-indogermanischen Bestattungsweise zur Zeit der indogermanischen Ganggräber.



Abb. 280. Verbreitung der drei Kulturen der Ganggräberzeit in Skandinavien und im norddeutschen Küstengebiet.

- |||| = Megalith-Indogermanen.
- //// = Vorfinnische Dobbertiner arktische Bevölkerung.
- ////|| = Finno-Indogermanen auf der jütischen Halbinsel und in Südostschweden.

Es sind mit Steinpackung und darin befindlichem viereckigen Holzplanfenbau umgebene manneslange Einzelgräber in ganz niedrigen, ein bis höchstens zwei Meter hohen Erdhügeln. Die Ske-

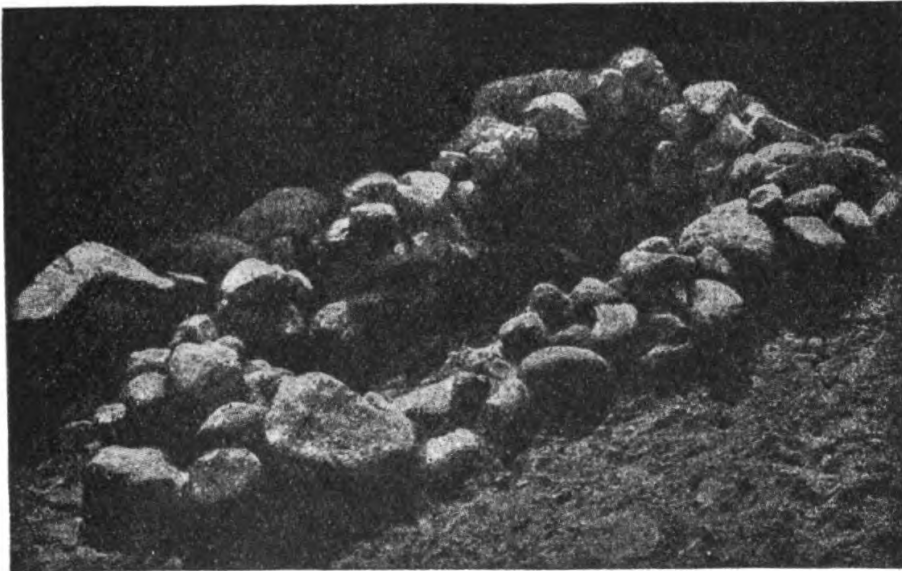


Abb. 281. Einzelerdgrab unter Hügel finno-indogermanischer Kultur. Skarrild, Kr. Hammerum, Amt Ringkjöbing, Westjütland (nach S. Müller).

lette der Einzelgräber konnten so gut wie nie gerettet werden, da sie fast durchweg bis auf geringe Spuren vergangen sind, so daß eine anthropologische Beurteilung der durch sie dargestellten Bevölkerung leider nicht möglich ist. Ganz ausnahmsweise ist die Leiche verbrannt worden und der Leichenbrand in dem beigegebenen Tonbecher geborgen worden, wie es bei einer Anzahl von Gräbern in Hectathen bei Hamburg der Fall gewesen ist. Die Richtung der Gräber ist stets Ost-West, wobei der Kopf im Osten liegt. Je nachdem der Tote innerhalb dieser Hügel unter der ursprünglichen Oberfläche des gewachsenen Bodens oder auf derselben oder über derselben in mittlerer oder oberer Höhe des Hügel bestattet worden ist, kann man vier Gräberarten unterscheiden: Unter-, Boden-, Ober- und Oberstgräber. Naturgemäß erscheinen diese vier Grabschichten kaum jemals alle vereint in einem und demselben Hügel, doch läßt sich die Einordnung auch nur einer vereinzelt

Grabschicht in die ganze Reihe aus den Beobachtungen der großen Menge von Hügeln mit zwei oder drei übereinander gelagerten Grabschichten mit voller Sicherheit erschließen. Diese vier Grabarten entsprechen vier aufeinander folgenden Zeitabschnitten, deren jeder seine Besonderheiten besitzt in der Gestalt der Grabbeigaben, namentlich der Tonware und der Streitärte aus Felsgestein.

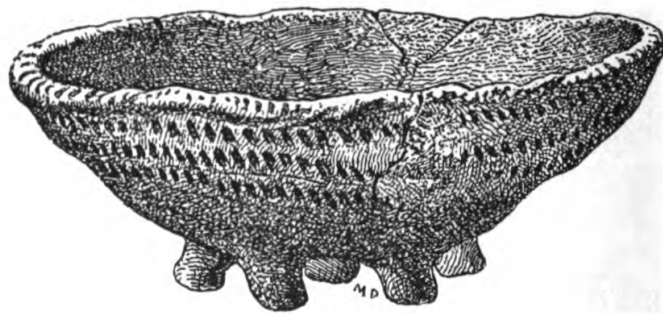
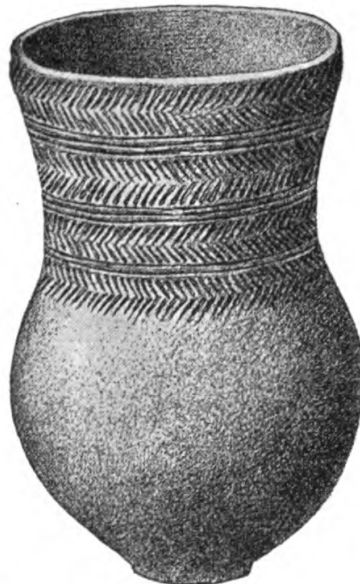


Abb. 282. $\frac{1}{8}$.

Tjörning, A. Ringfjöbing, Westjütland (nach S. Müller).

Die Einzelgräber enthalten meist einen Schnurbecher, jene in diesem Zeitabschnitt von den Finno-Indogermanen in Anlehnung an die Form des von ihnen übernommenen dolmenzeitlichen Trichterbeckers neu geschaffene Tonware. Lange Zeit wird sie ausschließlich durch Eindrücken einer gedrehten Schnur verziert, also in einer altertümlichen Technik, die zuerst am Ende der frühneolithischen Epoche, der Zeit der dänischen Muschelhaufen, auftrat und in der Dolmenzeit bereits verschwunden war. Selten kommt als weitere Grabbeigabe zu dem Becher noch eine mit Reihen schräger Striche verzierte runde Schüssel, die zur Zeit der Untergräber auf fünf Füßen ruht (Abb. 282), später, zur Zeit der Bodengräber, nur auf vieren oder ganz ohne Füße erscheint. Diese einförmige Tonware, ist gegen die gleichzeitig indogermanische gehalten von vornherein minderwertig und sie entartet sogar noch in der Folgezeit mehr und mehr. In den ältesten Gräbern, den Untergräbern, erscheint eine noch ziemlich gefällige Becherform, die am Halse anfangs nur mit dichter oder weiter gehaltenen wagerechten Schnurlinien bedeckt ist (Abb. 283), dann mit ebensolchen Schnurlinien, die aber durch wagerechte Reihen von senkrechten Komma-

Eindrücken unterbrochen werden, weiter mit wagerechten Schnittlinien statt der Schnurlinien, wiederum unterbrochen, nun aber durch Tannenzweigmuster (Abb. 284) oder Zickzackbänder (Abb. 285). In der Zeit der älteren Bodengräber verschwinden die wagerechten Linien ganz, und es bleibt nur das Tannenmuster übrig (Abb. 286).



Südwestliches Jütland

Abb. 283 (nach Stjerna).

Abb. 284. $\frac{1}{5}$. Guldager,
Kr. Skads, Amt Ripen,
(nach Madsen).

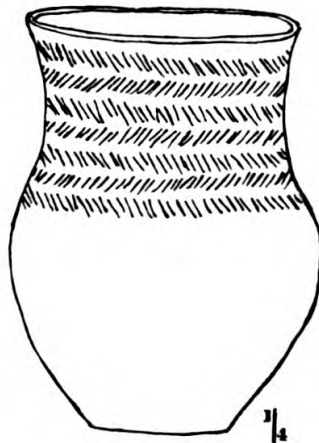


Abb. 285. $\frac{1}{3}$. Falster
(nach Worsaae).

Abb. 286. Suckow, Kr. Templin,
Uckermark, (nach v. d. Hagen).

Abb. 283—286. Frühe und mittlere jütlandische Becher.

In der Zeit der jüngeren Bodengräber verliert der Becher seinen zugespitzten Fuß und erhält einen breiten, flachen Boden. Seine nunmehr etwas schräge Wandung wird über und über mit einem Tannennmuster bedeckt, das mittels Rollstempel hergestellt wird (Abb. 287).

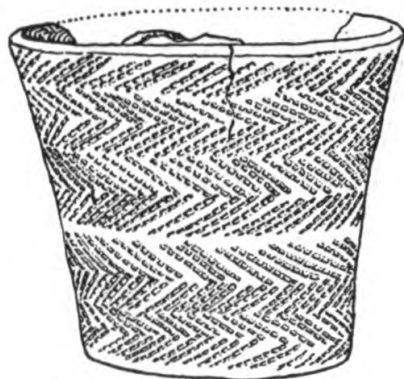


Abb. 287. $\frac{1}{3}$. Jütland
(nach S. Müller).



Abb. 288. $\frac{1}{2}$.
Slagballe bei Tyrsting, Jütland
(nach S. Müller).

Abb. 286—287. Späte jütländische Becher.

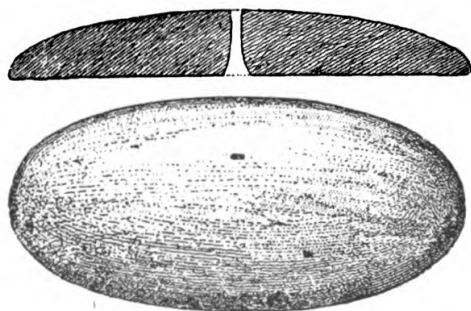


Abb. 289. $\frac{1}{2}$. Westjütland.
Bernstein-Zierscheibe: Querschnitt
und Aufsicht.



Abb. 290. $\frac{1}{2}$.
Dorbasse, Kr. Slags, Amt Ripen,
Südwestjütland. Bernstein-Fingerring.

(Abb. 289, 290 nach S. Müller).

Schließlich, zur Zeit der Obergräber, wird die Wandung ganz steil und endet oben in einen zuerst nur verdickten, bald sogar wagerecht umgelegten Rand; ihre Verzierung wird immer dünner. Die Oberstgräber entbehren bereits meist jeder Gefäßbeigabe. Die aus dieser Zeit überhaupt bekannten Gefäße sind roheste zylinderförmige Gebilde (Abb. 288), die meist schon aller Verzierung bar sind. Wir

werden am Schluß unserer Betrachtung noch eingehender auf diese Ausläufer der jütländischen Becherform zurückkommen müssen.

Außerdem bergen jene Gräber als Frauenbeigabe Bernstein-Röhrenperlen bis zu mehreren Hunderten in einem Grabe, deren Form von den gleichzeitigen megalithisch-indogermanischen Bernsteinperlen durchaus abweicht, als Männerbeigabe zuweilen ebenfalls eigenartigen Bernsteinschmuck (Abb. 289, 290) und oft noch ein schweres Arbeitsbeil aus Feuerstein, das sich von dem megalithisch-indogermanischem eleganten Feuersteinbeil bisweilen auch scharf abhebt. Denn seine Schneide hat keine rechtwinkligen Ecken, da sie nicht senkrecht, sondern schräg gerichtet ist, indem ihr unterer Teil rückwärts geschweift ist (Abb. 291).

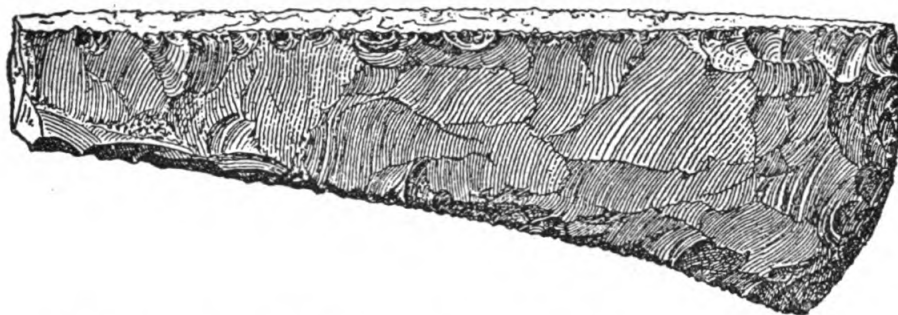


Abb. 291. Südwestjütland, feuertsteinbeil (nach Stjerna).

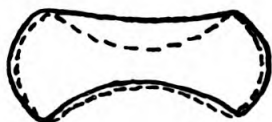


Abb. 292.

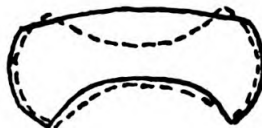


Abb. 293.

Abb. 292, 293. Jütländische Streitaxt: Ältere und jüngere Stufe: —; Doppelschneidige Art — — — in schematischer Darstellung (nach Öberg).

In dieser Schrägschneidigkeit offenbart sich klar eine Beeinflussung durch die Schneidenform der jütländischen Streitaxt aus Felsgestein, die fast in keinem Männergrabe der finno-indogermanischen Einzelgräber-Bevölkerung fehlt. Denn bei der Streitaxt wurde die Rückbiegung der Schneide sehr bald üblich, um die empfindliche untere Schneidenecke beim Hieb widerstandsfähiger zu machen (vgl. Abb. 296 ff.). Die jütländische Streitaxt aus Felsgestein hat

die weitere Besonderheit, daß sie sehr rasch die Entwicklung nimmt, ihre Oberseite und ihre Unterseite gleichmäßig abwärts zu beugen, während bei der einzigen megalithisch-indogermanischen Streitartform, der doppelschneidigen Art oder sogenannten Amazonenart, in ihren älteren besseren Arten Ober- und Unterseite vollkommen symmetrisch nach entgegengesetzten Richtungen geschwungen sind

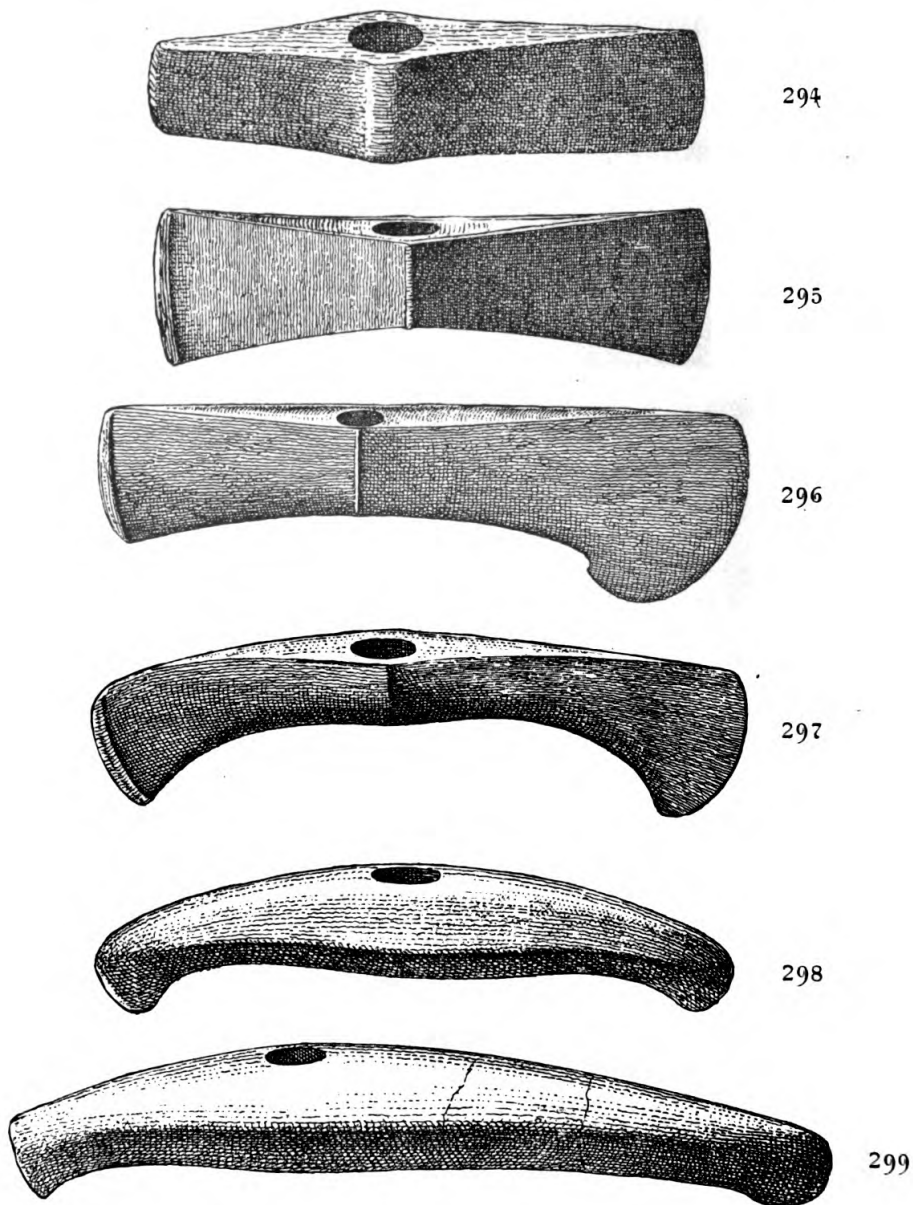


Abb. 294—299. $\frac{1}{3}$. Entwicklung der Jütländischen Streitart.

(Abb. 292, 293). Die jütländischen Streitärte bezeugen im Gegensatz zu der minderwertigen Tonware ihrer Verfertiger einen vollendeten Kunstgeschmack. Sie verbreiten sich in ihren ältesten Formen von Holstein aus auch über Nordwestdeutschland, in ihren mittleren Formen, besonders als Vorstufe zur Bootart und als Bootart selbst, von Hamburg südwärts über Nordosthannover und die Nordwestecke der Altmark bis etwa zu der Linie Braunschweig-Halberstadt-Magdeburg, in ihrer jüngsten Form, die den seitlich stark zusammengedrückten Nacken aufweist, außer in dem obengenannten Gebiete auch noch über Mecklenburg, Vorpommern, den Weststrich der Mark Brandenburg nebst der Uckermark. Ja, gewisse weiter entfernte Abwandlungen finden sich sogar über ganz Mitteleuropa und noch weiter hinaus verbreitet.



Abb. 300 a, b. Doigstedt, Kr. Sangerhausen, Prov. Sachsen.
Prov.-Museum Halle.
Streitart mit zusammengedrücktem Nacken.

Man kann nach dem Vorkommen der Streitärte in den verschieden hoch angelegten Gräbern eines Hügels, ganz wie bei den Tonbechern (S. 227), die Entwicklung der Form genau festlegen. Die ältesten Formen haben noch deutlich einwärts gewölbte Oberseite, ältere Formen wenigstens noch wagerechte Oberseite und rechteckigen Querschnitt an der Schaftlochstelle (Abb. 294—296). Solche finden sich nur in Untergräbern. Aus älteren Bodengräbern stammen Formen, wie sie Abb. 297 wiedergibt, die bereits abwärts gewölbte Oberseite zeigen, aus jüngeren Bodengräbern Formen, wie in Abb. 298, die an der Schaftlochstelle bereits linsenförmigen Querschnitt statt des rechteckigen aufweisen und den Sondernamen „Bootart“ führen wegen

ihrer einem umgekippten Boote ähnlichen Gestalt. In den Obergräbern endlich erscheinen Formen, bei denen bereits eine seitliche Zusammendrückung des Nackens beginnt (Abb. 299), die dann bald sehr stark ausgeprägt wird (Abb. 300). In den Oberstgräbern, die mit den indogermanischen Steinkistengräbern gleichzeitig sind, fehlen eigentliche Streitärte; sie leben aber zu dieser Zeit innerhalb wie besonders außerhalb der Gräber in der entarteten Gestalt einfacher, roher Arbeitsärte fort.

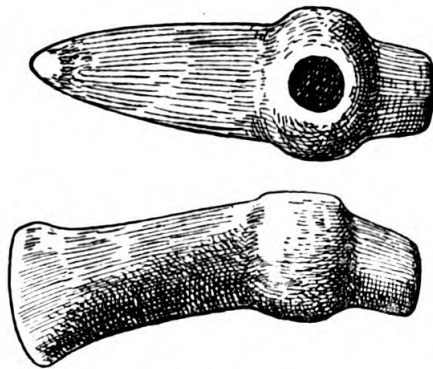


Abb. 301. $\frac{1}{3}$.
Schötmar, Lippe-Deilmold.
Nackengebogene Streitart.

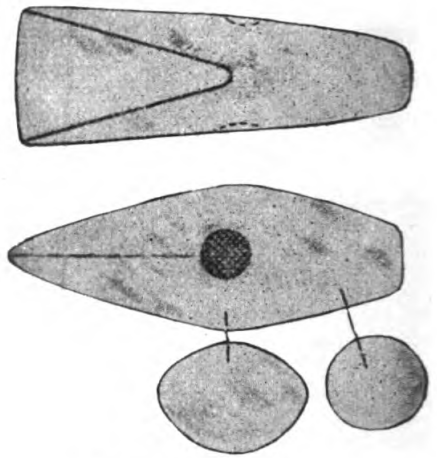


Abb. 302. $\frac{1}{3}$.
Wesentz, Kr. Merseburg
(nach Uberg). Rautenart.

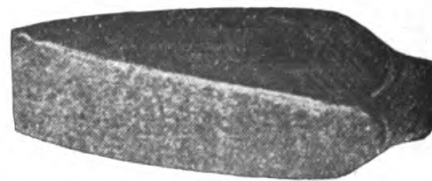


Abb. 303.
Art mit bogenförmigen Absätzen gegen den Nacken.

Nur in Nordwestdeutschland entwickelt sich die späteste Form jüt-
ländischer Streitärte zu dem neuen Typ mit abwärts ge-
bogenem Nacken, kugelförmiger Anschwellung der Schaft-
lochumgebung und Verlängerung der Schneide nach unten wie nach
oben (Abb. 301). Und aus diesem Typ entsteht zuletzt die Rauten-
art, die im Vorderteil dreieckige Flachschleifung und an allen vier
Seiten einen dachförmigen Rücken und darum einen rautenförmigen

Querschnitt, aber auch eine rautenförmige Aufsicht zeigt (Abb. 302). Dieser Rautenart steht endlich sehr nahe der allerjüngste deutsche Typ mit bogenförmigem Abschluß des eigentlichen Artkörpers gegen den Nacken, der bereits in die frühe Bronzezeit fallen dürfte (Abb. 303).

Ganz abweichender Art ist ein Typus der jütländischen Streitart, der in die Zeit des Überganges von den Untergräbern zu den Bodengräbern zuerst erscheint: er besitzt nämlich einen zylindrischen Nacken; außerdem an der Schaftlochstelle einen abgerundeten oder gar, wie die Bootärte, schon linsenförmigen Querschnitt, auch nach Art der Bootärte eine Längsleiste auf der Oberseite (Abb. 304). Während

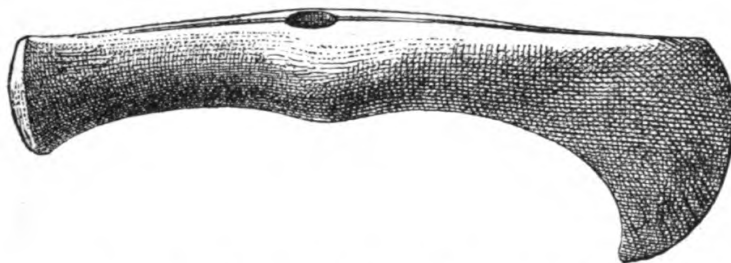


Abb. 304. $\frac{1}{3}$. Jütland (nach S. Müller).

die sonstige Verbreitung der jütländischen Streitärte in älterer Zeit auf das Gebiet zwischen Holland und Rügen eingeschränkt ist und erst in jüngerer Zeit die untere Oder etwas überschreitet, geht dieser Nebentypus mit dem zehnten, dem schnurkeramischen, Ostzuge der Indogermanen vereinzelt sogar bis nach Südrußland und bekommt dort ein breites Querband um das Schaftloch herum. Vier solcher Ärte haben sich soweit nach Südosten verloren, daß sie in Troja zum Vorschein gekommen sind, und zwar in der zweiten Ansiedlung dieser Burg, deren Zeit zwischen 2500 bis 2000 v. Chr. fällt. Ihr besonders schönes Aussehen verdanken diese südlichsten Stücke lediglich dem Umstande, daß sie als Heiligtumsärte aus Halbedelstein hergestellt worden sind: eine der Ärte ist aus *Lapis Lazuli*. Soweit hin wurde schon in der zweiten Hälfte des dritten Jahrtausends jütländischer Einfluß, wenn auch nur mittelbar, getragen. Gleichzeitig erkennen wir hieraus, daß der Beginn der jütländischen Einzelgräber spätestens um 3000 v. Chr. fallen muß.

So schön auch die alten jütländisch-schleswigholsteinischen Formen der Streitart und die mittleren des norddeutschen Nachbargebietes sind, besonders die Vorstufen der Bootart, wie die Bootart selbst, so erreichen sie doch nicht die Höhe der im s ü d o f t s c h w e d i s c h e n

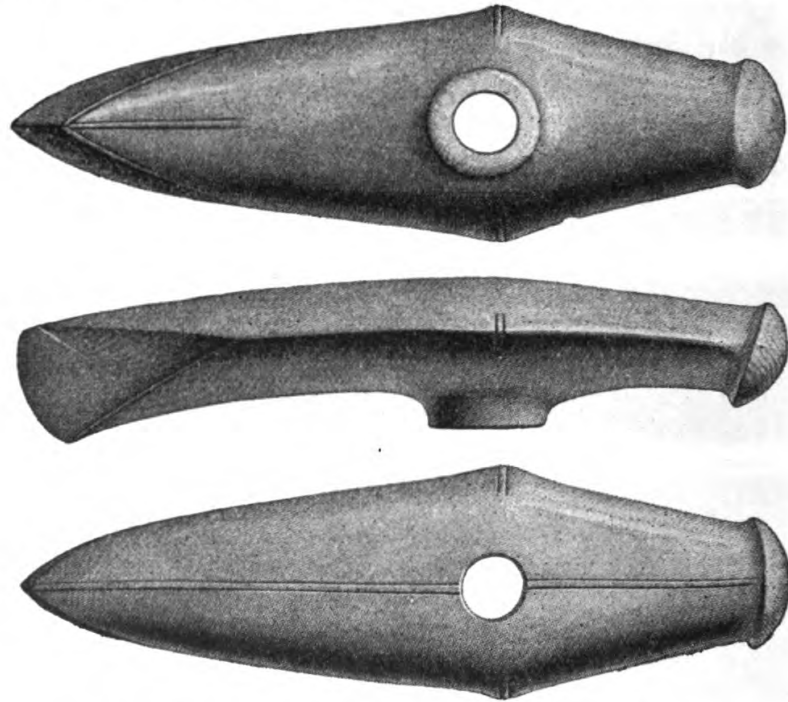


Abb. 305 a—c. $\frac{1}{3}$. Södermanland, Schweden.
 Bootart: Unter-, Seiten-, Aufsicht (nach Montelius).

sch en Gebiete der finno-indogermanischen Einzelgräber geschaffenen Abwandlungen der Bootart, die geradezu hochvollendete Kunstwerke sind und den Gipfelpunkt der gesamten Streitartschöpfungen aus Felsgestein bedeuten (Abb. 305). Kennzeichnend für die ostschwedischen Einzelgräber ist außer der Bootart der hohl-schneidige Feuersteinmeißel und die eigenartige südostschwedische Bandkeramik, deren Ziermuster mittels eines feingezähnten Stempels ausgeführt ist. Indogermanischer Einfluß zeigt sich hier nur in der Übernahme von Ackerbau und Viehzucht, Kulturfortschritten, die wir in gleicher Weise auch den jütländischen Finno-Indogermanen zuschreiben müssen.

In enger Verbindung mit der jütländischen Art, und zwar mit der in Abb. 295 dargestellten frühen Form steht eine Streitart von

eigentümlich flacher Form (Abb. 306, 307), deren Herd Ost-Mecklenburg, Nordbrandenburg und das Gebiet zwischen Elbe und Nordharz ist, und die sich dann über Thüringen nach dem unteren Main und dem oberen Rhein und von hier wieder ostwärts nach Oberbayern und Oberösterreich hin verbreitet. Ihre älteren Formen haben, wie das Vorbild der genannten jütländischen Art, noch etwas

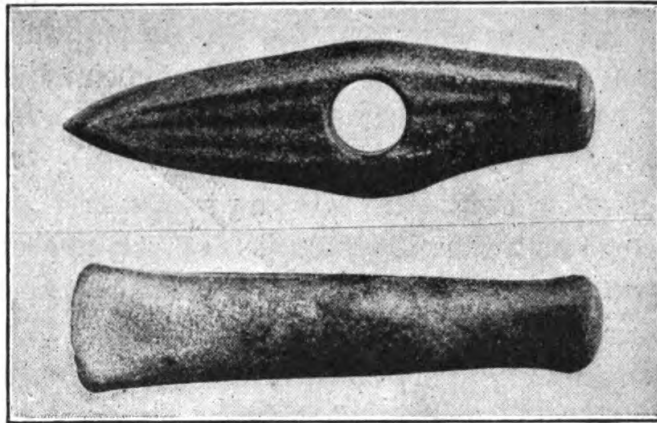


Abb. 306 a, b. $\frac{1}{3}$. Samswegen, Kr. Wolmirstedt, Prov. Sachsen.
Mus. Halle a. S.



Abb. 307. $\frac{1}{4}$. Töpliwoda, Kr. Münsterberg, Schlesien.
Abb. 306, 307. „flache“ Streitärte.

eingehöhlte Ober- und Unterseite, Vertiefungen um das Schaftloch herum und gewölbte Außenseiten. Diese Stufe fällt in die Zeit der jüngeren Bodengräber und der Vorstufen der Bootart. Später verflachen die Vertiefungen allmählich und verschwinden dann ganz, es verflachen ebenso Ober- und Unterseite; die starke Wölbung der Außenseiten dagegen geht in Brechung über, so daß ein sechseckiger Querschnitt entsteht. Damit ist eine erste Annäherung an die sechskantige Streitart (Abb. 277) erfolgt, deren Entstehen aus dem finno-indogermanischen Felsstein-Keulenkopf wir oben verfolgt haben (S. 223 f.). Weiter übernimmt die „flache“ Streitart, wie ich

sie nennen will, von der sechskantigen Streitart kräftigere Ausladung der Schneide und den eigentümlichen Nackenkopf. Das gemeinsame Vorkommen beider Streitartarten in den Pfahlbausiedlungen am Attersee östlich von Salzburg wie am Bodensee und in der oberbayerischen Siedlung Hammerau bei Reichenhall beweist ihre Gleichzeitigkeit. Im übrigen ist der Gang der Ausbreitung, die bei der „flachen“ Streitart, wie geschildert worden, von Rügen, Mecklenburg, Nordbrandenburg her, durchaus südwestlich gerichtet ist, bei der anderen Art geradezu entgegengesetzt, denn der Bereich der sechskantigen Streitart ist außer Skandinavien gerade das östliche Mitteleuropa.

Die sechskantige Streitart wandert von Jütland (Abb. 277—279) nach Schweden, wo sie in einer geradezu überwältigenden Massenhaftigkeit auftritt und oft eine leichte Knickung des Körpers an der Schaftlochstelle erhält. Hier zeigen sich auch überwiegend die älteren scharf modellierten Formen mit schmaler Schneide, Querkante an der Schaftlochstelle und kräftigen Vertiefungen um das Schaftloch. Von Schweden wandert diese Streitart nach dem ostelbischen Ostdeutschland, vereinzelt selbst nach Polen, Galizien, Podolien, weiter zahlreichst nach Böhmen, Mähren, Ober-



Abb. 308. Etwa $\frac{1}{3}$. Jordansmühl, Kr. Nimptsch, Schlesien.
Sechskantige Streitart

österreich und dann westwärts nach Oberbayern. Diese mitteleuropäischen Vertreter erweisen sich dadurch als jünger, daß sie nur noch wenig ausgeprägte Vertiefungen besitzen, wie das Stück aus Jordansmühl (Abb. 308), oder diese, wie meist, schon ganz verloren haben.

Mondseekultur und Ursprung der Griechen.

Die sechskantige und die flache Streitart sind die einzigen Abkömmlinge der jütländischen Streitart, die bis ins Alpenland eindringen. Ja, zwei Vertreter der sechskantigen Art sind sogar bis in die Lombardei gelangt. Die sechskantige Streitart ist es auch, die wir im östlichen Mitteleuropa mit bestimmten nordischen Kulturen verbunden sehen. Und zwar sind das Kulturen, die nicht finno-indogermanischen, sondern rein indogermanischen Ursprungs sind. In Polen tritt sie innerhalb der Kultur auf, die den achten Indogermanenzug kennzeichnet, also im Verein mit den jüngeren Trichterbechern und Kragenfläschchen; in den Sudetenländern innerhalb der gleichgearteten Noßwitzer („nordischen“) Kultur. In Oberösterreich wird die sechskantige Streitart durch ihr geradezu massenhaftes Erscheinen in den Pfahlbauten des Mondsees und des Attersees — man zählt dort an 74 Stück — zu einem bedeutsamen Bestandteil der sogenannten *Mondseekultur*, in der übrigens auch die ostdeutsche Abart des völlig abgeflachten Schlusstypus D der indogermanischen doppelschneidigen Art, auf die wir alsbald (S. 249) zu sprechen kommen, mehrfach auftritt. Die *Mondseekultur* wird fernerhin gekennzeichnet durch breite, jedoch kurze, meißelähnliche Grünsteinbeile, durch Kupfergeräte, wie Beile, Dolche, Angelhaken und kupfernen Spiralschmuck, namentlich aber durch eine eigenartige Tonware, deren Formen sich nur aus den nordischen Kulturen ableiten lassen. Dasselbe gilt von der Verzierungstechnik, die ausschließlich in nordischem Tiefstich, einem kräftigen Furchenstich, besteht, dessen Vertiefungen mit weißer Füllung ausgelegt sind. Dagegen sind in den Ziermustern oft stark abgeschwächte spiralkeramische Züge, die nur aus der Donaukultur stammen können, erkennbar. Die *Mondseekultur* und der durch sie vertretene Stamm haben demnach nur noch wenig mit der im Donaugebiet sonst herrschenden bandkeramischen Kultur gemein und gar nichts mit der finno-indogermanischen, tragen vielmehr überwiegend indogermanischen Charakter.

Die Gefäßformen bestehen in Henkelkrügen, jener alten megalithisch-nordischen Form, die hier allerdings nicht mehr scharfkantigen Umbruch besitzt, sondern zum rundbauchigen Henkeltopf abgeschwächt und verwaschen ist (Abb. 309—311), ferner in Amphoren mit steilem

Hals und zwei kleinen Schulterhenkeln und in Schüsseln. Die Ziermuster sind teils althergebrachte nordische Wolfszahnreihen, längsgestrichelte Dreiecke (Abb. 311), Rautenketten (Abb. 311), Schachbrett, teils neue wie Einzelquadrate, Rauten, Kreuze, geschlossene Kreise mit Punkt- oder Strahleneinfassung und mit Innenzeichnung. Donauländischer Spiralkeramik entstammen insbesondere unverbundene Spiralen als Streufiguren (Abb. 309), noch häufiger Gruppen gleichmittiger Kreise, oft mit Strahlenkranz („Sonnenfiguren“, Abb. 310), ferner bloß eingerollte Spiralschleifen, endlich ein Gemenge aus gleichmittigen Kreisen und längsgestrichelten Vierecksfiguren auf derselben Gefäßwand. Spiralschleifen und erwähntes „Gemenge“ kehren völlig übereinstimmend in dem Zierstil kupferbronzezeitlicher Tongefäße *Cyprens* wieder.



Abb. 309—311. Mondsee, Oberösterreich.

Zur Gruppe der Mondseekultur im weiteren Sinne rechnet man auch die bei Brunnndorf im *Laibacher Moor* in Krain gelegene Pfahlbaustation, die nur ein wenig jünger ist als die oberösterreichischen Pfahlbauten, zudem auch eine Reihe selbständiger Formen hervorgebracht hat. Vor allem ist die *Laibacher Tonware* wie die ihr nächst verwandte aus Wohnstätten Slawoniens, Bosniens, Südungarns und Siebenbürgens gleichartiger Kultur, viel feiner und edler als die des Mond- und Attersees. Die oft äußerst zarte Verzierung der *Laibacher Gefäße* ist von einem geradezu erstaunlichen Reichtum, so daß kein einziges von den vielen Dutzenden erhaltener Gefäße dem andern gleicht. Der entwickelte Formensinn und die Mannigfaltigkeit der Kombinationen, die hier zu Tage treten, zeugen

von der reichen Phantasie und dem feinen Geschmack ihrer Verfertiger (Abb. 312—317).



Abb. 312—317. Laibacher Moor, Krain (nach M. Much).

Hauptziermuster des Laibach-Slawonischen Stils sind stehende oder liegende Kreuze, Kreise mit Innenkreuz, Zahnräder, Einfassung ge-

Kosfinna, Urspr. d. Germ.

rader Linien mit kurzen senkrechten Strichelchen, Schachbrett, Rauten, schraffierte Dreiecke an den Rändern von Viereckfeldern. Kennzeichnend sind ferner metopenartige Gliederung der Ornamente und innerhalb der Metopen sanduhrförmig gegenübergestellte Dreieckspaare. Scharf und tief eingestochene Zahnleisten oder gezahnte Furchen führen besonders gut den allein herrschenden tiefen Furchenstich mit seiner weißen Füllung vor. Eigentümlich für Laibach ist der kreuzförmig gestaltete Boden mancher Gefäße.

Die Erinnerungen an die donauländische Spiraldécoration sind in Laibach noch mehr verblaßt, als am Mondsee. Übriggeblieben ist davon nur der geschlossene Kreis, der mit einem Kreuz oder mit Sparren gefüllt ist, und abwechselnd mit ihm der mit Rautenfiguren gefüllte Kreis.

Tauchen manche der Mondsee-Ziermuster später in Cypem wieder auf, so hat eine noch größere Reihe von Ziermustern der Laibacher Art ihr Fortleben in mykenischer Vasenmalerei. Besonders schlagend sind folgende sechs Übereinstimmungen:

Teilung breiter Zonen in Felder durch dünnere senkrechte Bänder (Abb. 313) — dieselbe Felderteilung mit Kreisfiguren in den Feldern — Felderteilung durch breite Strichbündel, die außen von Zahnleisten eingefast sind, mit oder ohne Kreisfiguren in den fel-



Abb. 318—320. Szarvas bei Eßeg, Slawonien (nach Hörnes).

dern (Abb. 315, 317) — Kreise mit Innenkreuz und schrägen Strichen in dessen Winkeln (Abb. 312) — Sogenannte „Sonnenfiguren“ von

Mondseeart (Abb. 310) — Viereckige Füllfiguren mit Innenkreuz (Abb. 314, 316).



Abb. 321. Diebelo Vrdo bei Sarajewo, Bosnien (nach Hörnes).

In Slawonien sind besonders die Wohnstätten von Ducedol bei Dufovar, Szarvas bei Esseg (Abb. 318—320) und Varadberg bei Erdöd, die Einschlägiges geliefert haben; in Bosnien die umwallte Anhöhe von Debelo Vrdo dicht bei Sarajewo (Abb. 321).

Diese südöstlichsten Ausläufer nordischer Kultur vom Ausgang der Steinzeit, die man als Zeugen für den elften Indogermanenzug bezeichnen kann, hat man mit der Urzelle des Griechenvolks in Verbindung gebracht. Für die eng anschließende Frühstufe der Bronzezeit in Griechenland ist freilich noch keine klare Anknüpfung an die Mondsee-Saibacher Kultur gefunden worden. Doch liegen Gründe vor, in den Toten der frühmykenischen Schachtgräber vom sechzehnten Jahrhundert v. Chr. bereits Vertreter einer erobernd in Griechenland bis in den Peloponnes vordringenden, anfangs noch dünnen nordischen Herrenschicht, vermutlich die ersten Achäer, zu sehen, deren Kultur zunächst noch gegen die der unterlegenen Urbevölkerung ägäischer d. h. kaukasischer Sprache keine Geltung gewinnen konnte, in jüngermykenischer Zeit aber, wie wir eben gehört haben, innerhalb des Zierstils der Tongefäße deutlich an die Oberfläche emporbrach. Neuerdings hat Emil Forrers Entzifferung der hettitischen Keilschrifttexte aus Boghazköi geschichtliche Kunde davon gebracht, daß bisher nur aus der Helden- sage bekannte vorhomerische griechische Fürsten bereits um die Mitte

des vierzehnten Jahrhunderts v. Chr. an der Westküste Kleinasiens Herrschaftsgebiete besaßen und von Hattikönigen als Großkönige anerkannt wurden (Troja wurde nach dem Zeugnis der Archäologie um 1300 herum erobert). Damit ist jeder Zweifel darüber beseitigt, daß die kulturell mit der mittel- und spätmykenischen Bevölkerung untrennbar verbundene frühmykenische Oberschicht auch schon rein griechisch gewesen sein muß.

Immerhin offenbaren sich schon in den mykenischen Schachtgräbern einige, wenn auch nur wenige, sichere Anzeichen n o r d i s c h e n E i n f l u s s e s. Dahin gehört vor allem der verschwenderische Reichtum an Bernstein, mit dem diese Gräber, wie übrigens in weit höherem Maße auch noch das etwas jüngere westpeloponnesische Kuppelgrab von Kakovatos ausgestattet worden sind. Hier stammt wohl nur der Rohstoff sicher aus dem Norden, von der altpreußischen Ostseeküste oder der jütländischen Nordseeküste, schwerlich auch die Bearbeitung. Daß aber auch Formen, namentlich Schmuckformen, zweifellos aus Mitteleuropa nach Mykenä gelangt sind, bezeugen unter den goldenen Schmucksachen des dritten Schachtgrabes die Armbänder, Schieber und besonders die „Hängespiralen“. Die Schieber, die aus einer gegossenen, dünnen, schräggekerbten Röhre bestehen, an deren beiden Enden je ein Golddraht gelötet ist, der nach rechts wie nach links zu je einer Spiralscheibe aufgewickelt ist, haben ihre offenbare Vorstufe in ähnlichem Schmuck eines der Frühperiode der Bronzezeit angehörenden Goldschatzes aus Lörup im nordwesthannoverschen Kreise Hümling. Dort finden sich zwölf solcher Schmuckstücke, deren Röhren aber noch nicht gegossen sind, sondern in einem aus Golddraht gewickelten Spirälrollchen bestehen, das nur an e i n e m E n d e in eine größere Spiralscheibe ausläuft. Die Hängespiralen haben als Ohrgehänge gedient, eine Schmucktracht, die überdies im kretisch-mykenischen Kreise nach Ausweis der kretischen und mykenischen Fresken, der Gemmen und Statuetten gänzlich unbekannt ist. Dagegen kennen wir die Vorstufen dieser Hängeschmuckform aus der frühesten Bronzezeit Siebenbürgens und Südrußlands und aus den Aunetitzer Gräbern Mährens, Böhmens und Thüringens. Vielleicht kann man hier noch auf einen ganz vereinzelt dastehenden, angeblich der Aunetitzer Frühbronzezeit zugehörigen,

Tonbecher von Nienhagen (Kreis Oschersleben) hinweisen, der einen merkwürdigen, sehr weitabstehenden, in zwei rechtwinkligen Knickungen vom Rande bis zum Boden des Gefäßes verlaufenden Henkel besitzt, wie er ganz ähnlich, doch nicht so weit herabreichend, an frühmykenischen Metallbechern des vierten Schachtgrabes, aber auch noch an den mittelmykenischen Bechern vom Daphiotypus wiederkehrt. Auch unter den Waffen verraten einige Stücke mitteleuropäischen Einfluß: so eine Bronzelanzenspitze des vierten Schachtgrabes mit einem Ring auf jeder Seite des Tüllenfußes, ferner ein Bronzedolch des sechsten Schachtgrabes, dessen breite, kurze Klinge mit ihren unsymmetrisch geformten Schneiden nebst den kegelförmigen Nietköpfen an die mittel- und norddeutschen Dolchärte frühester Bronzezeit stark anklingt, von kretisch-mykenischer Art aber ebenso stark absticht.

Die Beziehungen nach Siebenbürgen, die weiterhin von hier nach Troja und dem Kaukasus weisen, haben auch zu der Vermutung geführt, daß die mykenischen Fürstengräber zwar einem nordisch-indogermanischen Stamme, aber nicht dem urgriechischen, sondern dem urthrakischen Volke entstammen sollen.

Nun ist es öfter zu beobachten, daß in der ersten Zeit nach der Auswanderung eines Volksteiles in fremdes Kulturgebiet Rückströmungen kultureller Art aus der neuen in die alte Heimat jenes Volksteiles sich einstellen. Wie ich das für Oberitalien im Verhältnis zum Alpengebiet und zu ganz Mitteleuropa im Beginn der Bronzezeit habe nachweisen können, so zeigt sich zur selben Zeit ein ähnlicher, allerdings recht schwacher Rückstrom aus dem ägäischen Kulturkreis nach Mitteleuropa. Dahin gehört das vereinzelte Auftauchen „zyprischer“ Dolche in Ungarn und in der Schweiz, sowie das häufige Vorkommen „zyprischer“ Schleifennadeln im gesamten Gebiete der Aunetitzer Gräber: in Schlesien und Thüringen, wie in den Sudetenländern. Es ist indes wahrscheinlicher, daß wir bei diesen so weit nach Mitteleuropa nordwärts führenden Beziehungen frühester Bronzezeit es eher mit rückwärtigen Verbindungen der schon in frühester Bronzezeit Griechenland erobernden Illyrier zu tun haben, deren ganz nahe Verwandte ja in dem weiten Landstrich von Hinterpommern durch Ostdeutschland, die Tschechoslowakei und das östliche Österreich bis nach Bosnien saßen.

Unzweifelhafte Fingerzeige über den Ursitz der Griechen in Nordgriechenland gibt die Religionsgeschichte. Sie läßt uns erkennen, daß die Griechen zu einem geschlossenen Volke sich zuerst in Thessalien verdichtet haben, nachdem der griechische Stamm der Thessaler von dem an der Westküste gelegenen Epirus aus in diese Landschaft übergesiedelt war. Von Epirus her, und zwar von dem frühesten Zeusheiligtum in Dodona, das „Hella“ hieß, brachten die Thessaler den Namen „Hellenen“ nach dem thessalischen Gebiete der Phthiotis, der Heimat Achills, von wo er im siebenten Jahrhundert erst über die ganze übrige Griechenwelt sich verbreitet hat. An der Grenze Thessaliens und Makedoniens liegt der 3000 Meter hohe Olymp, einst die hehrste Kultstätte des indogermanischen Himmels-, Wetter- und Donnergottes, des olympischen Zeus, der zum heldischen Helfer und Schützer des Griechenvolkes, zu seinem eigentlichen Nationalgott wurde. Ist er doch zugleich der einzige griechische Gott, dessen Name auch sprachlich rein griechisch ist und auf die indogermanische Urzeit zurückgeht, wie die entsprechenden Namen des indischen Djaus und des lateinischen Diespiter, während alle anderen griechischen Götternamen sprachlich ungriechischen Ursprungs zu sein scheinen. Von Zeus her leiteten ihre Abstammung die thessalischen Fürsten, deren Heldentum auf Achill und Peleus zurückging und deren Urahne der Gründer des Heiligtums am Olymp war. Darum wollten bald auch alle anderen hellenischen Fürsten von Zeus abstammen. Am Fuße des Olymps wurden die neun Musen geboren; dort waren die sagenhaften vorhomerischen Sänger zu Hause: Orpheus, Eumolpos, Musaios; dort war die Urheimat griechischer Dichtung. In Verbindung mit dem olympischen Zeusdienst entstand die älteste Sängergilde, die neben den Götterhymnen die griechische Religion schuf, ebenso aber auch für den Vortrag an den thessalischen Fürstenhöfen die Heldensage, und zwar gedichtet in äolischer Mundart, was noch in der Sprache Homers deutlich durchleuchtet. So muß das Land um den Olymp als der früheste Kristallisationspunkt des geschlossenen hellenischen Volkes angesehen werden. Und als allerfrüheste griechische Schicht muß den Thessalern (wie nachweislich auch den Boiotern) eine äolische Bevölkerung vorangegangen sein, die bald teils von den eindringenden Thessalern unterworfen wurde, teils vor

ihnen nach dem nördlichsten Teile der kleinasiatischen Westküste auswich.

Die Griechen besetzten bei der Eroberung des griechischen Festlandes zunächst die östlichen, dem ägäischen Meere zugewandten Landschaften der Halbinsel. Denn in den westlichen, dem adriatischen Meere zugewandten Landschaften hatte sich schon vor dem Einbruch der Griechen, spätestens seit Beginn der Bronzezeit ein anderer indogermanischer Stamm festhaft gemacht, die Illyrier. Sie waren aus dem Nordosten Mitteleuropas längs der Ostküste der Adria über die Landschaften des Nordwestbalkan-Gebietes (Bosnien) als erste Indogermanenschicht in Griechenland eingedrungen. Nach Ausweis der zahlreichen dort erhaltenen Ortsnamen besetzten die Illyrier überwiegend die westlichen Landschaften und den gesamten Peloponnes. Sogar einige Stammesnamen der Griechen sind illyrischen Ursprungs: Boioter, Thesproter. Nachdem der Zufluß griechischer Bevölkerung nach Griechenland versiegt war, erfolgten später neue Vorstöße illyrischer Bevölkerung von Norden her in die nördlichsten griechischen Landschaften, wodurch die Bevölkerung von Epirus zur Hälfte illyrisch wurde, zur anderen Hälfte griechisch blieb. Makedonien war sogar ganz überwiegend illyrisch und besaß nur eine griechische Oberschicht, sowie ein Königshaus griechischer Abstammung.

Die doppelschneidige Streitart der Indogermanen.

Soweit mußten die Erörterungen ausgesponnen werden, zu denen uns die reiche Entwicklung der schönen Streitart der jütländischen Finno-Indogermanen mit Notwendigkeit geführt hat. Und der Stoff ist für uns noch nicht erschöpft. Denn bei Behandlung der schnurkeramischen Kultur, ihres westlichen, wie ihres östlichen Zweiges, werden wir von Neuem auf späte Ableger der jütländischen Streitart stoßen.

Höchst einfach dagegen ist das, was wir über die Leistung der reinen Indogermanen auf dem Gebiete der Streitart aus Felsgestein mitzuteilen haben. Umgekehrt als bei den Finno-Indogermanen erweisen sich die Indogermanen, im Gegensatz zu ihrer überragenden Höhe in Behandlung und Gestaltung der Tonware und der Feuersteingeräte, auf dem Gebiete der Streitarte aus Felsgestein als

erfindungsarm: sie kennen als einzige Form die d o p p e l s c h n e i -
 d i g e Art, von der schon bemerkt wurde (S. 232), daß sie die Eigen-
 heit hat, auf der Ober- und Unterseite vollkommen symmetrisch nach
 entgegengesetzten Richtungen geschwungen zu sein. Die Anfänge
 dieser Streitart fallen in den Beginn der Ganggrabzeit, also etwa um
 3000 v. Chr. Ihre örtliche Verbreitung deckt sich naturgemäß im
 großen Ganzen mit derjenigen, welche die indogermanischen Stein-
 gräber aufweisen. Sie ist anfangs zwar von recht gefälliger Gestalt, wie
 das Bild ihres Urtypus A (Abb. 322 A) zeigt, der außerhalb Skandi-
 naviens und Dänemarks nur noch im östlichen Schleswig-Holstein und
 Rügen, sowie einmal bei Berlin erscheint (Abb. 323). Sein Kenn-

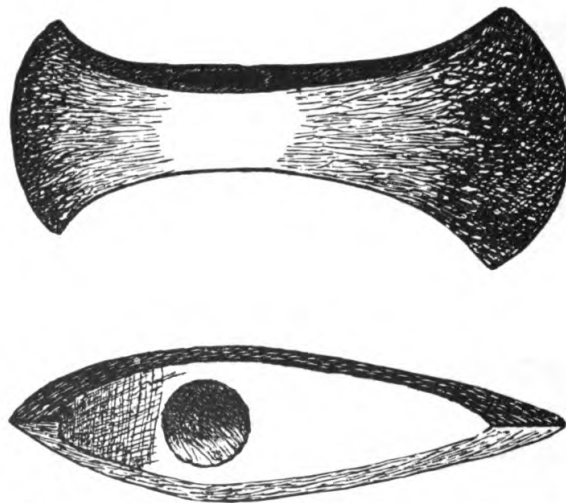


Abb. 323. $\frac{1}{3}$. Schönow bei Teltow, Berlin.
 Aus rotem Porphyr.

zeichen ist die starke und gleichmäßige Einwölbung von Ober- und
 Unterseite zum Zwecke der Erzielung eines möglichst kurzen Schaft-
 loches, das zu bohren anfangs sehr mühsam war. Diese Form ist
 aber wenig abwandlungsfähig. Ihre weitere Entwicklung vollzieht
 sich in der Richtung einer allmählichen aber ständigen Verflachung
 des Schwunges der Ober- und der Unterseite, wodurch sie nach und
 nach alle Schönheit einbüßt. Der Grund für die Verflachung ist in
 der bald eintretenden Verbesserung der Bohrtechnik zu sehen, die es
 leicht machte, auch durch eine weit dicker gebliebene Mitte der Streit-
 art ein nun längeres Schaftloch herzustellen, was den Vorteil hatte,

daß beim Gebrauch der Streitart die Gefahr eines Durchbruchs an dieser empfindlichen Stelle bedeutend verringert wurde. So entstand durch starke Verflachung des Mittelteils die Form B (Abb. 322 B), durch noch weitere Verflachung des Schneidenteils die Form C (Abb. 322 C), endlich durch stärkste Verflachung der ganzen Ober- und Unterseite die völlig flache Form D (Abb. 322 D). Schon die Form B gehört erst in die jüngere Ganggrabzeit; erst recht gilt dies von den Formen C und D.



A B C D

Abb. 322 A—D. Die vier Typen der doppelschneidigen Streitart. Bei B—D bezeichnen die punktierten Linien den Urtyp, die vollen Linien den neu entwickelten Typ.

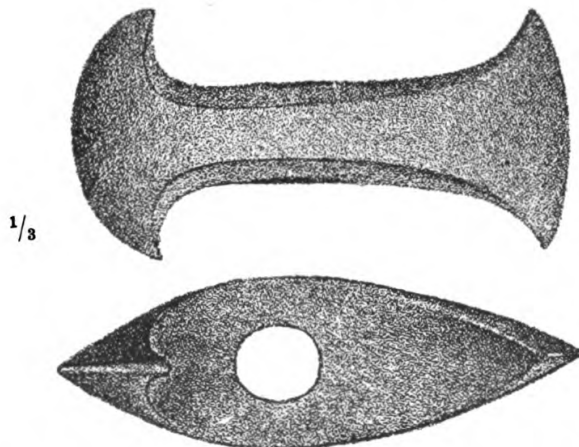


Abb. 324 a, b. Schwaneberg, Kr. Prenzlau, Uckermark (nach Schumann).

Das in Abb. 324 wiedergegebene uckermärkische Stück steht auf dem Übergang von der Urform A zur Form B und ein wenig gleichzeitig auch schon zu C hin. Bei der Form C kann man eine Gruppe mit rundem Schaftloch trennen von einer an Zahl überwiegenden Gruppe mit ovalem Schaftloch, bei der sich außerdem der Nacken in recht unschöner Weise zu einem gesondert abstehenden Kamm verdickt

(Abb. 325). Die Form dieser zweiten Gruppe von C wird aber sehr praktisch, wenn der Kamm dicht an das Schaftloch heranrückt und dieses so an der Nackenseite erheblich verlängert. Die aus der Formbetrachtung erschlossene Reihenfolge A, B, C, D muß tatsächlich auch eine zeitliche Entwicklung bedeuten, was schon dadurch bestätigt wird, daß innerhalb Norddeutschlands eine stetig starke Zunahme der Anzahl der Stücke in der gleichen Richtung von A—D sich bewegt.

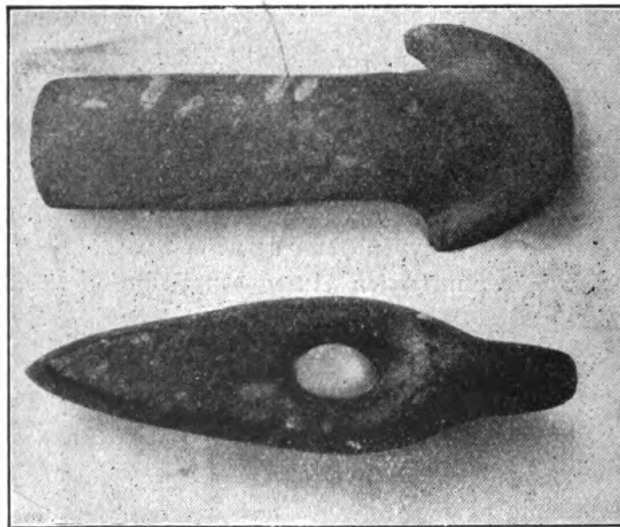


Abb. 325. $\frac{1}{3}$. Albersdorf, Kr. Süderdithmarschen.
Mus. Hamburg.

Aus der gänzlich abgeflachten Form D entwickelt sich am Schluß der Steinzeit im südsächsisch-thüringischen Gebiet ein reichverzierter Typ, auf den wir bei Behandlung der sächsisch-thüringischen Gruppe zurückkommen werden. Desgleichen entsteht in Ostdeutschland ein Sondertyp der Form D durch Ausbildung eines umlaufenden mittleren Rückens an den Außenseiten. Solche Stücke finden sich in Ost- und Westpreußen, Posen, Schlesien, Böhmen und auch in den schon erwähnten oberösterreichischen Pfahlbauten des Mond- und Attersee (S. 238 f.).

Damit erschöpft sich die Leistung der reinen Indogermanen auf dem Gebiete der Streitart aus reinem Felsgestein.

**Der siebente, dreizehnte und vierzehnte Indogermanenzug:
die sächsisch-thüringische Gruppe des schnurkeramischen Stils.**

Es bleibt uns noch übrig, diejenigen beiden Kulturgruppen zu schildern, bei deren Schöpfung außer den reinen Indogermanen auch die Finno-Indogermanen in nennenswerter Weise beteiligt sind. Das sind die beiden **schnurkeramischen Gruppen**, sowohl die westliche, die ich **Elb-Saale-** oder **sächsisch-thüringische schnurkeramische Stilgruppe** nenne, als auch die östliche, die ich die **Odergruppe** nenne. Das wichtigste Kennzeichen ist hier wieder die **Tonware**.

Bei der **Elb-Saale-Gruppe**, die ich oben (S. 201) schon kurz als Ergebnis des **siebenten Indogermanenzuges** hingestellt habe, kann man drei Zeitstufen unterscheiden, die **Vorstufe**, die **Höchststufe** und die **Entartungsstufe**.

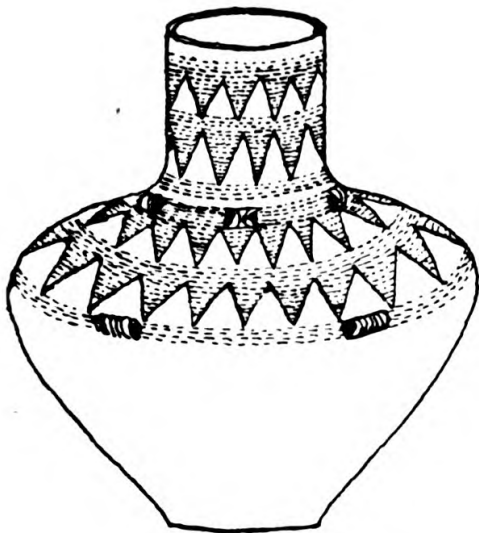


Abb. 326. $\frac{1}{6}$.
Ibersdorf, Kr. Röthen,
Anhalt.



Abb. 327. $\frac{1}{3}$.
Roßla, Kr. Sangerhausen,
Pr. Sachsen (nach Koßinna).

Für die **Vorstufe** bezeichnend sind zwei Gefäßarten: die mit **scharf absetzendem, steil hochsteigendem Halse** ausgestattete **Amphore** (Abb. 326) und die **Deckeldose** (Abb. 327). Unter den Mustern herrscht das **breite Winkelband**, ausgeführt in der **Technik des Furchenstichs**; die **Technik des Schnureindrucks** fehlt noch. Man

könnte vermuten, daß die steilhalsige Amphore sich aus der Amphore des älteren Walternienburger Stils (Abb. 221, 222) durch Rundung des Bauchknicks entwickelt habe, zumal auch Zahl und Verteilung der Henkel — vier an der Bauchmitte, vier oder acht am Halsansatz — öfters übereinstimmt. Da indessen das für die Vorstufe der Schnurkeramik kennzeichnende Winkelbandmuster in den Kulturen des Saale-Gebietes erst zur Zeit des jüngeren Walternienburger Stils stärker auftritt, wird man eher an einen Ursprung aus der mit der Vorstufe der Schnurkeramik gleichzeitigen vierhenkeligen Amphore des „Noßwitzer Stils“ denken (ähnlich wie Abb. 251).

Während die eben beschriebene Vorstufe verhältnismäßig selten auftritt, ist die Masse der Grabfunde der Hochstufe wie der Entartungsstufe der schnurkeramischen Kultur überwältigend. In der Hochstufe mischt sich dem bisherigen, ausschließlich indogermanischen Charakter dieser Kultur ein starker finno-indogermanischer Einfluß bei. Dieser zeigt sich nach fünf Seiten hin.

Es dringt der Becher der jütländisch-schleswigholsteinischen Untergräber (Abb. 283) die Elbe aufwärts ins obere Elb- und ins Saalegebiet und wird hier neben der Amphore ein Hauptbestandteil der schnurkeramischen Hochstufe (Abb. 328).

Zweitens erscheint damit die bis dahin ausschließlich in der finno-indogermanischen Kultur Jütlands bekannte Schnurverzierung der Tongefäße im Elb- und Saalegebiet; gelangt übrigens ebenso nach Ostdeutschland, von wo sie sich allmählich über ganz Osteuropa, auch zu nicht indogermanischen Stämmen, hin verbreitet.

Drittens zeigt sich der jütländische Einfluß in der Übernahme der Kreisrunden, auf vier bis fünf Stabfüßen ruhenden Tonschale (vgl. oben Abb. 282).

Viertens ist hier aufzuführen die Schöpfung einer Streitart, der „vielkantigen“, früher „fazettierte“ genannten, deren früheste Art sich auf den ersten Blick als Ableger der jütländischen Streitart fundgibt.

Endlich kann man auch, wie das schon anderwärts geschehen ist, darauf hinweisen, daß sich bei der Verzierungsweise des schnurkeramischen Stils in besonders auffälliger Weise eine Mischung der

Zierrmuster der beiden an ihr beteiligten Stile geltend macht. Das ist die überwiegend senkrechte Linien-Richtung des nordischen Megalithstils und die wagerechte Linien-Richtung des jütländischen Becherstils, der eine senkrechte Verzierung kaum mehr kennt.



Abb. 328. $\frac{1}{2}$.
 Volkstedt, Mansfelder Seekreis, Pr. Sachsen.

Die eben erwähnte vielkantige Streitart ist zwar aus einem weichen Schiefergestein hergestellt, hat aber trotzdem eine äußerst geringe Wandlungsfähigkeit. Die ältesten, schönsten Stücke haben noch eine stark geschwungene Schneide und meist einen runden Nacken, falls nicht, wie bei Abb. 329, die eine spätere Stufe

dieser Streitart wiedergibt, auch der Naßen vielkantig gestaltet ist. Sie scheinen daher von dem Nebentyp jütländischer Streitärte mit zylindrischem Naßen (Abb. 304) abzustammen. Vorbereitet war

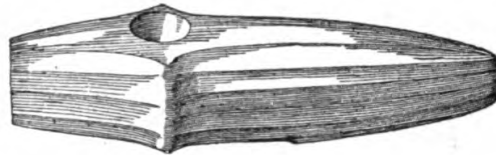


Abb. 329. $\frac{1}{3}$.
Hohenleipisch, Kr. Liebenwerda,
Pr. Sachsen.

die Verbindung der Kulturen der jütländisch-schleswig-holsteinischen Einzelgräber mit dem Harzgebiet bereits durch die starke südwärts gerichtete Strömung der Vorstufen der jütländischen Bootart wie der eigentlichen Bootart aus der Zeit der älteren und jüngeren jütländischen Bodengräber (Abb. 297, 298) von Holstein über die Elbe nach Nordosthannover und Altmark bis in das Gebiet zwischen Braunschweig-Halberstadt und Magdeburg, wie es die Karte Abb. 330 veranschaulicht. Man erkennt dort aus dem Umfang der Schraffierungsstelle, welche die hauptsächlichste Verbreitung der vielkantigen Streitart anzeigt, ungefähr auch den Umfang des Hauptgebiets des Elb-Saale-schnurkeramischen Stammes. Der etwas zu enge Umfang der Karte gestattete nicht, das Fundgebiet in Rheinhessen und Unterfranken einzuzeichnen; ebensowenig das in Mähren, wohin diese Kultur ebenfalls, wenn auch spärlicher, vordringt.

Indes zu der aus jütländischem Einfluß stammenden sächsisch-thüringischen vielkantigen Streitart gesellt sich auch ein indogermanischer Nebenbuhler, die sächsisch-thüringische A b a r t der Schlußstufe D der doppel-schneidenden Streitart (vgl. oben S. 249 und Abb. 330). Auch sie ist, im Gegensatz zu allen norddeutschen und skandinavischen Streitärten, aber in Übereinstimmung mit der vielkantigen Streitart, aus einem weicheren Schiefergestein hergestellt, also schon deswegen einheimisch sächsisches Erzeugnis. Diese stets sehr sauber gearbeitete Art zeichnet sich dadurch aus, daß an den Außenseiten eine Anzahl paralleler Längsfurchen laufen, bisweilen

außerdem noch durch sehr reiche Verzierung der Ober- und Unterseite mit eingeritzten Kreisen, Fischgrätenmuster, gefüllten Spitzbögen, Dachlinien und anderen Strichgruppen. Es kann sich hier nur um Prunkwaffen, Würdeabzeichen oder Heiligtumsgeräte handeln, ähnlich wie wir es bei den trojanischen Arten jütländischen Urprägung gesehen haben (S. 235). Ihre Anzahl und auch ihr Verbreitungsgebiet kann demnach kein großes sein. Sie zeigen sich hauptsächlich in der Gegend um den Harz und im mittleren und südlichen Teil der Provinz Sachsen mit vereinzelt Ablegern in Sachsen-Weimar und in Böhmen.

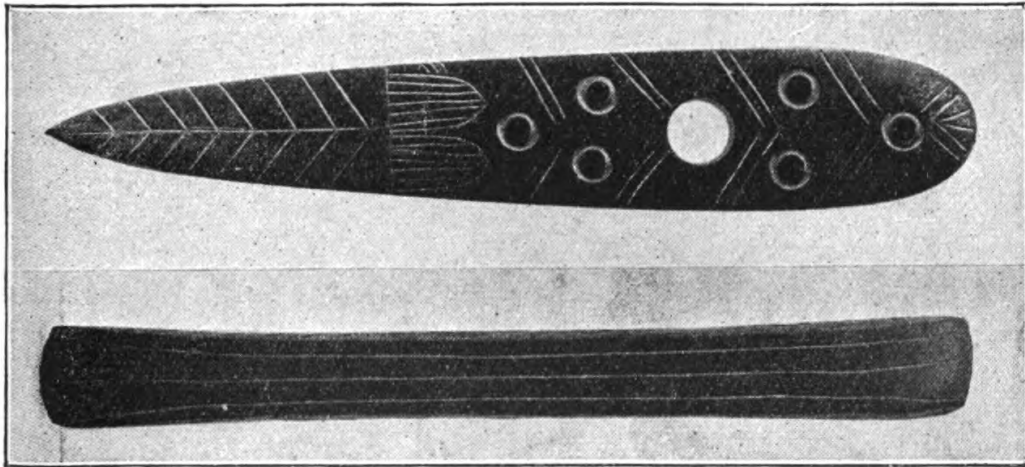


Abb. 330. $\frac{1}{3}$. Wegwitz, Kr. Merseburg. Mus. Halle.

Die Amphore, die in der Hochstufe nicht mehr durch Furchenstichlinien, sondern durch Schnurlinien verziert wird, wie der Becher, verkürzt jetzt ihren Hals erheblich und nimmt mehr und mehr Kugelform an, vielleicht unter Beeinflussung durch die Gestalt der Kugelflaschen des Saalegebiets (Abb. 242), falls diese damals schon bestanden haben.

In der Entartungsstufe werden Amphore und Becher immer kleiner, immer weniger sauber in der Arbeit, immer häßlicher in der Form, immer ärmlicher in der Verzierung. Die Amphore verengt ihren Bauch so stark, daß sie topfartig wird, der Becher verkürzt seinen Hals immer mehr und legt ihn geschweift nach außen um, so

daß der Gefäßkörper ein geschwungenes S-Profil aufweist, wie es oft auch bei der Amphore der Fall ist.

Am Ende der Steinzeit ist ein Wandel der Elb-Saale-schnurkeramischen Kultur in die frühbronzezeitliche Kultur der Aunetitzstufe, die man neuerdings angenommen hat, tatsächlich in Thüringen,

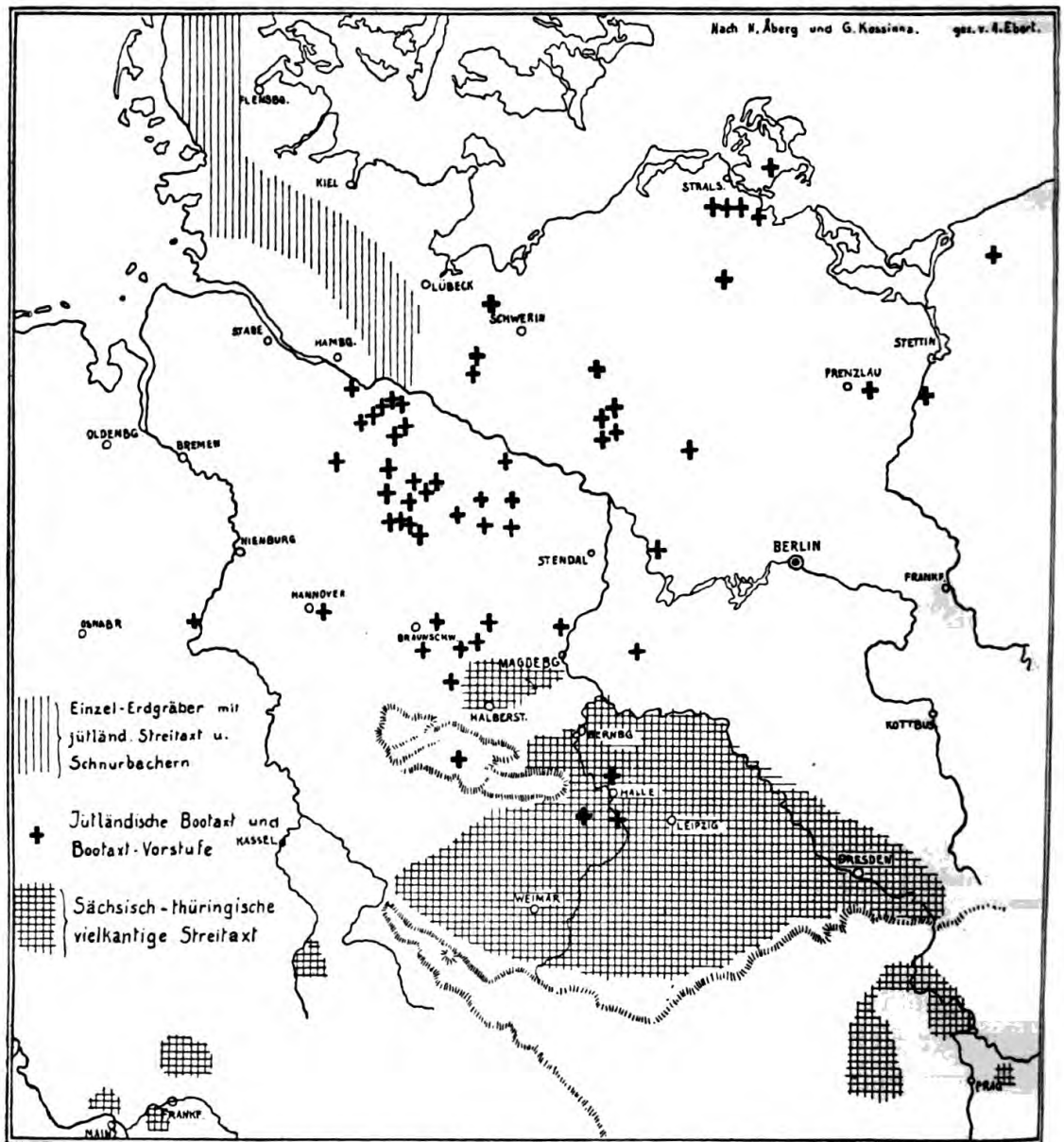


Abb. 331. Strömungen jütlandischer Kultur ins Elbe- und Saalegebiet.

Böhmen und Mähren ebensowenig zu erkennen, wie es bei der Schlußstufe des Anhalter Stils der Fall ist. Vielmehr dringt schon in einer Frühstufe der Aunetitzer Kultur, die man die Voraunetitzer Stufe nennt, die Nachkommenschaft des Oderschnurkeramischen Stammes nicht nur in Böhmen und Mähren siegreich durch, sondern erobert von hier aus auch Ostthüringen und die Südhälfte der Provinz Sachsen.

Große **Ausdehnungskraft** dagegen besitzt die schnurkeramische Stammesgruppe Thüringens nach **Westen** hin. Noch während der Periode des Höhepunktes ihrer kulturellen Entwicklung, soweit sie durch Grabfunde wiedergegeben sind — denn merkwürdigerweise sind von dieser Kultur zwar eine gewaltige Menge Gräber, durchweg Hofergräber, zu Tage gekommen, fast niemals* aber bisher eine Siedlungsstätte, woraus man voreilig und gänzlich verkehrt auf ein nomadenhaftes Hirten- und Jägerleben dieses Stammes hat schließen wollen —, noch während der Hochstufe des schnurkeramischen Stils, sage ich, sendet diese Stammesgruppe ihren **Lenz** aus nach **Südwestdeutschland** in das untere Maingebiet **Hessen-Nassaus**, **Oberhessens**, **Hessen-Starkenburgs** und **Unterfrankens**, in das anschließende **Mittelrheingebiet Nordbadens** und das **Neckargebiet Württembergs** (vgl. Karte Abb. 330).

Diese Ausbreitung kann der **dreizehnte Indogermanenzug** genannt werden. Er wählt denselben Weg, den lange vorher schon der **Rössener Stamm** gegangen war und den mehr als zwei Jahrtausende später, nämlich im letzten Jahrhundert v. Chr., die **Elbgermanen** einschlugen, den Weg, der heute durch die **Eisenbahnlinie Halle—Frankfurt a. M.** bezeichnet wird. Der Grund hierfür liegt eben in der unveränderten Beschaffenheit der **Landesnatur**, der **Oberflächengestaltung** dieser Gegend. Beispiele für **sächsisch-thüringische Amphoren** und **Becher mit Schnurverzierung** aus **südwestdeutschen Gräbern** bieten die Abb. 332—335. Ausläufer von echten **Schnurbechern** finden sich **südwärts** noch bis in die **östliche Schweiz** hinein, wo sie in **Grabhügeln** mit **Leichenbrand** erscheinen und als **„Dinelzer“** Stil bezeichnet werden. Daß **schwächere Aus-**

* Neuerdings hat man endlich zum ersten Male und zwar im **Altenburgischen Ostkreise** Siedlungen dieser Kultur festgestellt.

Koffinna, Urspr. d. Germ.

läufer der nordwürttembergischen Schnurkeramiker im südlichen Württemberg sich mit dem westlichsten Endzweig des „Jordansmühler“ Stammes verbinden, dem sie weniger neue Gefäßformen, als eine neue Verzierungstechnik vermitteln, woraus sich der sogenannte Nischbühler Stil entwickelt, haben wir schon früher gehört (S. 208). Mit dem Vorrücken des schnurkeramischen Stammes nach Südwestdeutschland ist dieses Gebiet erst endgültig für die Indogermanen gewonnen.

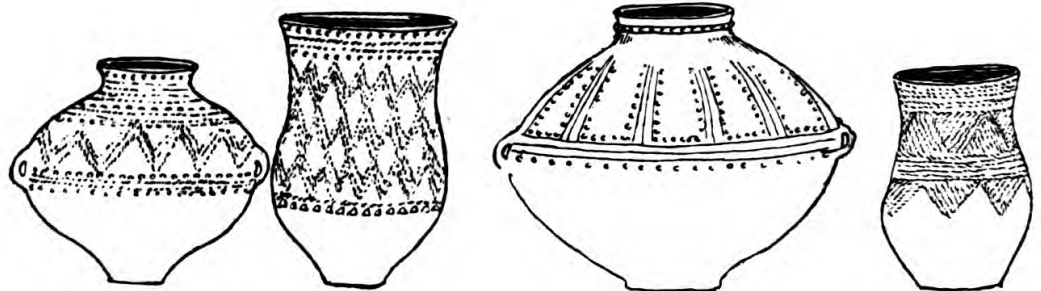


Abb. 335.
Wimpfen,
am Neckar,
Württemberg.

Abb. 334.
Helmsheim
bei Bruchsal,
Baden.

Abb. 332.
Bonames
bei Frankfurt
a. M.

Abb. 333.
Großmstadt
bei Darmstadt.

Daß die gesamte thüringische Gruppe der Schnurkeramiker mit allen ihren Abzweigungen den Grundstamm sowohl der späteren Latiner, als des gälischen (irischen) Zweiges der Kelten gebildet hat, darüber werden wir in einem späteren Abschnitt bald Genaueres hören.

Hier muß der Bildung eines ebenfalls von den Elb-Saale-Schnurkeramikern abgelösten Stammes gedacht werden, die sich am westlichen Uferstrich des Mittelrheins, besonders in Rheinheffen und der Rheinpfalz, vollzieht. Der auf das linksrheinische Gebiet übergetretene Teil der südwestdeutschen Schnurkeramiker stößt dort mit einer zu gleicher Zeit anscheinend von Spanien her über Südfrankreich eingedrungenen, ausnahmslos kurzköpfigen Bevölkerung zusammen, die durch schöne wenn auch eintönige Tonware, die sogenannten Glockenbecher, durch den Bogen als Waffe und den Besitz frühesten Metallgeräts in

Gestalt kurzer, breiter Kupferdolche sich auszeichnet. Beide Stämme mischen sich wohl, bleiben indes in der Hauptsache gesondert. Doch zeigt sich innerhalb der Schnurkeramischen Bevölkerung ein Einfluß des breiten, niedrigen, mit breit flachem Boden versehenen Glockenbeckers auf den schlanken, schmalbodigen Schnurbecher insofern, als die Bedeckung der ganzen Wandung des Glockenbeckers mit breiten wagerecht umlaufenden Bändern einheitlicher Verzierungsart, die man „Zonen“ nennt, an dem Schnurbecher nachgeahmt wird. Der Schnurbecher wird so zum „Zonenbecher“. Die Bevölkerung, deren Gräber durch den Zonenbecher gekennzeichnet werden, breitet sich von Rheinheffen über den linksrheinischen Teil Rheinpreußens bis nach niederländisch Geldern und Drente aus, um dann von hier als erste, wenn auch nicht mehr reine Indogermanen nach England überzusetzen. Die Beimischung des Stammes der Glockenbecherleute zeigt sich in England auch anthropologisch, denn häufig treten hier Kurzköpfe neben den Langköpfen auf. Sehr bald werden diese „Indogermanen“ Englands von der an Zahl weit überlegenen einheimischen, nicht indogermanischen Unterbevölkerung aufgesogen. Trotzdem kann man diese Verbreitung der Zonenbecherbevölkerung den vierzehnten Indogermanenzug nennen.

Nach Osten geht die uneingeschränkte Herrschaft der Elb-Saale-Gruppe bis in die Gegend von Bautzen und Görlitz. Nur noch ganz vereinzelt begegnen wir den sächsischen Amphoren in Schlesien, aber auch noch in Ostgalizien und sogar noch weiter ostwärts in Podolien. Im großen Ganzen aber bricht sich der Elb-Saale-Einfluß schon weit vor dem westlichen Ufergebiet der mittleren Oder, insonderheit der Breslauer Gegend, an der Herrschaft einer anderen, nur in wenigen Zügen mit ihr verwandten Kulturgruppe, der schon genannten Oder-schnurkeramischen Stilgruppe, die den zehnten Indogermanenzug darstellt.

Der zehnte Indogermanenzug: Die Oberschnurkeramische Gruppe.

Die Hauptähnlichkeit der O d e r g r u p p e mit der Elb-Saale-Gruppe besteht in der gleichen Übernahme der jütländisch-schleswig-holsteinischen Becherform und des Schnurmusters. Der Becher wandert zunächst in ein Gebiet an der unteren Oder, zu dem der an der Oder gelegene Strich Vorpommerns und der Uckermark, sowie ganz Hinterpommern und der nördliche Teil der Neumark gehören. Doch hat er hier die schlanke Urform der jütländischen Untergräber nur noch seltener bewahrt, vielmehr überwiegend schon die niedere breite Form angenommen, wie sie den „mittleren“ Bechern aus den älteren Bodengräbern eigen ist. Oft trägt er auch einen Griffzapfen oder nach Art des ostdeutschen Trichterbeckers vier Schnurösen am Halse. Dementsprechend besteht auch das Verzierungsmuster des Halses nicht mehr so oft aus dicht gestellten wagerechten Schnurlinien oder wagerechtem Tannenzweigmuster, sondern weit öfter aus Gruppen von Wagerechten, zwischen denen ein Zickzackband umläuft, sei es in Schnur-, sei es schon in Schnitt-Technik ausgeführt. Neben den wechselnden Arten des Bechers findet sich als weitere Gefäßform des genannten Gebietes nur noch die Henkeltasse, deren Verzierung mit der des Bechers übereinstimmt.

Aber es gibt in Ostdeutschland noch ein zweites Gebiet Oberschnurkeramischen Stils, das an der Weichselmündung beginnt, an diesem Strom aufwärts zieht und besonders an dessen Oberlauf in Westgalizien und an dem Nebenfluß San zahlreiche Grabfunde aufweist, endlich in dünnerer Fundortlinie über Ostgalizien, Wolhynien, Podolien bis an den Dniepr in der Kijewer Gegend sich erstreckt. Es handelt sich also im wesentlichen um dasselbe Gebiet und etwa denselben Ausbreitungsweg, den ungefähr gleichzeitig auch die Kultur- und Stammesgruppe des östlichen Kugelflaschenstils geht (S. 210). Für dieses ganze Gebiet ist neben anderen Formen (Abb. 336—339) der steilwandige mörserartige und noch mehr der ein wenig nach außen geschweifte blumentopfartige Schnurbecher (Abb. 340) bezeichnend, der in der Form völlig über-



Abb. 336—339. Żłota, Gouv. Kielce, Polen.
Amphore, Becher, Schale, Henkeltasse.



Abb. 340. $\frac{1}{3}$.
Puschwitz, Kr. Neumark,
Schlesien.

einstimmt mit den jütländischen Bechern aus den jüngeren Bodengräbern. Seine Verzierung besteht in eingedrückten Schnurlinien oder eingeschnittenem Tannenzweigmuster, während die jütländischen Becher bereits zur Nachahmung der Schnur- und Schnittlinien in Zahnstempeltechnik übergegangen sind. Aus der Verschiedenheit dieser Techniken allein aber schließen zu wollen, daß der Blumentopfbecher in Westpreußen und Polen, wo er unvermittelt auftritt, älter wäre als in Jütland, wo er Vorstufen seiner Form hat und soviel stärker verbreitet ist, wäre verfehlt.

Diese Mörser- und Blumentopfbecher erscheinen nun auch in Nordposen und im westlichen Nieder- und Mittelschlesien sehr häufig (Abb. 340) und wandern von hier nach Böhmen und spärlich auch nach Mähren. Südposen und Schlesien sondern sich aber als ein eigenes drittes Gebiet der Oderschnurkeramischen Gruppe ab, insofern hier neben den schon von der unteren Oder her bekannten Henkeltassen und S-förmig geschweiften Bechern, die oft mit Griffzapfen versehen sind, und den eben behandelten blumentopfartigen Bechern eine Anzahl neuer Tongefäßformen auftritt. Diese sind zum Teil noch in Schnurtechnik, meist aber nur noch mit leicht eingeritzten Linien verziert. Genannt seien als solche Gefäßformen:



Abb. 341. $\frac{1}{4}$.
Gniewitz, Kr. Breslau.

Schüsseln, Näpfe, am Halse eingezogene und dort mit zwei oder vier Öfen versehene rohere Töpfe und besonders am Halse reicher verzierte, schlanke, schlauchförmige oder auch doppelkegelförmige Henkelkrüge (Abb. 341). Letztere erscheinen neben anderen Formen Oderschnur-

keramischer Tonware in jüngerer, unverzierter Gestalt auch in Nordböhmen, von wo sie in einigen Fällen noch ins Saale-Gebiet weitergewandert sind, mit dem wir ja Nordböhmen auch schon in etwas früheren Stufen der späten Steinzeit durch Hinüber- und Herüberwanderungen einzelner Stämme kulturell verbunden sahen. Wir haben schon vorher gehört, daß die Oderschnurkeramische Bevölkerung hier überall die sächsisch-thüringische Bevölkerung verdrängt oder sich untertan gemacht hat.

Auffälligerweise wandert dieser hohe schlauchförmige Krug, obwohl er in Schlesien noch in der frühen Bronzezeit weiterlebt — wobei er nur seine Verzierung verliert —, nicht nach Galizien und Südrußland. Es spricht das von neuem für die schon oben geäußerte Ansicht, daß nicht nur Ost-, sondern auch Westgalizien seine schnurkeramische Bevölkerung überwiegend vom unteren Weichsellause her und nicht von Schlesien her erhalten hat. Kurz erwähnt sei noch die Merkwürdigkeit, daß die schnurverzierten Tongefäße im Kreise Stopnica des Gouvernements Kielce in Südpolen und in seiner Nachbarschaft statt der geraden oder Zickzacklinie die Schlangen- oder Wellenlinie auffallend bevorzugen (Abb. 337—339).

Nicht verwundern kann es, wenn, wie die Elb-Saale-Gruppe, so auch die Odergruppe des schnurkeramischen Stammes ihren besonderen Ableger der jütländischen Streitart herausbildet. Es ist das

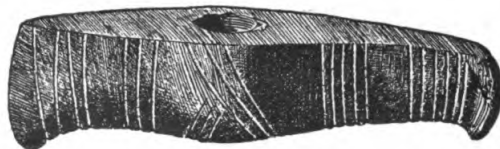


Abb. 342. $\frac{1}{3}$.

Leimerwitz. Kr. Leobschütz Oberschlesien.

die sehr gefällige Serpentinart (Abb. 342), die in der Gegend des Zobten-Gebirges in Menge hergestellt worden ist, daher „Z o b t e n = t y p u s“ genannt, und zwischen Zobten und Oder in besonders starker Zahl auftritt, aber auch in die Nachbarländer, besonders nach dem nördlichen Mähren ausgeführt worden ist. Ihre Oberseite und die schmale Nackenseite ist flach, der ganze übrige Körper aber, besonders an Schneide und Nacken, nach jütländischer Art abwärts gekrümmt.

Diese Äрте, glänzend poliert und reich mit Gruppen paralleler Furchen verziert, sind oft wahre Prachtstücke. Sie überleben das Ende der schnurkeramischen Periode, d. h. das Ende der Steinzeit überhaupt, und erscheinen unverändert noch in den Gräbern der frühesten Bronzezeit.

Nirgends auf dem ganzen Gebiete der frühesten Bronzezeitgräber, der Gräber des sogenannten Aunetitzer Stammes (S. 44), die ja von Thüringen durch Nordachsen bis nach Schlesien und von Nordböhmen bis nach dem heute wieder niederösterreichisch gewordenen Burgenlande sich erstrecken, läßt sich die enge Verbindung der schnurkeramischen mit der frühesten bronzezeitlichen Kultur so allseitig und klar feststellen, wie in Schlesien. Die frühbronzezeitlichen Metallgeräte scheiden bei dieser Betrachtung naturgemäß aus. Aber von manchen Gefäßformen, wie den schlauchartigen Henkelkrügen und den Blumentopfbechern, hörten wir schon, daß sie in dem Übergange zur frühen Bronzezeit, die man die Aunetitzer Zeit nennt, in der Form unverändert fortleben. Nur daß jetzt die vertiefte Verzierung fast vollständig fortfällt. Die Voraunetitzer Tonware, eine in Böhmen, Mähren und Ostthüringen erscheinende Art Vorstufe zur Aunetitzer, und noch entschiedener die Aunetitzer Tonware selbst will nur noch durch die schöne Form und die glänzend schwarze Farbe der Wandung wirken. Ebenso sahen wir schon, daß die Streitärte vom Jobtentypus in der frühesten Bronzezeit unverändert fortleben.

Ein Gleiches gilt von dem „gewöhnlichen“ Henkelkrug, von der Henkeltasse, den Schalen und Schüsseln, dem geschweiften Becher, insbesondere dem Zapfenbecher.

Auch in Nordböhmen können wir den geschlossenen Zusammenhang des Oderschnurkeramischen Anteils der dortigen schnurkeramischen Kultur mit der Voraunetitzer und Aunetitzer bronzezeitlichen Kultur klar erkennen, während wir ein Fortleben der in Nordböhmen ebenfalls stark vertretenen thüringisch-sächsischen Stammesgruppe der schnurkeramischen Kultur in die Bronzezeit hinein vermessen. Die meisten Oderschnurkeramischen Vorstufen der Voraunetitzer Gefäßformen sind jedoch in Nordböhmen weniger früh und weniger reich vertreten, als in Schlesien. Dagegen entwickeln sich die Voraunetitzer und die Aunetitzer Kultur selbst gerade in Nord-

böhmen reicher und zeigen eine ungemein dichte Bevölkerung, die stark genug war, auch über das Erzgebirge nach Thüringen-Sachsen erobernd vorzudringen. Denn die Aunetitzer Kultur Thüringens und Sachsens unterscheidet sich wenig von derjenigen Nordböhmens, scheint aber, wie schon oben hervorgehoben wurde, kaum einen Zusammenhang mit einer der spätesten steinzeitlichen Kulturen des thüringisch-sächsischen Gebiets zu haben, weder mit der Schlußstufe des Anhalter Stils noch mit der des Elb-Saale-schnurkeramischen Stils.

Daß aus der Oderschnurkeramischen Bevölkerung sich sowohl die Ur-Ilyrier, wie der sabellisch-umbrische Zweig der Italiker und der ihm verwandte britannische Zweig der Kelten entwickelt haben, darüber wird alsbald noch ausführlicher zu reden sein.

Anthropologie der Schnurkeramiker.

Noch ein paar Worte über die anthropologischen Verhältnisse der Elb-saalischen wie der Oderschnurkeramischen Bevölkerung.

Bei der gewaltigen Menge einschlägiger Körpergräber verfügen wir für die Elb-saalische Gruppe auch über eine ausreichende wissenschaftliche Untersuchung von Schädeln, die wiederum besonders Alfred Schliz verdankt wird. Für die oderschnurkeramische Gruppe gilt das dagegen nur in recht beschränktem Maße.

Bei der Elb-Saale-Gruppe finden sich in Thüringen wie in Böhmen zunächst eine Anzahl Schädel, die dem nordischen Megalithtypus noch ziemlich nahe stehen. Es entspricht dies den durch die materielle Kultur erwiesenen nordischen Zusammenhängen der herrschenden Bevölkerung, wenn auch diese Zusammenhänge erst durch jene schon früher im Saale-Gebiet angesiedelten und nicht mehr rein nordisch verbliebenen Stämme vermittelt werden, die nach unserer Darlegung bei dem Ursprung der Elb-Saale-Gruppe der Schnurkeramiker Pate gestanden haben: die Stämme des Walternienburger und des Noßwitzer Stils. Die große Mehrzahl der einschlägigen Schädel aus Thüringen und Böhmen und die Gesamtheit der einschlägigen Schädel

aus Süddeutschland gehört dagegen dem uns schon bekannten mittel-deutschen Typus an. Sie besitzen, wie die Zeichnung des Buttstädter Schädels (Abb. 343) erkennen läßt, einen außerordentlich großen Längen-Index, der allerdings hauptsächlich durch die große Schmalheit der Schädel hervorgerufen wird, und zeigen im Grundriß (Aufsicht) eine lange Ellipse mit runder Stirn und rundem Hinterhaupt, beide verbunden durch entweder ganz flache oder nur schwach gebauchte Seiten: also die schon öfter genannte Kokonform. In der senkrechten Mittelebene (Seitenansicht) sieht man eine in gleichmäßigem Bogen ansteigende Stirn, leicht gebogene Scheittelebene, bogigen Abfall zum kleineren, eingebogigen Hinterhaupt, so daß alle Teile in sanftem Schwung ineinander übergehen. Die Schädel sind in der Höhe überwiegend flach, sonst mittelhoch. Die Gesichter sind durchweg hoch und schmal, doch

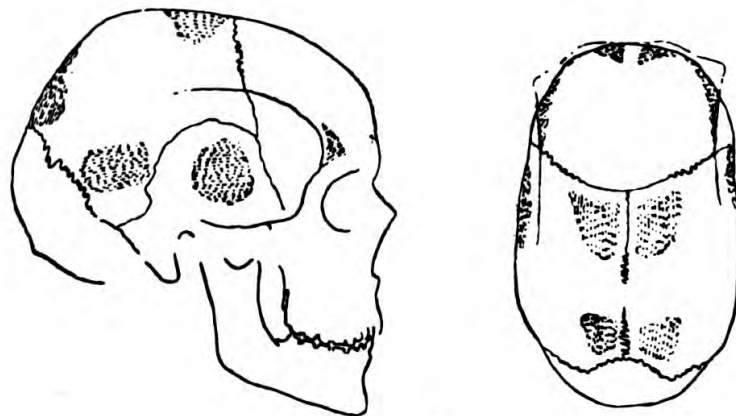


Abb. 343 a, b.

Schnurkeramiker-Schädel aus Buttstadt, Kr. Apolda, S.-Weimar.
 Längenbreiten-Index 67,37; Längenhöhen-Index 74,21;
 Gesichts-Index 96,12 (sehr lang) (nach Schliz).

die Nase nicht schmal, sondern mittelbreit bis breit. Wir erkennen in diesen langgesichtigen Langschädeln eine ziemlich starke Abweichung vom echt nordischen Megalithtyp. Nur ein ganz kleiner Teil der Schädel in Thüringen und Böhmen ist kurz und erweist damit für diesen Teil der Schnurkeramiker Mischung mit der am Ende der Steinzeit auch dort eingebrochenen kurzköpfigen, doch langgesichtigen Bevölkerung des Glockenbecherstils (oben S. 258 f.).

Ähnlich wie bei den Elb-Saale-Schnurkeramikern liegen die anthropologischen Verhältnisse bei den Oder-Schnurkeramikern, nur daß wir hier auf eine recht schmale wissenschaftliche Grundlage angewiesen sind, nämlich ausschließlich auf O. Reches Untersuchung dreier männlicher und eines weiblichen Schädels aus dem wichtigen Gräberfelde von Marschwitz in Mittelschlesien, das für diese Kulturgruppe so kennzeichnend ist und sie so erschöpfend darstellt, daß man sie geradezu als „Marschwitzer“ Stil bezeichnet hat. Bei zweien der männlichen, die Flachschädel sind, findet sich nach Schliz Kokonform, große Länge, sanfte Übergänge der Biegungsabschnitte in der Mittelebene, schmales Gesicht. Jedoch beim dritten, zwar weniger langen, indes auch lang- und schmalgesichtigen Schädel (Abb. 344) mit niederen Augenhöhlen und mittelbreiter Nase erscheint nach nordischer Art eine flache, breite Stirn mit scharfer seitlicher Umbiegung; indes sind die Seiten auch hier nur flach ausgebogen und das Hinterhaupt rund.

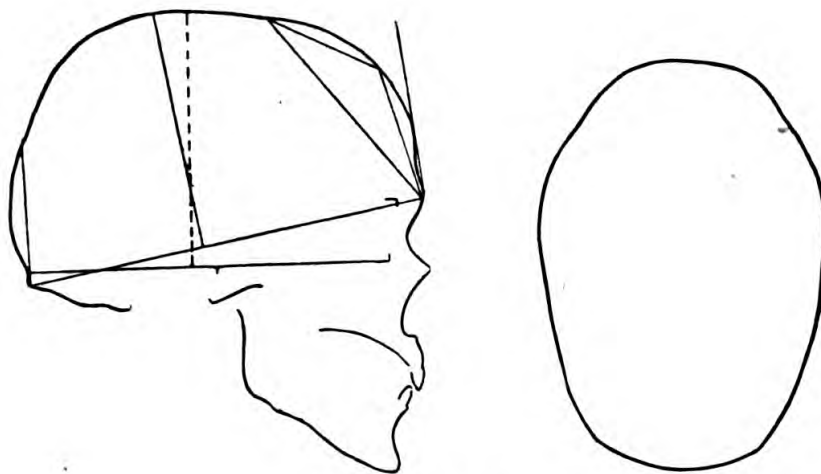


Abb. 344 a, b.

Männlicher Schnurkeramiker-Schädel 615a: 03 Nr. 14 aus Marschwitz,
Kr. Ohlau, Schlesien.

a) Durchschnitt in der Mittellänge; b) Grundriß.

Längenbreiten-Index 74,5; Längenhöhen-Index 71; Gesichts-Index 90 (lang).
Körperhöhe etwa 1,57 m (nach Schliz).

Zwei Schädel, genau wie der dritte aus Marschwitz gestaltet,
kenne ich aus schnurkeramischen Gräbern des zehnten Indogermanen-

zuges von Radzimin (Kreis Ostrog in Wolhynien), die zwar schon vor einem halben Jahrhundert in einer polnischen anthropologischen Zeitschrift veröffentlicht worden sind, doch der heutigen deutschen Wissenschaft unbekannt geblieben zu sein scheinen. Es ist das nicht so auffallend, da dasselbe Mißgeschick sogar einem der nämlichen Kultur angehörigen Schädel eines Grabes bei Morin (Kreis Hohensalza in Posen) begegnet ist, obwohl er zu derselben Zeit wie die Radziminer Schädel in leicht zugänglicher deutscher Literatur besprochen und abgebildet worden ist. Auch dieser Schädel ist ungemein lang — sein Breiten=Index beträgt 66,5 —, hat schräge und breite, nach den Seiten eckig umbiegende Stirn, gar keine seitlichen Ausbauten, gerundetes Hinterhaupt, das aber in der Seitenansicht abgesetzt und stark vorspringend erscheint. Er gehört also zu der schildförmigen Art echt nordischer Schädel.

Es zeigt sich demnach am Ausgang der Steinzeit bei der aus Norddeutschland nach Mittel- und Süddeutschland vorgerückten nordischen Bevölkerung — wie wir schon bei Schilderung der Bevölkerung des mit dem mittleren oder vielleicht erst jüngeren Abschnitt des schnurkeramischen Stils gleichzeitigen Kugelflaschenstils sahen (S. 198) — ein entschiedenes Emporkommen und sogar Siegen einer nicht mehr rein nordischen, sondern typisch mittel- und süddeutschen Art des langgesichtigen Langkopfes.

Diesem Verfall des streng nordischen Rassentypus wird dann aber zu Beginn der Bronzezeit wieder entgegengewirkt. Das lassen uns die ungemein zahlreichen Körpergräber vom Lunetitzer Stil (S. 44 f.) deutlich erkennen. Es handelt sich dabei durchweg um Flachgräber mit Höckern, die meist auf der rechten Seite liegen. Gerechtet und wissenschaftlich untersucht worden sind davon 36 Schädel, und zwar 24 aus Böhmen und Mähren, 6 aus Thüringen, 5 aus Schlesien und 1 aus dem westlichen Ungarn.

Wir erkennen in diesem Punkte das Ergebnis einer wenn auch schwächeren Beimischung der hochschädelligen Kurzkopfbevölkerung des Glockenbecherstils zu der schnurkeramischen Bevölkerung, die ja die Stammutter der Lunetitzer Leute ist. Wenn Schlesien hier eine Ausnahme macht, da seine Lunetitzer überwiegend den nordischen Flachschädel bewahrt haben, so stimmt das gut zu der archäologischen

Tatsache, daß Gräber der Glockenbecherleute zwar in Thüringen-Sachsen, Böhmen und Mähren in reichlicher Menge, in Schlessien aber nur äußerst spärlich angetroffen worden sind.

Im Gegensatz zu der Megalithbevölkerung und den mit ihr nächst verwandten Stämmen, die vorwiegend niedrige Schädel, „Flachschädel“, besitzen, zeigt sich bei den Aunetizern, ausgenommen die schlesischen, durchweg der Hochschädel oder wenigstens der Mittelhochschädel. Doch in der Grundrißform dieses stets langen Schädels, mit seiner breiten, flachgewölbten Stirn, den flachgewölbten Seiten und dem schmalen, abgerundeten Hinterhaupt, stimmt die gesamte Aunetizer Bevölkerung überein.

Die Aufsicht des Aunetizer Schädels (Abb. 345 b) läßt eine breite Ellipse, die charakteristische „Schildform“, erkennen, während sie beim schnurkeramischen Schädel wegen der seitwärts gewölbten Stirn eine schmale Ellipse bildet.

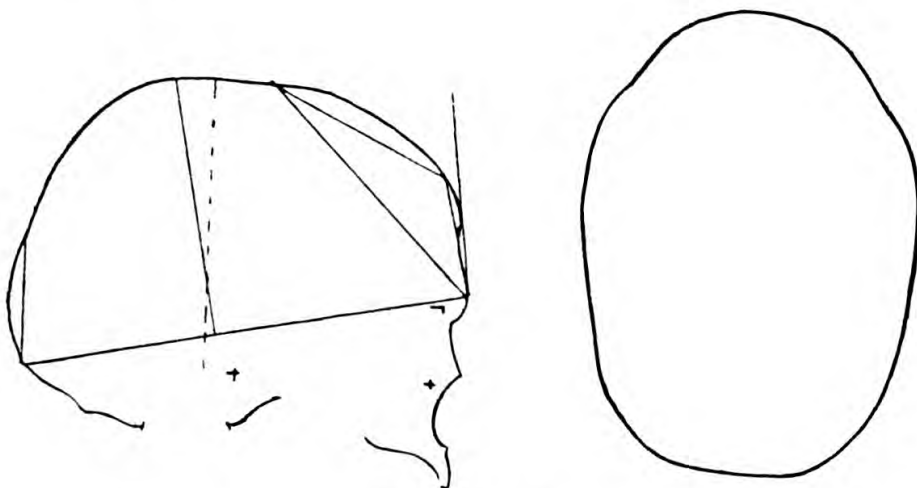


Abb. 345 a, b.

Schädel aus einem böhmischen Grabe der Aunetizer Kultur.
Seitenansicht und Aufsicht (nach Schliz).

In der Seitenansicht (Abb. 345 a) sieht man einen hohen Unterkiefer mit schmalem Kinn, niedrigen Oberkiefer mit vorspringendem Zahnbogen, vorspringende lange Nase mit eingezogener Wurzel, kräftige Überaugenbögen, gradansteigende Stirn, die in hohem Bogen zur kurzen Scheittelebene emporgewölbt ist, von der ein weiterer steilerer

Bogen zur Vorwölbung des engen Hinterhaupts abwärts führt. Die Vorderansicht zeigt breite, hohe Stirn, hohe weite Augenhöhlen, die teils auswärts abfallen (Abb. 346 c), teils wagerecht liegen (dann rechteckig), langes schmales Gesicht und lange schmale Nase, flache

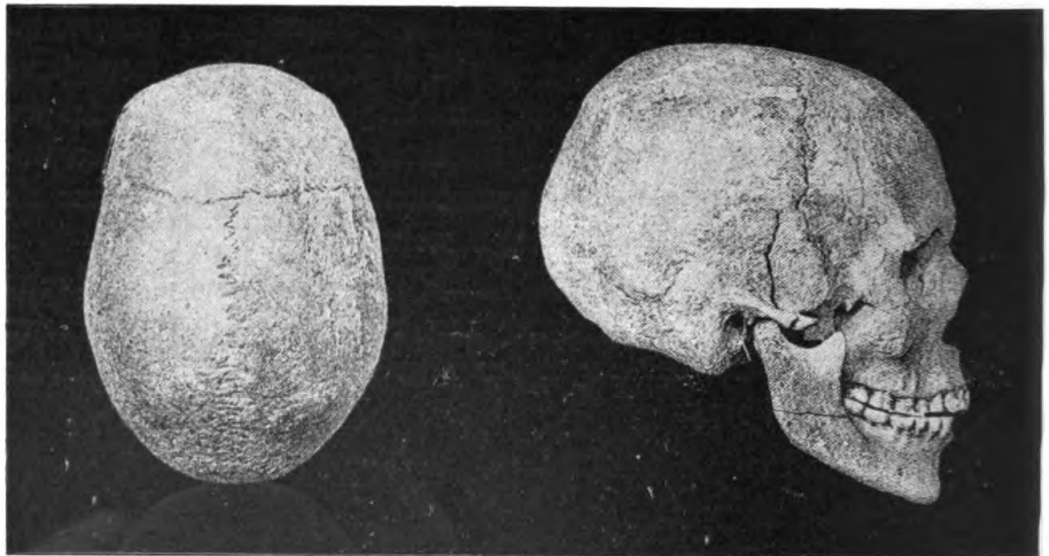


Abb. 346 a, b, c.

Unetitz'er Schädel aus Rothschloß, Kr. Nimpsch, Schlesien (nach Schliz).
Längenbreiten-Index 70; Längenhöhen-Index 74 (mittelhoch).

Wangen, niedrigen Oberkiefer und hohen schmalen Unterkiefer mit spitzem Kinn.

Der schlesische Schädel aus Rothschloß (Abb. 346) ist nicht flach, wie die Mehrzahl der schlesischen Aunetitzschädel, sondern mittelhoch.

Damit sind wir bei der Darstellung der steinzeitlichen Stammesbildungen auf Grundlage der archäologischen wie anthropologischen Tatsachen bis zu dem Zeitpunkte vorgedrungen, der für die Bildung der einzelnen indogermanischen Hauptvölker, soweit sie in Mitteleuropa vor sich geht, der letzte, entscheidende ist, nämlich der Übergang von der Stein- in die Bronzezeit und die frühe Bronzezeit selbst.

Werfen wir daher noch einen Blick auf das Bild, das die Stammesverhältnisse der beginnenden Metallzeit im Spiegel der uns beschäftigenden Fragen bieten.

Ursprung der Italiker, Kelten, Illyrier.

Während wir die frühesten, noch spätsteinzeitlichen Ursprünge der Griechen südlich der Donau von den Ostalpen her bis in den Norden der Balkanhalbinsel aufspüren konnten, haben wir die Italiker und Kelten nördlich der Donau zu suchen. Italien, insonderheit Nord- und Mittelitalien, befindet sich während der jüngeren Steinzeit, der Zeit des sogenannten Vollneolithikums Mitteleuropas, auf einer äußerst rückständigen Kulturstufe im Vergleiche zu dem hochkultivierten, dicht besiedelten Mitteleuropa und Südschweden, Gebieten, mit denen Italien damals gar keine Verbindungen hatte. Mit einem Schlage anders wird das zu Beginn der Bronzezeit. Da erhebt sich Oberitalien zu einer hohen Kulturstufe, die bald auch Mittelitalien erreicht. Italien hält nun enge Fühlung einerseits im Westen mit der Schweiz und Süddeutschland, andererseits im Osten mit dem Ostalpengebiet und dem östlichen Mittel- und Norddeutschland nebst Skandinavien. Schon vor einem Vierteljahrhundert erschloß ich aus diesen archäologischen Tatsachen den ersten Übertritt einer indogermanischen Bevölkerung, also der ersten Italiker, d. h. der Latiner, aus Mitteleuropa nach Italien zu Beginn der Bronzezeit.

Nun hat die Sprachforschung schon seit vielen Jahrzehnten den besonders engen Zusammenhang der Italiker mit den Kelten festgestellt. Aber auch mit dem Germanischen hat das Lateinische eine starke Verwandtschaft, ganz besonders im Wortschatz, während das Griechische mehr abseits von diesen drei Sprachen steht.

Die neueste Sprachforschung, vertreten durch den leider zu früh verstorbenen ausgezeichneten Kenner Alois Walde, hat die Abspaltung der Italiker und Kelten von den übrigen Zweigen der Indogermanen und den eigenartigen Zusammenschluß jedes dieser beiden Völker in zwar kühner, aber überaus scharfsinniger Weise zu ermitteln versucht.

Zwar beide Völker sind nahe verwandt, doch ist diese Verwandtschaft nicht in der einfachen, schablonenhaften Art und Weise aufzufassen, wie sie meistens die veraltete Stammbaumlehre sich vorstellte. Diese nahm an, daß eine italokeltische Urgemeinschaft sich zunächst in eine uralische und eine urkeltische Gruppe geteilt habe und dann jede von beiden Gruppen wieder in zwei kreuzweise näher miteinander verwandte Untergruppen: uralatinisch und ursabellisch auf italischer Seite, urgälisch (irisch) und urbritanisch (gallisch) auf keltischer Seite, wobei uralatinisch näher mit urgälisch, dagegen ursabellisch näher mit urbritanisch verwandt gewesen sei.

Bei einer solchen Darstellung bleiben die höchst merkwürdigen Verwandtschaftsverhältnisse der genannten Untergruppen unerklärt und unerklärlich. Die Sachlage ist hier eben weitaus verwickelter. Und zwar sind nach Walde die Spaltungen und Zusammenschlüsse hierbei in folgender Weise zu denken: Durch Ablösung von den übrigen Indogermanen Mitteleuropas entstanden sogleich zwei Sprachgruppen. In der einen waren die späteren Gälern und Latiner noch ungetrennt als einheitliches Volk enthalten: das waren die Gälolater. In der anderen ebenso die späteren Britanner und Sabeller: das waren die Britanno-Sabeller.

Die Gälolater haben als gemeinsame sprachliche Neuerungen und Besonderheiten:

1. Innerhalb des Zeitworts ein neu geschaffenes vollständiges Deponenssystem, während Britanno-Sabeller auf dem alten

Standpunkt der unpersönlich passiven Formen auf bloßes — r zurückbleiben;

2. bei Zeitwörtern auf — a, — e, — i ein neues b(bh)-Futur im Gegensatz zu anderweitigen Futur-Ausdrücken bei Britannern wie Sabellern;
3. silbebildendes n und m wird zu en, em entwickelt, während Britanner überall an, am, Sabeller wenigstens im Anlaut auch an, am daraus machen;
4. indogermanisches qw wird überall bewahrt;
5. in Fällen wie indogermanisch penqwe „fünf“ erfolgt Ungleichung zu qwenqwe, während Sabeller die Weiterentwicklung zu p—p eintreten lassen: altkymrisch pimp, oskisch-umbrisch pompe.

Ebenso haben die Britanno-Sabeller ihre eben schon angedeuteten gemeinsamen sprachlichen Besonderheiten:

1. Festhalten an der unpersönlichen Passivform — r;
2. Gebrauch des Präsens statt des Futurs oder Eintritt anderer Behelfe dafür;
3. silbebildendes n, m wird zu an, am entwickelt;
4. indogermanisch qw wird zu p verändert.

Von den Gälolatinern trennte sich später eine Gruppe ab, wanderte fort und wurde in Italien zu den nachmaligen Latinern. Es blieben sonach in Mitteleuropa zurück die beiden Stämme: 1. Gälén, 2. Britanno-Sabeller. Zweifelhaft ist es, ob diese beiden Stämme für kürzere Zeit zu einer Einheit verschmolzen: Gälol-Britanno-Sabeller. Sicher aber ist, daß von der Gruppe der Britanno-Sabeller eine Abteilung sich löste, abwanderte und in Italien zu den nachmaligen Sabellern wurde. Ebenso, daß die beiden nördlich der Alpen noch zurückgebliebenen Teilgruppen, die Gälén und die Britanner, nun zu einem einheitlichen Volke zusammenwuchsen, in dem man die Urkelten zu sehen hat.

Gemeinsame sprachliche Neuerungen der Urkelten sind:

1. Verlust des indogermanischen p (nicht zu verwechseln mit dem jüngeren aus qw neu entstandenen britanno-sabellischen p), 3. B. Erkunia (Hercynia) aus Perkunia (germanisch

Fergunia) „Eichwaldgebirge“, womit die mitteleuropäischen Kelten das deutsche Mittelgebirge vom Schwarzwald an bis zu den Sudeten, besonders aber die das böhmische Keßfelfland umrahmenden Gebirgszüge, benannten;

2. silbebildendes r, l wird zu ri, li (lateinisch wie sabellisch dagegen zu or, ol);
3. Media gw wird zu b ; diesen Wandel nimmt übrigens auch das Sabellische vor, ist darin aber vielleicht ganz selbständig;
4. Veränderlichkeit des Wortanlauts je nach der ursprünglichen Beschaffenheit des Auslauts des vorhergehenden Wortes.

Der letzte stammesgeschichtliche Vorgang ist dann die Annäherung der Latiner und Sabeller in Italien zu einer allerdings nur recht losen gemeinitalischen Gruppe, die nur aus drei gemeinsamen sprachlichen Neuerungen erschlossen werden kann:

1. silbebildendes r, l wird zu or, ol ;
2. die Ablativ-Endungen $—\bar{a}d, —\bar{i}d, —\bar{u}d$ nach dem Vorbilde von $—\bar{o}d$;
3. der Genitiv-Pluralis $—\bar{a}som$ ($—\bar{a}rum$).

Wie lassen sich nun mit dieser aus sprachlichen Tatsachen erschlossenen Stammesgeschichte die Völkerverschiebungen vereinigen, die durch die Geschieße der archäologisch festgestellten Kulturgruppen von uns ermittelt worden sind? Wir sahen, daß gegen Ende der jüngeren Steinzeit die beiden schnurkeramischen Gruppen, die Elb-Saale-Gruppe und die Oderschnurkeramische Gruppe, ganz Mittel- und Süddeutschland nebst den Sudetenländern und Teilen der Schweiz beherrschen. Wir wissen ferner, daß die ostdeutsch-österreichischen Länder während der gesamten Bronzezeit bis in ihren Anfang, d. h. bis in die frühbronzezeitliche Aunetizerperiode hinauf von dem großen Volk der Illyrier besetzt gewesen sind. Ebenso wissen wir, daß das Aunetizer Volk kulturell unmittelbar aus dem Oderschnurkeramischen Volk, die beide in der Hauptsache dasselbe Landgebiet beherrschen, sich entwickelt hat. Es wäre aber sehr gut möglich, daß in der Urzelle der Illyrier auch noch die Urzelle eines anderen Volkes enthalten gewesen ist, das sich erst im Laufe der frühen Bronzezeit

von dem gemeinsamen Ganzen abgetrennt und zu einem Sondervolk entwickelt hat. Ich meine die Britanno-Sabeller. Wir wissen ja von der illyrischen Sprache überaus wenig; wir kennen von ihr nichts als eine Anzahl Orts-, Stammes- und Personennamen. Es steht, glaube ich, von sprachlicher Seite nichts dem entgegen, daß wir jener von Walde aufgestellten Stammes-Urgruppe der Britanno-Sabeller noch die Ur-Illyrer einverleiben. Darauf komme ich gleich zurück.

Die sächsisch-thüringischen Schnurkeramiker kann man als die Gälolatiner ansehen. Dafür spräche auch die durch den Elblauf vermittelte nahe Verbindung der Latiner mit den ihnen sprachlich nahe stehenden Germanen, die am Ende der Steinzeit im norddeutschen Küstengebiet hauptsächlich zu beiden Seiten der Niederelbe ausgebreitet waren und ostwärts nicht einmal ganz bis an die untere Oder heranreichten. Ein großer Teil der Elb-Saale-Schnurkeramiker oder Gälolatiner wanderte nach Süddeutschland und der Schweiz ab. Eine Abteilung davon blieb dort wohnen: das waren die nachmaligen Gälén. Die andere Abteilung davon, die nachmaligen Latiner, wanderte weiter südwärts und kam in der frühesten Bronzezeit nach Italien, wo sie als die Pfahlbauern an den oberitalischen Seen erscheinen. Später rücken sie über den Apennin nach Mittelitalien und tauchen in geschichtlicher Zeit als die Bewohner Latiums auf.

In den Oderschnurkeramikern stecken nach meiner vorhin mitgeteilten Vermutung nicht nur die Urillyrier, sondern auch die Britanno-Sabeller. Diese große Stammesgruppe der Illyro-Britanno-Sabeller unterwirft sich in der Voraunetizer und Aunetizer Periode das Gebiet der sächsisch-thüringischen Gälolatiner, die durch die vorangegangene starke Abwanderung nach Süddeutschland in Thüringen sehr geschwächt waren. Indes erlischt die Stammesart der thüringischen Gälolatiner unter der Oberschicht der Illyro-Britanno-Sabeller nicht völlig, sondern entwickelt sich durch Verschmelzung mit einem Teile der Illyro-Britanno-Sabeller zu dem Sondervolke der Britanner. Diese Britanner verbleiben teils in Thüringen, teils splintern sie in der Aunetizperiode nach dem oberen Süddeutschland ab, wo ihre Spuren deutlich erkennbar sind. In Süddeutschland gewinnen die Britanner Fühlung mit dem dort zurückgebliebenen Teile der Gälén, und die Nachbarschaft von Britannern

und Gälern ermöglicht nun den Eintritt der urkeltischen Sprachperiode, deren wichtigstes Merkmal der Verlust des indogermanischen *p* bei allen Kelten ist. Die süddeutschen Gälern hatten mittlerweile durch Aufnahme der in Süddeutschland verbliebenen Reste der westeuropäischen Pfahlbauern und besonders der Glockenbecherleute ihre Rassen- wie ihre Kulturbeschaffenheit wesentlich geändert.

Klar erscheinen diese **U r k e l t e n** während der zweiten Periode der Bronzezeit in der eigenartigen Hügelgräber-Kultur Süddeutschlands, die sich von hier über das ganze Rheingebiet und westliche Mitteldeutschland, aber auch nach der Schweiz und dem mittleren Teile Ostfrankreichs erstreckt und in der Schwäbischen Alb ihren Siedlungskern besitzt. Während die Metallarbeiten dieser Kultur, unter denen die lange, am geschwollenen Halse durchlochte Gewandnadel mit Petschaftkopf, eine zierliche Dolchform mit Trapezoberseite, eine schlanke Randbeilart und das mittelständige Lappenbeil Hauptkennzeichen sind, in Form und Verzierung keinen besonders hoch entwickelten Erfindungsgeist und Geschmaek verraten, zeugen ihre keramischen Schöpfungen, insbesondere die durch Kerbschnitt verzierten, die wohl von der hochstehenden Keramik der Glockenbecherbevölkerung abstammen, von hervorragendem Formensinn und ebenso reicher als geschmackvoller Verzierungskunst. Überaus stark tritt außerdem die Einfuhr jütländisch-schleswig-holsteinischen Bernsteins hervor, der zu üppigem Hals- und Brustschmuck verschwenderische Anwendung findet. Die anthropologischen Merkmale entsprechen vollkommen den durch die Mischung der westischen und nordischen Kulturen, d. h. Volksstämme, hier bedingten und zu erwartenden Verhältnissen. Nach den Untersuchungen von A. Schütz finden sich hier neben ausgesprochen nordischen Megalithschädeln mindestens ebenso häufig Schädel von ausgesprochen westischem Kurzkopftypus, wie ihn die Glockenbecher-Bevölkerung an sich hat. Und diese Mischung zweier so verschiedener Rassen ist seitdem ein dauerndes anthropologisches Kennzeichen der Kelten geblieben, das wir in ähnlicher Weise bei den Grabskeletten jener kriegerischen Volksteile dieses Stammes wiederfinden, die seit dem fünften Jahrhundert als siegreiche Eroberer ganz Europa durchstürmen.

Es ist nicht Aufgabe dieses Buches, die weitere Gestaltung des Keltenvolkes und Wechsel und Ausbreitung seiner Wohnsitze zu verfolgen. Es sei nur bemerkt, daß während der Hallstattzeit Ostfrankreich in erweitertem Maße von den Kelten gewonnen wird, und daß mit Beginn der Latène-Zeit, d. h. mit dem 5. Jahrhundert v. Chr., einerseits das gesamte Mittel- und Oberrheingebiet, andererseits das Marnegebiet zu Mittelpunkten ihrer Herrschaft und Kulturblüte werden. Die bisher noch nirgends erkannte Hauptschwierigkeit einer befriedigenden archäologischen Lösung der Frage der Keltenausbreitung liegt meines Erachtens darin, daß wir die von urkeltischer Zeit an vorhandene Zweiteilung dieses Volks, das Bestehen jener beiden Sprachstämme, die zu Beginn der geschichtlichen Zeit noch so klar sich scheiden — Gälern (Iren) in Irland und Schottland, Britanner in Gallien (Frankreich) und England —, archäologisch nicht zu bestätigen oder wenigstens nicht, vielleicht noch nicht zu erkennen vermögen. Es mag dies an der heute noch ungenügenden Sammlung und daher auch Kenntnis des archäologischen Stoffes der keltischen Landschaften liegen, vielleicht auch nur daran, daß diese Art Fragen an die Archäologie, die ich für das Germanengebiet mit seinem wunderbar reichen Fundstoff seit manchen Jahrzehnten bearbeitet und in den Hauptzügen zu befriedigender Lösung gebracht habe, für Süd- und Westdeutschland, die Schweiz und Frankreich von den dort zuständigen Forschern als hervorragende Zielpunkte unserer Wissenschaft noch kaum erkannt worden sind und darum noch für längere Zeit nicht zur Spruchreise gelangen werden.

Ich habe längst nachgewiesen, daß der Unterschied zwischen West- und Ostgermanen, den wir in sprachlicher Hinsicht erst aus der Zeit der Völkerwanderung feststellen können und als einen nicht übermäßig tiefgehenden erkennen, auf dem Gebiete der archäologisch zu erfassenden materiellen, wie z. T. auch der geistigen Besonderheiten beider Stämme aufs schärfste sich kund tut, und zwar schon ein Jahrtausend vor der Völkerwanderung. Es hängt dies mit einer Tatsache zusammen, die ich schon seit Jahrzehnten vertreten habe, nämlich der Tatsache, daß sprachliches Auseinandergehen einer einheitlichen Bevölkerung erst geraume Zeit nach dem Aufhören der räumlichen Einheitlichkeit sich zu vollziehen pflegt. Dürfte man da nicht meinen, daß auch bei

den beiden großen Gruppen der Kelten die archäologische Forschung, richtig betrieben, diese Zweiteilung, die ununterbrochen durch die ganze vorgeschichtliche Zeit geherrscht haben muß, ermitteln und durch die beiden Jahrtausende vorgeschichtlicher Zeit verfolgen könnte? Ich wenigstens lebe der sicheren Zuversicht, daß die Denkmälerkunde auch hier einmal die Ergebnisse der Sprachforschung aus ihrer Verschwommenheit herausführen und zu zeitlich und landschaftlich schärfer umrissenen Anschauungen durcharbeiten werde.

Indes wir haben die Oderschnurkeramische Gruppe noch nicht ganz erledigt. Nach Abtrennung der Britanner aus der illyro-britannosabellischen Gemeinschaft blieb im mittleren Ostdeutschland und im ehemaligen Österreich noch die Gruppe der Illyro-Sabeller übrig. Von dieser Gruppe hat sich eine Abteilung während der mittleren Bronzezeit, genauer gesagt: während der Perioden II—III der Bronzezeit, also von etwa 1600 bis 1300 v. Chr., abgespalten und ist über die Ostalpen nach Oberitalien abgewandert: das sind die nachmaligen Sabeller. Sie werden hier die Nachfolger der südwärts über den Apennin abgerückten Latiner. Schon in den Terramaren im Gebiete südlich des Po zeigen sich die stärksten Übereinstimmungen mit dem westungarischen Kulturgebiete, ganz besonders innerhalb der Tonware. In der sogenannten Villanova-Kultur, um 1000 v. Chr., kommt der sabellisch-umbrische Stamm zu besonders klarer Erscheinung. Auf seine weiteren Schicksale und seine starke Südausbreitung an der Ostküste Italiens brauchen wir hier nicht mehr einzugehen.

Hervorgehoben sei nur noch, daß bei den beiden italischen Stämmen, Latiner und Sabellern, im Gegensatz zu den beiden keltischen Stämmen, ihre dauernde landschaftliche Scheidung von der Urzeit an bis zum ersten frühgeschichtlichen Auftreten klar erkennbar ist. Erst spät, auf mittelitalischem Boden, tritt eine solche räumliche Annäherung beider Stämme ein, daß hierdurch die wenigen, beiden Stämmen gemeinsamen sprachlichen Neuerungen sich hinreichend erklären. Einen einheitlich als Ganzes bestehenden Volksstamm der Italiker, in dem Latiner und Sabeller noch ganz ungeschieden als geschlossenes Volk verbunden gewesen wären, hat es ebenso wenig gegeben, wie einen späteren engeren Zusammenschluß beider getrennter Stämme.

Es kam schließlich nur zu einer militärisch-politischen Unterjochung der Sabeller durch die römisch-latinische Übermacht.

Es erübrigt noch einiges über den Ursprung der *I l l y r e r* hinzuzufügen.

Nach Ausscheidung der Britanner ist der illyrisch-sabellische Stamm während der frühesten Bronzezeit, der Lunetitzer Periode, archäologisch nachweisbar von der Odermündung durch Hinterpommern und das südöstlich anschließende Ostdeutschland, die Tschechoslowakei, Niederösterreich und das übrige südöstliche österreichische Gebiet bis nach Südslawien (Bosnien) hinein. Von hier aus überschwemmt eine Abteilung der Illyrier-Sabeller zu Beginn der Bronzezeit Griechenland und wird dort zu einem Teile des Illyriervolks. Den Hauptteil dieses Volks bildet aber der gesamte nordwärts davon zurückgebliebene illyrisch-sabellische Stamm, nachdem zu Beginn der mittleren Bronzezeit diejenige Gruppe aus ihm sich abgelöst hatte, die in Italien zu den Sabellern wurde. Von den Illyriern greift später ein kleinerer Teil auch noch über die Ostalpen hinüber nach dem östlichen Oberitalien und bildet in der heutigen Provinz Venetien, in Tirol und weit in die Ostalpen hinein den Stamm der *V e n e t e r*.

Hier erhebt sich nun von seiten der Sprachforschung her ein zunächst stutzig machendes Bedenken. Die genannten westillyrischen Veneter gehören ebenso wie alle anderen bisher behandelten indogermanischen Völker, Griechen, Latiner und Sabeller, Gälern und Britanner, und auch die Germanen, zu den Stämmen der sogenannten *K e n t u m - S p r a c h e n*, während der östliche Hauptstamm der alten Illyrier und die heutigen Albanesen, ebenso wie die alten Thraкоphryger und die heutigen Armenier, die Slawoletten, die Iranier (Perser) und Inder zu den Stämmen der *S a t e m - S p r a c h e n* gehören. Um die Bezeichnungen Kentum- und Satem-Sprachen kurz zu erklären, sei bemerkt, daß die indogermanische Ursprache drei Gutturalreihen besaß: 1. eine helle (palatale) = g^1, k^1 ; 2. eine dunkle (velare) = g^2, k^2 ; 3. eine dunkle mit Lippenlaut (labiovelare) = gw, kw. Nirgends jedoch hat sich diese Dreierheit der K-Laute erhalten, sondern überall ist sie zu einer Zweierheit geworden. Teils fiel

nämlich die dunkle Reihe (2) aus oder ging vielmehr in der hellen Reihe (1) auf: so bei den Kentum-Sprachen; teils wurde die dunkle Reihe mit Lippenlaut (3) von der einfach dunklen Reihe (2) aufgesogen, indem der Lippenlaut verloren ging: so bei den Satem-Sprachen. Außerdem geht bei den Satem-Sprachen die helle Reihe (1) in Zischlaute über: so lautete das indogermanische Wort *kmtóm* „hundert“ in den Kentum-Sprachen mit *k* an, z. B. lateinisch *kentum*; dagegen in den Satem-Sprachen mit *s*, z. B. awestisch (altiranisch) *satem*.

Nun nahm man an, daß diese Spaltung aller indogermanischen Sprachen in zwei Lager uralte sein müsse, weil sie noch älter zu sein schien, als die in allen indogermanischen Sprachen erfolgte Ausbildung des Ablauts (*Vinde, Band, Bund*). Und so schloß P. v. Bradke hieraus auf eine uralte, ziemlich scharfe, auch räumliche Scheidung der Kentum-Stämme als Westindogermanen von den Satem-Stämmen als Ostindogermanen. Gestützt auf diese Deutung der sprachlichen Erscheinungen habe ich dann vor zwei Jahrzehnten in den sprachlichen Kentum-Stämmen die archäologisch zu erkennenden nord- und mitteleuropäischen Nordindogermanen, in den sprachlichen Satem-Stämmen die archäologisch zu erkennenden Donaufstämme wiederzufinden geglaubt. Es ist das eine Anschauung, die ich jetzt geneigt bin, wieder aufzugeben zugunsten meiner älteren Anschauung, wonach die Stämme der Donaukultur ursprünglich keine Indogermanen sind.

Wie soll man es nun erklären, daß ein und dasselbe Volk, hier also die Illyrier, teilweise der Kentum-Gruppe, teilweise der Satem-Gruppe sich angeschlossen hat? Man hat da gesagt, es handele sich bei den beiden Illyrierstämmen um zwei von jeher geschiedene Abzweigungen aus dem indogermanischen Urvolke. Diese Meinung ist aber wenig einleuchtend angesichts der nahen sprachlichen Verwandtschaft zwischen West- und Ostillyriern.

Nun sind aber inmitten der Satem-Gruppe Völker entdeckt worden, die eine Kentum-Sprache reden. So die längst bekannten Tocharer in Turkestan, dem alten Baktrien; neuerdings angeblich auch die Hettiter in Kleinasien, obwohl sich in dem letzten Falle die Meinungen der Fachleute noch schroff gegenüberstehen. Denn sowohl

die Lesungen wie die Erklärungen der hettitischen Wörter durch den schnell fertigen tschechischen Assyriologen Hrozny sind von dem Indogermanisten Ferd. Sommer als in hohem Maße voreilig und unzuverlässig erwiesen worden. Und dann, wie soll man eine Sprache als indogermanisch anerkennen, von der im besten Falle Flexionsendungen als vergleichbar mit wirklich indogermanischen hingestellt werden, während der Wortschatz allgemein als gänzlich unindogermanisch anerkannt wird, von der Kultur, insonderheit der Religion, und der Rasse gar nicht zu reden?

Wie es sich auch mit den Hettitern verhalte, durch die Aufdeckung von Kentum-Sprachen weit im Osten scheint mir die von v. Bradke angenommene hohe stammesgeschichtliche Bedeutung der Ursplaltung der Indogermanen noch nicht ins Wanken zu geraten. Warum sollte nicht dieser oder jener Kentum-Stamm sich aus Nord- oder Mitteleuropa mitten durch Satem-Stämme den Weg nach dem Morgenlande gebahnt haben? So etwas würde nichts gegen das hohe Alter der Zweiteilung der Indogermanen aussagen.

Ganz anderes Gewicht messe ich aber folgenden Tatsachen bei. Wir finden nämlich in den Satem-Sprachen noch Spuren der Erhaltung der alten indogermanischen hellen Gutturale (Palatale), die also noch nicht zu Zischlauten geworden sind: ein Beweis, daß diese Spaltung nicht in die Zeit des noch ungeteilten kleinen indogermanischen Urvolks zurückreichen kann.

Ferner hat es sich erwiesen, daß in der thrakisch-phrygischen Sprach- und Stammesgruppe das Altthrakische wie das heutige Armenische Satem-Sprachen sind, das Altphrygische dagegen eine Kentum-Sprache. Und zwar eine Kentum-Sprache, die ihrem ganzen Charakter nach in der Mitte steht zwischen der Kentum-Sprache der Tocharer und der Satem-Sprache der Armenier und Altthraker. Wir haben hier also denselben Zerfall einer ursprünglich einheitlichen Sprachgruppe in zwei Sprachen, von denen die eine eine Kentum-Sprache, die andere eine Satem-Sprache geworden ist, wie bei den Illyriern. Damit ist die Ansicht von der Bedeutung und dem hohen Alter der Spaltung in Kentum- und Satem-Sprachen allerdings aufs schwerste erschüttert.

Über die Gründe des Zerfalls eines Sprachstammes in eine

Kentum- und eine Satem-Abteilung ist es schwer, etwas Einleuchtendes auszusagen, wenigstens bei der thrakisch-phrygischen Gruppe. Bei der illyrischen Gruppe dagegen liegt die Vermutung nahe, daß die weite Südostausbreitung der Illyrier und ihre dadurch erfolgte starke Mischung mit thrakischen Stämmen sie in die sprachliche Entwicklung der ostindogermanischen Gruppe hineingezogen hat, während der westillyrische Stamm der Veneter von dieser Beeinflussung frei blieb. Wir brauchen also aus der sprachlichen Spaltung der Gesamtillyrier für die archäologische Beantwortung des Ursprungs dieses zu Anfang einheitlichen Stammes keine Bedenken herzuleiten.

Wir haben nunmehr die steinzeitlichen und frühbronzezeitlichen Verhältnisse Mitteleuropas nach den Gesichtspunkten darzustellen gesucht, wie sie für die Herausbildung der indogermanischen Einzelmölkler aus der Keimzelle des kleinen nordischen indogermanischen Urvölkles von Bedeutung sind. Es ist klar, daß in diesen überaus schwierigen und verwickelten Fragen heute noch entfernt nicht daran gedacht werden kann, ein letztes Wort sprechen zu wollen. Ja, es ist keineswegs sicher, ob diese Fragen überhaupt jemals zu einer voll befriedigenden Lösung geführt werden können. Die hier vorgelegte Lösung betrachte ich nur als einen ersten Versuch.

Ursprung der Germanen.

Wir kehren jetzt zu dem in der indogermanischen Urheimat am Südwestwinkel der Ostsee gefessenen indogermanischen Kernvolk zurück, um für unsere Hauptfrage, den Ursprung der Germanen, eine befriedigende Antwort zu suchen und, wie ich hoffe, auch zu finden.

Wie wir schon wissen, saß das indogermanische Urvolk an der Ostsee nicht vollkommen abgesondert, sondern hatte einerseits in Mittel- und Westjütland nebst Schleswig-Holstein, anderseits in Ostschweden einen Fremdstamm zum Nachbarn, der aus den in jenen Gebieten sitzengebliebenen Teilen der Dobbertiner Urfinnen hervorgegangen war. Dieser nicht indogermanische Nachbarstamm erlitt während der Frühstufe der indogermanischen Megalithkultur, der Dolmenperiode, von Seiten der Indogermanen stärksten Kultur einfluß, womit wohl auch eine indogermanische Volksbeimischung verbunden war, und wurde so zu dem Mischstamm der Finno-Indogermanen (vgl. die Karte Abb. 280). In der anschließenden Ganggrabperiode gelangten die Finno-Indogermanen wiederum zu einer selbständigen Kultur, die auf der jütischen Halbinsel zwar reicher sich entwickelte und auch eine etwas andere Färbung erhielt, als in Ostschweden, gegenüber der weit abstehenden, überlegenen indogermanischen Megalithkultur aber im großen Ganzen in beiden getrennten Gebieten nahe miteinander verwandte Züge gewann (vgl. S. 225 ff.).

Wir haben eingehend betrachtet die gewaltigen und anhaltend sich erneuernden Ausbreitungswellen nordischer Bevölkerungsmengen, mehr als ein Dutzend, die vom Ende der Dolmenzeit bis zum letzten Ausklang der Steinzeit und bis in den Übergang zur Bronzezeit hinein über ganz Mitteleuropa sich ergossen, aus Dänemark nach Norddeutschland, von hier nach Mitteldeutschland, endlich nach Süddeutschland nebst der Schweiz und nach den Sudetenländern nebst den Ostalpen vorstießen, teilweise sogar nach West- und Südrußland, nach der Balkanhalbinsel und Griechenland, nach Oberitalien, Ostfrankreich und Südengland übergrieffen. Fast alle die Abwanderungen von Volksteilen entstammen letzten Endes dem zwar dicht bevölkerten,

aber doch wenig umfangreichen Gebiete des reinen indogermanischen Urvolkes.

Dagegen sehen wir die *Finno-Indogermanen*, deren jütländischer Zweig dem norddeutschen Küstengebiet doch ebenso nahe wohnt, wie die Urindogermanen, an der weit überwiegenden Mehrzahl jener Abwanderungen völlig unbeteiligt. Sie müssen eben sehr viel weniger unternehmend, wanderlustig, kriegerisch veranlagt gewesen sein, als die Urindogermanen. Nur bei der Schöpfung der beiden schnurkeramischen Kulturen und Stämme erkannten wir eine starke, wenn auch nicht ausschließliche Beteiligung des finno-indogermanischen Stammes, der eine etwas geringere Mitwirkung von indogermanischer Seite her sich zugesellte.

Nur eine einzige größere Auswanderung der *Finno-Indogermanen* ist noch festzustellen, bei der sie indes keine neue Mischung mit rein indogermanischen Volksbestandteilen eingehen. Es ist das zugleich ihre früheste Ausbreitung, zur Zeit der jütländischen Untergräber und der älteren Bodengräber, gegen Ende der älteren und zu Beginn der mittleren Ganggrabzeit der Indogermanen. Sie führt die *Finno-Indogermanen* von *Holstein* über die *Niederelbe* nach *Nordwestdeutschland* und dem Grenzstrich des nordöstlichen *Holland* (*Drente*). Auf diesem Gebiete erscheinen nämlich nach Abwanderung der *Megalithbevölkerung* ins *Mittellelb- und Saalegebiet* (S. 163) die frühen Formen jütländischer Streitärte zahlreichst. Als solche kennen wir die Äрте mit noch konkaver Oberseite und die ältesten Stufen mit ebener oder schon konvexer Oberseite, wie sie Abb. 295—297 veranschaulichen. Sie finden sich hier bis zu einer Südlinie, die von holländisch *Coevorden* (*Drente*) über *Lingen a. d. Ems*, *Osnabrück* und *Hildesheim* nach *Braunschweig* und dann nordostwärts nach *Hitzacker a. d. Elbe* läuft. Dazu gesellen sich noch einige Fundstellen in *Westmecklenburg* und auf *Rügen*.

Desgleichen trifft man die Becherformen der jütländischen Untergräber und älteren Bodengräber, wie sie durch Abb. 281—284 dargestellt werden, zuweilen im Verein mit jütländischen Streitärten, sehr häufig in Hügelgräbern des linkselbischen Norddeutschlands, insbesondere in den nordosthannoverschen Kreisen *Lüneburg*, *ülzen*,

Winsen a. d. Luhe, Zeven, Soltau, weiter zu Verden a. d. Aller und zu Nienburg a. d. Weser, aber auch noch zwischen Weser und Ems, so zu Eingen a. d. Ems. Ja, diese Becherart reicht noch weit nach Westfalen hinein, wie Funde von Habinghorst (Dortmund), Dorsten und Siegen beweisen, und sogar nach Nordholland (Gelderland). Hier mischt sich schon die Spätart der Becher hinein, deren Körper entweder ganz oder nahezu bis zum Boden mit dichtgestellten horizontalen Schnur- oder Punktlinien bedeckt ist, jene Art, die dann am Rhein, besonders linksrheinisch von Köln aufwärts bis Speyer und wiederum im rechtsrheinischen Holland recht stark auftritt und ein Seitenstück der dort so verbreiteten Zonenbecher wird.

Damit haben wir alles erschöpft, was über die Wanderwellen der Finno-Indogermanen zu ermitteln ist.

Angeichts der so ungleichen Verteilung der Rollen der Finno-Indogermanen und der reinen Indogermanen bei der Schöpfung der mitteleuropäischen Einzelstämme, die fast durchweg rein indogermanischer Herkunft sind, kann es nicht wundernehmen, wenn gerade die reinen Indogermanen des Urheimatgebiets durch diese Vorgänge eine solche Schwächung ihrer Volkszahl erlitten, daß diese in gewissen Landschaften nahezu einem Aussterben gleichkam. Insbesondere gilt dies von Jütland und Schleswig-Holstein.

Daß die Abwanderung der Indogermanen aus Jütland schon sehr früh begann, mag eine genauere Betrachtung der Siedlungsverhältnisse der Halbinsel vor Augen führen.

Die Indogermanen waren dort während der frühen Megalithstufe, der Dolmenperiode, recht stark vertreten an der Ost- und Nordküste, die Finno-Indogermanen schwächer in der Mitte und an der Südwestküste. In der Zeit der älteren Ganggräber haben sich die Indogermanen in dem genannten Gebiet noch ziemlich behauptet, obwohl die Ganggräber an Zahl hinter den Dolmen stark zurückstehen. Sie weisen auch trotz ihrer Eigenschaft als länger benutzte Sippengräber verhältnismäßig wenig Skelette auf und ebenso sind die Beigaben der Toten hier ziemlich dürftig. Dagegen bergen die Ganggräber der dänischen Inseln, namentlich Seelands, eine Überfülle von Skeletten und großen Reichtum an Beigaben; sie wurden eben von Beginn der Ganggrabzeit an bis ans Ende der Steinzeit dauernd zu immer

neuen Bestattungen benutzt. Die Reste der älteren Bestattungen wurden dabei rücksichtslos zusammengesetzt, um den jüngeren Platz zu machen, und stellen so ein wirres Durcheinander von auseinander gerissenen Skelettknochen und Beigaben dar. Nur die jüngsten, zu oberst befindlichen Bestattungen bilden eine unverkehrte, zeitlich zusammengehörige Schicht, deren geschlossener Inhalt klar erkennbar und also archäologisch wie anthropologisch gut bestimmbar ist.

In Jütland dagegen finden sich fast nur die ältesten Formen der Ganggräber, deren vom Erdhügel bedeckte Steinkammern runde oder ovale Gestalt haben, nicht aber die jüngeren mit rechteckigen Steinkammern, die wieder in Inselnänemark so stark vertreten sind. Die jütländischen Ganggräber sind also nur in der älteren und mittleren Ganggrabzeit mit Toten belegt worden, deren Beigaben dem rein indogermanischen Kulturkreise angehören. Die Leichen sind hier, soweit Beobachtungen möglich waren, gestreckt und in Rückenlage bestattet worden, nicht als seitwärts liegende Hocker, wie es bei den finno-indogermanischen Einzelgräbern die Regel ist. Auf die Unterschicht dieser indogermanischen Bestattungen folgt nach oben hin zunächst eine leere, grablose Schicht von verschiedener Stärke, ein Anzeichen, daß die jütländischen Ganggräber lange Zeit hindurch unbenutzt geblieben sind, was wiederum auf lange und weitgehende Abwanderung der alten Bevölkerung schließen läßt. Wo in Jütland ein Gebiet indogermanischer Ganggräber einem Gebiete finno-indogermanischer Einzelgräber näher benachbart ist, zeigt sich in den Ganggräbern über der erwähnten grablosen Schicht eine oberste Begräbnisschicht von rein finno-indogermanischem Kulturinhalt, der jedoch ausschließlich dem jüngsten Abschnitt dieser Kultur angehört. Es erscheinen hier also nur gradwandige jütländische Becher (Abb. 288) und jüngste jütländische Streitärte aus der Zeit der Obergräber (Abb. 299, 300). Darüber befinden sich dann oft noch Zeugen von Bestattungen aus dem allerjüngsten steinzeitlichen Abschnitt, also aus der Zeit der Oberstgräber, wie Feuersteindolche (Abb. 347—350) und Feuersteinpfeilspitzen mit Widerhaken (Abb. 351).

Dasselbe Bild bieten die beiden kleinen Inseln Lolland und Falster.

Die jüngsten Steingräber, die Steinkisten, besitzen in Ost-Jütland zum Teil noch eine breitere und höhere Form, die eine Art Übergang von den Ganggräbern zu den geschlossenen Steinkisten bildet.

Solche größeren Steinkisten fehlen auf Seeland; dort erscheinen nur kleinere Steinkisten, die aber ebenso auch auf Jütland vorkommen. Auch die Steinkisten Ostjütlands nehmen schließlich infolge des immer stärker eindringenden finno-indogermanischen Einflusses Eigenheiten des Einzelerdgrabes an. Während sie anfangs noch nach Art der Ganggräber eine größere Anzahl Bestattungen bergen, wenn auch entsprechend ihren weit kleineren Mäßen lange nicht solche Mengen, wie die großen Ganggräber, so nimmt schließlich die Zahl der Bestattungen ab, so daß öfters nur zwei Skelette in ihnen angetroffen werden oder gar nur eines, wie in den Einzelerdgräbern. Ferner finden sich auch hier wie in der obersten Schicht der Ganggräber noch steilwandige jütländische Tonbecher, nun aber nur noch unverziert, und Feuersteindolche ältester, noch griffloser Form, über die wir alsbald Näheres hören werden. In den kleinen seeländischen Steinkisten dagegen kommen nur Feuersteindolche jüngerer Art vor, nämlich Griffdolche.

Wir sehen also in den indogermanischen Ganggräbern Ostjütlands aus der Zeit der finno-indogermanischen Ober- und Oberstgräber, sowie in den ganz spät fallenden indogermanischen Steinkisten aus der Zeit der finno-indogermanischen Oberstgräber sprechende Kennzeichen dafür, daß das bisher rein indogermanische Ostjütland und die Inseln Lolland und Falster von Finno-Indogermanen überflutet und durchdrungen wurden. Ja, eine geringere Anzahl richtiger finno-indogermanischer spätester Einzelerdgräber, die auf Seeland aufgedeckt worden ist, beweist sogar ein wenn auch schwächeres Eindringen der Finno-Germanen in eines der Kernländer der reinen Indogermanen. Ostjütland, Lolland und Falster waren in der Zeit der Oberstgräber offenbar nur noch dünn mit reinen Indogermanen besiedelt. Daß diese hier aber keineswegs ganz ausgestorben waren, zeigt schon die nicht geringe Anzahl von Steinkisten in Ostjütland, die als jüngste Abart megalithischer Bauweise zweifellos nur von reinen Indogermanen erbaut worden sein können. Vielleicht deutet auch das Aufkommen des grifflosen Urtyps

der Feuersteindolche in Jütland auf die in der Feuersteintechnik überlegene Übung und Formbegabung der Indogermanen hin, wofür auch die rasche Weiterentwicklung des Urtyps zu den jüngeren, immer feiner werdenden Arten des Griffdolchs im gesamten Gebiete der Indogermanen (allerdings auch der Finno-Indogermanen) sprechen könnte. Diese Frage ist jedoch noch nicht spruchreif und könnte nur von der dänischen Wissenschaft auf Grund genauester Durchforschung des Gesamtstoffes der jütländischen Feuersteindolche und der Verteilung ihrer einzelnen Unterarten auf West- und Mitteljütland einerseits, auf Ostjütland andererseits, einer Lösung nähergebracht werden.

Ähnlich wie in Jütland liegen die Verhältnisse in S ü d s c h w e d e n. Auch dort wohnten ja, wie wir schon gehört haben (S. 283), neben den Indogermanen mit ihrer Megalithkultur die Finno-Indogermanen mit ihrer ärmeren „Bootartkultur“ (S. 236). Hauptkennzeichen der letzteren sind: Das Einzelerdgrab, die Bootart (Abb. 305), der Feuersteinmeißel mit breiter, hohler, d. h. eingewölbter Schneide und die sogenannte „schwedische Bandkeramik“. Die Gefäße dieses Stils bestehen ausschließlich aus kleinen, zierlichen, dünnwandigen Schalen mit breitem flachen Boden, niedriger, wenig eingewölbter Wandung, weit offener Mündung und einer Verzierung durch ein mehrliniges Winkelband, das in Zahnstempeltechnik ausgeführt wurde. Die südschwedischen Ganggräber, besonders in Schonen, bieten nun dieselbe Erscheinung wie die ostjütländischen. In ihrer Unterschicht findet sich echte Megalithkultur, in der oberen aber finno-indogermanische Bootartkultur, und die anschließenden Steinkistengräber enthalten ausschließlich die reine Dolchkultur mit ihren rohen, unverzierten zylinderförmigen Tonbechern.

In S e e l a n d dagegen bergen die Ganggräber ausschließlich Megalithkultur mit stets guter Tonware bis in die oberste, allein klare Schicht hinauf. Erst in der Periode der jütländischen Oberstgräber, und zwar erst im späteren Abschnitt derselben, wo die grifflosen Dolche bereits abgekommen und die Griffdolche an ihre Stelle getreten sind, führen die seeländischen Ganggräber, wie auch die Steinkisten, Grabbeigaben, die mit der finno-germanischen Kultur übereinstimmen. Das ist die Periode der F e u e r s t e i n d o l c h e m i t a b g e s e t z t e m G r i f f, auf die wir nun näher eingehen müssen.

Diese Waffen und Geräte — als beides haben wohl die Feuersteindolche gedient — kommen zu vielen Hunderten, ja Tausenden von Stücken über das ganze Gebiet Südschwedens, Dänemarks und des mittleren Teiles der norddeutschen Küstenlandschaften verbreitet vor. Bei dieser Masse ist die große Mehrzahl naturgemäß flüchtige, grobe Arbeit, zumal auch der Rohstoff des Feuersteins überwiegend minderwertig ist. Eine große Anzahl davon, mehrere hunderte, sind aber herrliche, unnachahmliche Kunstwerke, wie sie nirgends sonst in der Welt in gleicher Güte und Vollendung angetroffen werden. Auch aus dem alten Ägypten kennen wir köstliche Feuersteinarbeiten; sie können sich aber mit den nordischen doch nicht messen, schon weil es sich bei ihnen meist nur um kleinere Geräte handelt, nicht um solche von der staunenswerten Größe nordischer Dolche, unter denen es Prachtstücke gibt, die eine Länge von 45 Zentimeter und eine Breite von 8 Zentimeter haben. Ganz besonders große Maße haben die Stücke der Urform.

Es scheint, als wäre die Urform der nordischen Dolche in Jütland aufgekommen. Wenigstens gibt es nur dort die älteste noch grifflose Art von beiderseits spitzer Ovalgestalt, deren eines Ende die eigentliche Spitze bildet, während das andere durch leichte Verdickung sich als das Schaftende erweist, das in einem Griff aus vergänglichem Stoff, sei es Horn oder Holz, befestigt gewesen ist (Abb. 347). In der über das ganze Blatt ununterbrochen hinlaufenden schrägen Parallelbehauung besitzen die jütländischen Dolche eine technische und künstlerische Überlegenheit, die sie noch besonders heraushebt aus der Menge auch der nordischen Kunstwerke dieser Gattung. Seeländische Art dagegen ist es, bei der Abhebung der feinen muscheligen Feuersteinsplitterchen von den beiden Rändern des Blattes aus nach der Mitte zu Furchen oder Gänge hineinzuarbeiten, was technisch zwar etwas leichter auszuführen ist, aber künstlerisch das Auge nicht so gefangen nimmt wie die jütländische Arbeitsweise.

Es läßt sich, wie schon bemerkt wurde, nicht entscheiden, bei welchem Volke in Jütland diese Urform der Feuersteindolche zuerst aufgekommen ist, ob bei den Indogermanen oder den Finno-Indogermanen. Und dazu kommt noch die Schwierigkeit, daß ganz ähnliche spitzovale Feuersteindolchformen auch in Westeuropa und Italien

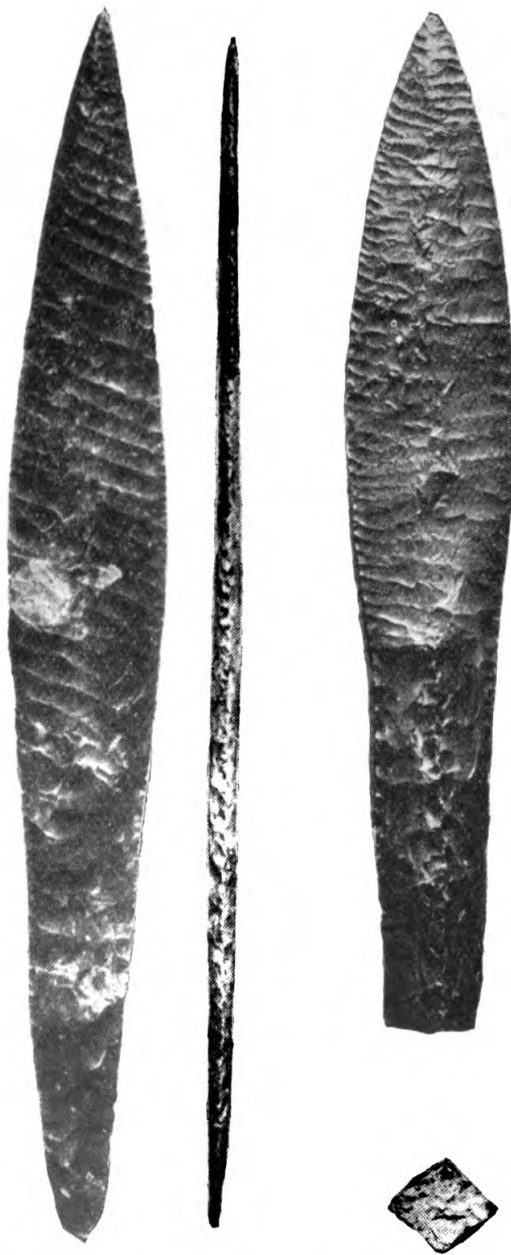


Abb. 347 a, b. $\frac{1}{3}$.
 Jütland. Zwei feuer-
 steindolche ohne Griffabsatz
 mit jütländischer schräger
 Parallelbehanung.
 a) Breitseite; b) Schmalseite.

Abb. 348 a, b. $\frac{1}{2}$.
 Seeland.
 feuersteindolch
 mit Griff vom
 quadratischem
 Querschnitt.

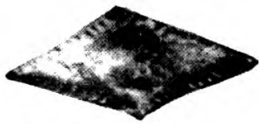


Abb. 349 a, b. $\frac{1}{2}$.
Schleswig.
Feuersteindolch mit
Griff von rauten-
förmigem Querschnitt.



Abb. 350. $\frac{1}{2}$.
Fünen.
Feuersteindolch mit Griff
von dreikantigem Querschnitt.

vorkommen, wenn diese auch in Größe und kunstvoller Herstellung an die nordischen Stücke nicht heranreichen, die sogar unter allen nordischen Arten von Feuersteindolchen an Größe die erste Stelle einnehmen. Wie dem auch sei, jedenfalls geben die jütländischen Dolche des Einzelerdgrabgebiets, das sich nun auch über Nordjütland nördlich des Limfjords erweitert hat, den klaren Beweis dafür, daß die Finno-Indogermanen der Dolchperiode den gewaltigen Vorsprung vollkommen eingeholt haben, den die reinen Indogermanen der Megalithkultur in der Feuersteintechnik vor jenen mehr als ein Jahrtausend lang besessen hatten.

Auf diese älteste Dolchart folgt eine ganze Reihe jüngerer Arten, die ausschließliche Schöpfungen der nordischen Germanen sind und ähnlich nirgendswo wiederkehren. Ihre gemeinsame Eigenheit besteht in dem aus dem Feuersteinkernblock zugleich mit dem Dolchblatt herausgearbeiteten abgesetzten Griff, der, wie seine kunstvolle Formung und seine feine Verzierung lehrt, natürlich niemals in eine Schafttülle gesteckt worden sein kann, sondern mit bloßer Hand ergriffen wurde. Man kann bei den Griffdolchen vier Arten unterscheiden.

Bei der ältesten Art ist der Griff zwar erst wenig abgesetzt, aber doch in der Form als solcher schon deutlich erkennbar.

Bei der zweiten Art ist der Griff schmal und gerade gestaltet; sein Querschnitt bildet ein auf eine der Ecken gestelltes Rechteck, meist ein Quadrat; das Blatt ist ebenfalls schmal und hat seine größte Breite in der Mitte (Abb. 348). Diese Form kommt am häufigsten in Schweden vor, häufiger noch als in Dänemark, denn die weit überwiegende Mehrzahl aller schwedischen Feuersteindolche gehört ihr an.

Bei der dritten Art ist der Griff so in die Breite gegangen, daß unten scharfe Ecken vorspringen; sein Querschnitt hat Rautengestalt (Abb. 349). Bewunderswert ist die Schönheit und technische Vollendung, die in der überaus fein gehauenen, durch abwechselnd von rechts und von links her geführte Schläge erzielten Säumung der Seitenkanten, wie des Mittelgrates auf der Vorder- wie der Rückseite des Griffs sich kundgibt. Man nennt diese Art Säumung auch „Fräfung“ oder „Kröselung“.

Die vierte und letzte Art endlich bedeutet den Gipfelpunkt von Kunst und Geschmackshöhe (Abb. 350). Sie besitzt noch breiteren und zugleich stärker geschwungenen Griff, der im Querschnitt lang dreieckig ist, da der gefräste Mittelgrat hier stets nur auf e i n e r Seite, der Vorderseite, ausgearbeitet worden ist, während die Rückseite des Griffs nur schwach gewölbt oder ganz eben ist. Bei dieser Art ist auch das Blatt viel breiter und zugleich noch länger geworden. Die Verbreitung dieser schönsten Dolchart erstreckt sich über ganz Dänemark, Schleswig-Holstein und, wenn auch in geringerer Anzahl, auf die norddeutschen Küstenlandschaften zwischen Ems und Oder. In Schweden ist diese Art dagegen selten.

Während nun die Urform, der grifflose Dolch, nur auf Jütland anzutreffen ist, sowohl in den finno-indogermanischen Oberstgräbern, als in der obersten, finno-indogermanisch gefärbten Schicht der ostjütländischen Ganggräber und Steinkisten, so fehlt diese Form fast ganz auf den ostdänischen Inseln und in Schweden. Die jüngeren Dolchformen dagegen, die verschiedenen Arten des Griffdolches, finden sich nicht nur in Jütland, sondern ebenso häufig auf den dänischen Inseln, in Schweden und in Norddeutschland. Wir sehen hier also daselbe Verhältnis, wie bei den Steinkisten: in Jütland ältere, in Ostdänemark jüngere Formen. Es sind das Anzeichen dafür, einmal, daß ostjütländische Indogermanen von Ostjütland in stärkerem Maße auf die Inseln übergesiedelt sind (was die Steinkisten beweisen), des weiteren, daß die Ausbreitung der Finno-Indogermanen nach Nord- und Ostjütland und selbst nach den dänischen Inseln immer stärker vordringt (was die Dolche beweisen). Dazu kommt ferner, daß nicht nur Folland und Falster mit Ostjütland vollkommen Hand in Hand gehen, sondern daß, wie schon mitgeteilt wurde, selbst auf Seeland eine Anzahl echter Einzelerdgräber aufgedeckt worden ist. Die finno-indogermanische Kultur wird also Sieger über die indogermanische, deren überlegene Vorzüge in manchen Beziehungen verloren gehen, größtenteils aber von der siegreichen finno-indogermanischen übernommen werden, so daß es sich tatsächlich um eine Verschmelzung beider Kulturen handelt. Diese Vorgänge fallen in die Zeit von etwa 2200—1900 v. Chr., eine Zeit, während der sich im mittleren Mitteleuropa bereits die Frühperiode der Bronzezeit abspielt.

Neben den Feuersteindolchen ist als Kennzeichen der jütländischen Oberstgräber und auch der indogermanischen Dolchzeit noch einiges Kleingerät und Schmuck zu nennen. Dahin gehören fein und form- schön gearbeitete Feuersteinpfeilspitzen, namentlich solche mit zwei rückwärtigen Widerhaken (Abb. 351); sie sind meist so fein muschel- artig zugeschlagen, daß man die einzelnen Schläge mit bloßem Auge kaum erkennen kann. Weiter sind zu nennen: Feuerschläger aus Feuerstein; einfache, kunstlose durchlochte Arbeitsärte aus Felsgestein, in denen wir die letzten, entarteten Ausläufer der einst so formvollendeten jüt- ländischen Streitärte zu erblicken haben; sogenannte „Pfeilstrecker“, das sind aus Sandstein gearbeitete Geräte annähernd halbkugelter Gestalt, in deren flacher Unterseite sich eine halbrunde Mittelfurche befindet; zierlich gestaltete und verzierte längliche, im Querschnitt vierkantige Anhänger aus Schiefer, die auch noch in der frühesten germanischen Bronzezeit fortleben; kegelförmige Bernsteinknöpfe mit kleinem Ohr auf der Rückseite oder mit einer rückseitigen Einbohrung, die einen winklig gebrochenen Gang bildet („Winkelbohrung“); ähnliche Bernsteinperlen; Muschelperlen. In die Dolchzeit gehören auch die sogenannten Feuersteinsägen (Abb. 352), die z. T. wenig- stens richtiger als Sichelmesser aufzufassen sind. Doch erscheinen sie fast nie in Gräbern, sondern nur in Weihefunden, stets in großer Anzahl vereint.



Abb. 351.
Feuersteinpfeilspitze
(nach Madsen).

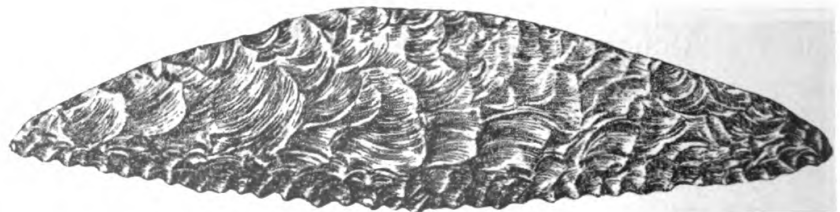


Abb. 352. Feuersteinsäge
(nach Madsen).

Tongefäße dagegen finden sich in den Bestattungen der Dolchzeit, gleichviel ob sie der megalithischen oder der Einzelerdgrabkultur an- gehören, nur noch selten. Auch dies ist einer Einwirkung der Finno- Indogermanen zuzuschreiben, die auf dem Gebiete der Keramik nie

etwas geleistet hatten und gegen Schluß der Steinzeit ihre Tonware einem immer ärger werdenden Verfall zuführten. Kommen aber Tongefäße vor, so sind sie Abkömmlinge der jüngsten Becher der Obergräber, haben Zylinderform und sind nur ausnahmsweise noch verziert, und zwar in Zahnstempeltechnik, gewöhnlich aber ganz unverziert und in Form wie Machart völlig verroht.

Wenn ich bisher meist nur von Jütland und nicht von der gesamten „kimbrischen“ Halbinsel gesprochen habe, so liegt dies nur daran, daß die steinzeitlichen Verhältnisse in Jütland am besten erforscht worden sind. Was von Jütland gesagt ist, trifft aber in gleichem Maße auch für Schleswig-Holstein zu. Als Bei-

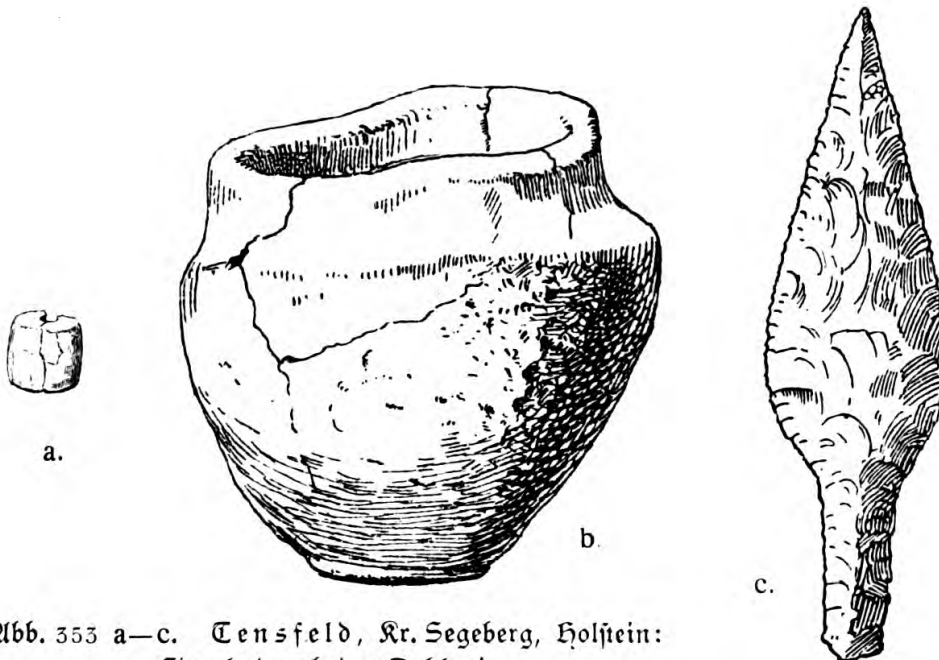


Abb. 353 a—c. Tensfeld, Kr. Segeberg, Holstein:
Einzelerdgrab der Dolchzeit.

a) Bernsteinperle; b) Tonbecher; c) Feuersteindolch (nach Meistori).

spiel diene der Inhalt eines holsteinischen Grabes der Dolchzeit aus Tensfeld bei Bornhöved im Kreise Segeberg. Hier wurde eine Anzahl Einzelerdgräber unter je einem mehrere Meter langen und breiten, runden oder ovalen Steinhäufen aufgedeckt, welche rohe Becher spätjütländischer Art und Feuerstein-Griffdolche bargen. So enthielt Grab IV einen derartigen Dolch mit mittelgratigem Griff,

einen kleinen rohen Tonbecher mit eingefehltem Halse und eine Bernsteinperle (Abb. 353 a—c).

Ich sprach vorhin von einem Siege der Einzelgrabkultur über die indogermanische Kultur, also von einem Siege der Finno-Indogermanen über die reinen Indogermanen. Dieser Sieg ist aber nicht so aufzufassen, als wäre er mit Waffengewalt erfochten worden. Er war nicht das Ergebnis eines Kampfes mit der Waffe in der Hand, war keine Unterjochung der kulturell höher stehenden und über ein größeres Gebiet verbreiteten Indogermanen der „kimbrischen“ Halbinsel und Süd- und Westschwedens durch die Finno-Indogermanen. Vielmehr war es eine Folge der Massenauswanderungen der Indogermanen aus dem Ostseegebiet nach Mitteleuropa, die dann erst ein unblutiges Eindringen, ein langsames, aber ständiges Einsickern der Finno-Indogermanen in die teils ganz, teils halb verödeten Landschaften der Indogermanen ermöglichten.

Dadurch vollzog sich eine innige Mischung beider Völker in ganz Dänemark und Südschweden, aus der nun eine neue einheitliche Kultur erwuchs, nämlich die durch die Feuersteindolche mit abgesetztem Griff bestimmte, nach der jener Zeitabschnitt passend als *Dolchperiode* bezeichnet werden kann. In einer für diese Gebiete bisher nicht gekannten Einheitlichkeit breitet sich die nordische Dolchkultur über ganz Südschweden bis an die Grenzen des im nördlichen Mittelschweden beginnenden und über ganz Nordschweden verbreiteten ungemischten Dobbertiner Jäger- und Fischervolks aus. Und ebenso erobert sich diese Kultur in Norddeutschland alle jene Küstenlandschaften, in denen ein starkes Vorkommen der Griffdolche aus Feuerstein festzustellen ist. Es sind das im großen Ganzen dieselben Landschaften, die wir für die alte Bronzezeit als Herrschaftsgebiet der Germanen in Norddeutschland kennen gelernt haben. Ganz streng genommen haben sich die Dolche zwar noch etwas über die Grenzen des Germanengebiets hinaus verbreitet. Nach Westen hin finden wir dies Gebiet durch eine Anzahl von Vorkommen in Nordholland und im Münsterlande überschritten, nach Süden hin durch ein gleiches vereinzelt Vorkommen in Thüringen, im Südostteil der Provinz Sachsen, im Staate Sachsen und in Böhmen, nach Osten hin in Hinterpommern, Ostpreußen, Schlesien. Diese wenig zahlreichen Über-

schreitungen der altbronzezeitlichen Germanengrenze durch die Griffdolche aus Feuerstein haben jedoch keine Bedeutung im Vergleich mit dem massenhaften Vorkommen dieser Waffen innerhalb der Germanengrenze. Jene Überläufer sind klarlich auf dem Wege des Handels ausgeführt worden. Und man kann sich nur wundern, daß diese künstlerisch so einzigartig hochstehende Waffenart, die sich auch praktisch durchaus bewährt haben muß, nicht in viel größeren Mengen und auf viel weitere Entfernungen vom Ursprungslande hin ins Ausland ihren Weg gefunden hat, als es tatsächlich geschehen ist.

Nun endlich ist im südwestlichen Ostsee-Küstengebiet zum ersten Male der Zustand erreicht, daß wir statt bisher vieler und ganz im Norden dreier völlig verschiedener Kulturen eine einzige völlig einheitliche Kultur, also auch eine zu einer einheitlichen Gesamtheit verschmolzene Bevölkerung im ganzen südlichen Schweden, in Dänemark und in den norddeutschen Küstenlandschaften zwischen Ems und Oder antreffen. Finno-Indogermanen und reine Indogermanen sind nunmehr eines geworden, ein kulturell einiges Volk. Und damit haben wir das wichtigste, für die vorgeschichtliche Zeit das sogar einzigste, Kennzeichen für den Begriff „Volk“ festgestellt, das eben in einer einheitlichen Kultur liegt. Das Ergebnis der Vereinigung von Indogermanen und Finno-Indogermanen und der Verschmelzung ihrer beiderseitigen Kulturen zu einer Einheit kann aber nach allem, was wir im ersten Abschnitt dieses Buches gesehen haben, kein anderes gewesen sein, als der Ursprung der Germanen, der also rund um 2000 v. Chr. anzusetzen ist.

Daß dem tatsächlich so ist, lehrt weiter folgende Betrachtung. Schreiten wir in der Verfolgung der Entwicklung der Kulturverhältnisse und der Kulturprovinzen vom Ende der nordischen Steinzeit, also von der Dolchzeit, fort in die Frühperiode der Bronzezeit, jene Periode I, die wir im ersten Kapitel dieses Buches ausführlich geschildert haben, so stoßen wir innerhalb Norddeutschlands auf die Barre der Erkenntnis der Stammesgrenzen, von der dort (S. 43) ebenfalls die Rede gewesen ist.

Wir haben dies Hindernis zur Hälfte schon genommen, wenn wir uns erinnern, daß ja die Bronzezeitgräber der Germanen erst am

Ende der mitteleuropäischen Bronzezeitperiode I sich einstellen, daß also die größte Zeit dieser Periode hindurch bei den Germanen noch reine Steinzeit geherrscht hat, eben jene Periode der überall bei ihnen auftretenden Feuersteindolche, die wir soeben kennen lernten. Wir haben das Hindernis aber ganz genommen, wenn wir uns weiter erinnern, daß die Formen der Bronzegegenstände der Periode I, die wir auf germanischem Boden fast nur aus Bronzeschatzfunden kennen lernen, mit geringen Ausnahmen gar nicht einheimisch sind, sondern aus ostdeutsch-illyrischem Gebiet stammen, ja, daß nicht nur die Formen, sondern größtenteils auch die Gegenstände selbst von dorthier eingeführt worden sind. Periode I der Bronzezeit spielt also auf germanischem Gebiete keine nennenswerte Rolle.

Dazu stimmt in schlagender Weise folgende Tatsache. Die Kultur der Feuersteindolche mit ihrem Zubehör erfüllt Skandinavien und Norddeutschland, wie wir schon gesehen haben, ungefähr in derselben Ausdehnung, wie die germanische Bronzezeitkultur der Periode II. Damit haben wir endgültig die Barre der Bronzezeitperiode I überstiegen: Das Ende der Steinzeit und der Bronzezeit Periode II reichen sich über diese bloß scheinbare Barre der Periode I, die in der germanischen Kultur so gut wie keine Rolle spielt, die Hand, und die Gemeinschaft und Einheitlichkeit des germanischen Volkes ist demnach ohne Abbruch zurückzufolgen bis in die Zeit der Feuersteindolche.

Eine weitere Bestätigung für die Richtigkeit unserer Anschauung vom Ursprunge der Germanen liegt in dem Umstande, daß eine Reihe entscheidender Züge innerhalb der wunderbaren Blüte der älteren germanischen Bronzekultur ihre ungezwungene Erklärung nur aus dem starken Anteil findet, der den Finno-Indogermanen neben den reinen Indogermanen an der Zusammensetzung des germanischen Volkes zukommt. Ungemein wichtig ist hier die Begräbnisstätte, die ja überall in der Welt einen der langlebigsten, zähest festgehaltenen Kulturbestandteile der Völker ausmacht. Da sahen wir bei den Germanen das finno-indogermanische Einzelgrab unter Erdhügel mit oder ohne Schutz von Kopfsteineinfassungen und -überdeckungen so gut wie unverändert fortleben. Geschlossene Kammern aus Blocksteinen oder Steinplatten nach megalithischer Weise sind da-

gegen eine seltene Ausnahme. Auch die Bestattung in einem Baumsarge, der oft durch einen Steinhäufen geschützt und stets von einem Erdhügel bedeckt wird, eine Sitte, die in der älteren Bronzezeit so häufig auftritt und schon am Ende der Steinzeit nachweisbar ist, geht unmittelbar auf die Einzelerdgräber zurück, wo Reste von Holzeinbauten, die wahrscheinlich von einem Holzsfarge herühren, öfters beobachtet worden sind. Die Herrlichkeit der germanischen Bronzen in Form und Zier ist nichts als eine Fortsetzung der Kunst und Technik, welche die kostbaren Feuersteindolche geschaffen hat, wobei nur fraglich ist, welchem der beiden Völker hier der größere Anteil gebührt, den Indogermanen, die auf dem Gebiete der Feuersteintechnik von jeher erfahrene Meister waren, oder den Finno-Indogermanen, deren hoher Kunstgeschmack sich bei der Schöpfung der langen Reihe jütländischer Streitärte zur Genüge offenbart hat.

Dagegen ist das völlige Versagen germanischen Könnens in der Töpferkunst während der älteren, aber auch noch während der mittleren Bronzezeit wieder ein unwiderlegliches Zeugnis der diesmal so ungünstigen Wirkung des finno-indogermanischen Einschlages, worüber oben genügend gehandelt worden ist. Als Beispiel führe ich einige Gefäße aus Holstein in Abbildung vor, die 3. T. gerade aus demselben Orte stammen, aus dem vorher ein Beispiel spätester Einzelerdgräber mit ihrer schlechten Tonware gebracht werden konnte, aus Tensfeld (Abb. 354, 355). Andere Beispiele stammen aus Drage und Hadenfeld, Kreis Steinburg, sowie aus Jarsdorf und Schülp, Kreis Rendsburg (Abb. 356—359). Holstein nimmt einen hohen Rang ein, was den Reichtum an herrlichen Zeugen für die Kulturhöhe der älteren germanischen Bronzezeit auf dem Gebiete der Bronzen angeht. Um so schroffer ist der Abfall in die Tiefe äußerster Minderwertigkeit, welche die gleichzeitige Tonware uns vor Augen führt. Man kann es da gewissermaßen begrüßen, daß in den Gräbern der älteren germanischen Bronzezeit Tongefäße überaus selten anzutreffen sind. Die hier vorgeführten unansehnlichen, kleinen, meist unverzierten schleswig-holsteinischen Gefäße der Periode II der Bronzezeit (Abb. 354—359) stellen fast den gesamten Formenbestand aus den Gräbern dieser Periode jenes Landes dar. Hinzu kommt nur noch ein kleiner zylindrischer

Becher mit Zapfengriff, der also wohl verwandt ist mit den schnurkeramischen Zapfenbechern.

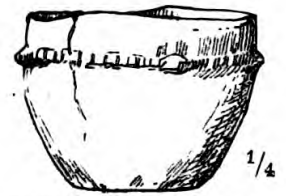
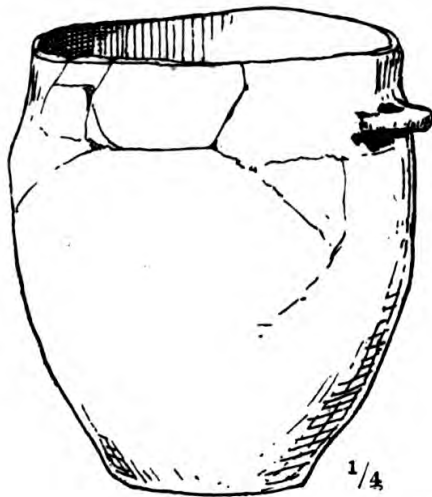


Abb. 356. Drage.

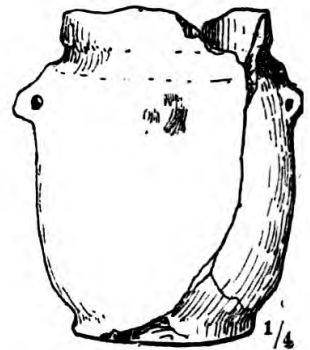
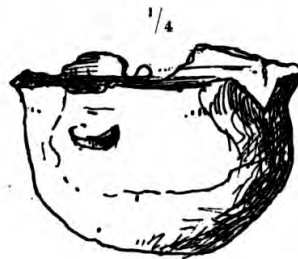


Abb. 357. Jarsdorf.

Abb. 354, 355. Tensfeld.

Das Urstück zu Abb. 354 trägt zwei Zapfen.

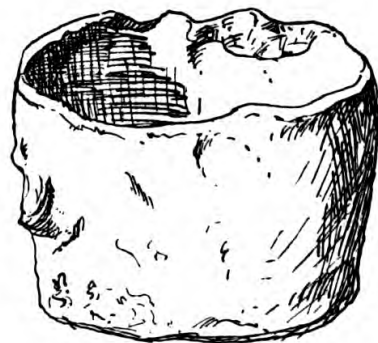


Abb. 358. $\frac{1}{2}$ Hadenfeld.

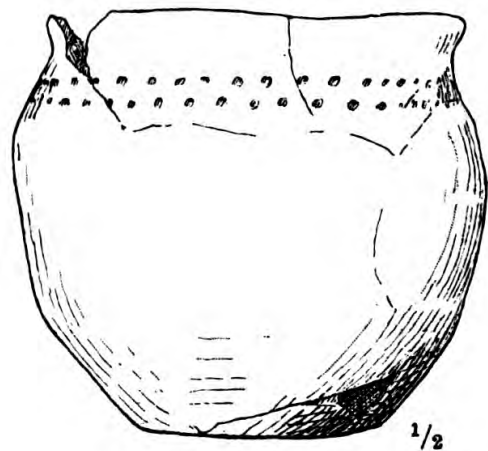


Abb. 359. Schülp.

Abb. 354—359. Schleswig-Holsteinsche Tongefäße ältester Bronzezeit.
(355 und 358 nach Zeichnungen des Kieler Museums,
354, 356, 357, 359 nach Splieth)

Es wäre möglich, daß auch die Fortentwicklung des Lautstandes der germanischen Sprache aus der indogermanischen zu der

frühgeschichtlich germanischen Stufe durch Eintritt der sogenannten germanischen Lautverschiebung, über die wir schon im ersten Teil des Buches (S. 2) kurz gehandelt haben, eine Folge der Vermischung der Indogermanen mit den Finno-Indogermanen gewesen wäre. Seit Penkas Vorgang (1881) sind öfters Versuche gemacht worden, die Änderung der germanischen Sprache gegenüber dem indogermanischen Lautstande durch einen Einfluß der noch heute lebendigen, seit vorgeschichtlicher, urfinnischer Zeit wenig veränderten finnischen Sprache zu erklären. Ich habe indes nie verstehen können, wie man sich eine so starke Beeinflussung von einem so abliegenden Berührungspunkte urgermanischen und urfinnischen Sprachgebietes her, wie es Finnland und selbst Nordschweden wäre, auf das gesamte germanische Sprachgebiet vorstellen will, das doch in vorgeschichtlicher Zeit andauernd seinen Schwerpunkt viel weiter südlich in Schonen, Dänemark und den angrenzenden norddeutschen Landschaften gehabt hat. In diesem urgermanischen Kerngebiet kann doch von einer Berührung mit „Urfinnen“, die nicht zu verwechseln sind mit dem von mir als „Vorfinnen“ bezeichneten Volke, niemals die Rede sein. Daß die Finnen und ebenso die von den Sprachforschern als „Urfinnen“ bezeichneten Ahnen des heutigen Finnenvolks weit entfernt sind, dasselbe zu sein, wie meine „Vorfinnen“, habe ich von Anfang an stets hervorgehoben und in meinem Buche über „Die Indogermanen“ genügend auseinandergesetzt. Leider muß ich es immer wieder erleben, daß von Gelehrten, die dieser Frage nur ein oberflächliches oder vorschnelles Beurteilen angedeihen lassen, mir eine solche Gleichstellung stets von neuem zum Vorwurf gemacht wird.

Bei meiner Auffassung der nordischen Vorgeschichte kann ich mit der heutigen finnischen Sprache nicht rechnen. Es wäre aber, wie bemerkt, doch möglich, daß der Zusammenfluß der indogermanischen Sprache, wie sie um 2000 v. Chr. im Norden gesprochen wurde, mit der uns unbekanntem finno-indogermanischen Sprache zwar nicht sofort, aber im Laufe etwa eines Jahrtausends sich in der Richtung ausgewirkt haben könnte, die schließlich in der vollen Durchführung der germanischen Lautverschiebung endete.

* * *

Daß wir den Ursprung der Germanen und den Schluß unserer Darstellung an die herrliche Waffenart der Feuersteindolche anknüpfen können, ist uns ein Sinnbild für die Germanen, die stets ein waffenfrohes und waffenstolzes Volk waren, werde es aber auch wieder für unser deutsches Volk, das bis 1918 ebenfalls stets waffenfroh war. Nur Waffenstolz kann auch heute unserem armen Volke die verlorene Freiheit wiedergewinnen.

Ich setze einen bisher noch wenig in die Öffentlichkeit gedruckenen Ausspruch unseres jetzigen Reichspräsidenten an den Schluß. Auf Hindenburgs Wunsch besuchte ich ihn im August 1915 in seinem damaligen Hauptquartier zu Lözen in Masuren. Dort war man beim Bau von Festungsanlagen auf ein großes Gräberfeld des ersten bis sechsten Jahrhunderts n. Chr. gestoßen, dessen Ausgrabung der damalige Kriegsgeologe Dr. Heß von Wichdorff übernahm. Hindenburg wollte wissen, was das für Leute gewesen wären, deren verbrannte Überreste das Urnenfeld an der Kullabrücke bei Lözen barg, und bat mich, ihm an Ort und Stelle darüber Vortrag zu halten. Das geschah denn auch. Die Ausgrabung dauerte über ein halbes Jahr, und Hindenburg nahm sich die Zeit, alle acht bis vierzehn Tage einmal den Stand der Grabung sich anzusehen, ja, er hat damals sogar mein Buch über „Deutsche Vorgeschichte“ durchstudiert. Einer der beherzigenswerten Aussprüche, die er dabei tat, lautet folgendermaßen:

Beim Anblick hochstehender altgermanischer Kultur müssen wir uns aufs neue darüber klar werden, daß wir nur dann Deutsche bleiben können, wenn wir unser Schwert stets scharf und unsere Jugend stets wehrhaft zu erhalten wissen.

Sachregister

Der I. Teil umfaßt die Seiten 1–128, der II. Teil die Seiten 129–302.

A. = Abbildung. — K. = Karte auf Abbildung.

- Aal 70.
 Absatzbeil, II. Bronzeperiode, 64,
 A. 82.
 Achäer 243.
 Achill 246.
 Ackerbau 148, 236.
 Ägäische Kultur, Rückströme nach
 Mitteleuropa, 245.
 — Sprache 243.
 Ahle, Kr. Ahaus, Raubtopf 34.
 Ahlen aus Knochen, Vitorinazeit 147,
 A. 158.
 Aichbühler Stil 208, 258.
 Albanesen 279.
 Albersdorf, Kr. Süderdithmarschen,
 Doppelschneidige Streitart,
 später Typ, 249/50, A. 325.
 Albsheim, Rheinpfalz, Köffener
 Stil 165, 172, A. 191.
 Alemannen 110, 118.
 Alexander d. Große 73, 74, A. 86.
 Alexander-Sarkophag 73, A. 85.
 Almenhausen, Kr. Sondershausen,
 Fundplatz Mehrener Art 39.
 Altheimer Stil 209.
 Altmärkische Fibel 30, 31, A. 40.
 Amazonenart 232, A. 292, 293.
 Ammon, Otto 126.
 Amphore Walternienburger älterer
 Stil 185, 252, A. 221, 222.
 — — jüngerer Stil 186, 252,
 A. 224.
 Amphore Noßwitzer Kultur 203/4,
 205, 252, A. 250–252.
 — Kugelflaschenstil, Ostgruppe 213,
 A. 259, 260.
 — — Kujawische A. 213, A. 261.
 — Mondseekultur 239/40.
 — der Elb-Saale-Schnurkeramik,
 Vorstufe, 251/2, A. 326.
 — — Hochstufe 252, 259, A. 328.
 — — Entartungsstufe 255.
 — — in Südwestdeutschland 257,
 A. 332, 335.
 — der Oder = Schnurkeramik 260,
 A. 336.
 Anchyloszeit 129ff., A. 141, K. 140.
 — Rassen 134 ff., 146, A. 142
 bis 146, 152, 155–157.
 Angelhaken aus Knochen, Anchylos-
 zeit 132, A. 141.
 — — Vitorinazeit 147, A. 158.
 — aus Kupfer, Mondseekultur 239.
 Angeln 14.
 Angrivaren 15, 26, K. 26.
 Anhalter Stil 188/9, 191, 206,
 257, 265, A. 228–231.
 Anhänger aus Schiefer 294.
 — halbmondförmige, I. und II.
 Bronzeperiode 58, A. 74.
 Aolier 246.
 Aphrodite 75/6, A. 89, 90.
 Arier 71, 72.
 Ariovist 16.

- Armband, längsgerippt, II. Bronzeperiode, germanisch 62, A. 82.
 — — illyrisch 57, A. 74.
 — s. auch Manschettenarmband.
 Armberge s. Armring.
 Armenier 279, 281.
 Armring, weit offen, I. und II. Bronzeperiode 52, 55, A. 62, 68.
 — mit Hufeisenstollen, II. Bronzeperiode 55, A. 69.
 — mit Endspiralen (Armberge) 59, A. 74.
 Armspiralen, I. u. II. Bronzeperiode 46, 52, 56, 62, A. 57, 63.
 Aspasia 75.
 Attersee, Oberösterreich, Pfahlbau, Formgebung 240.
 — Doppelschneidige Streitart 239, 250.
 — Flache Streitart 237/8, 239.
 — Sechskantige Streitart 238, 239.
 Aunetiger Kultur und Volk 44/5, 244, 245, 256, 264, 268 ff., 274, 275, 279.
 — Schädel 268 ff., A. 345, 346.
 Aurignac-Kasse 81, 83, 85 f., 105, 136 f., 146, A. 97.
 Aurignac-Chancelade-Kasse 87, 89, A. 98, 101.
 Aurignacien 85.
 Avigny-Schädeltyp 91, 94, 95, 103, 104, 105, A. 102.
 Art mit bogenförmigen Absätzen gegen den Nacken 235, A. 303.
 — s. auch Dolchart, Schaftlochchart, Streitart, Füllenart.
 Backleben, Kr. Eckartsberga, Fundplatz Mehrener Art 39.
 Badener Stil 209.
 Baiwaren, Schädel 110, 118, A. 121.
 Balhorn bei Paderborn, Rauchtopf 33.
 Bandkeramik 163, 165, 172, 239.
 — sogen. „schwedische“ 236, 288.
 Barleben bei Magdeburg, Vielöfuge Amphore 185, 252, A. 222.
 Basternen 106 ff., A. 118, 119.
 Baumsärgе 65, 299.
 Beheldsdorf, Kr. Raseburg, Faltstuhl 65 f., A. 83.
 Becher, gradwandig, Walternienburger Stil 187, A. 226.
 — — finno-indogermanisch 230, 286, 287, 288, 295, A. 288.
 — mykenische 245.
 — s. auch Blumentopfartige Gefäße, Fußbecher, Glockenbecher, Schnurbecher, Trichterbecher, Urbecher, Zapfenbecher, Zonenbecher.
 Beckendorf, Kr. Oschersleben, Schädel 197.
 Beichlingen, Kr. Eckartsberga, Fundplatz Mehrener Art 39.
 Beil aus Feuerstein, finno-indogermanisch 231, A. 291.
 — aus Grünstein und Kupfer, Mondseekultur 239.
 — s. auch Absatzbeile, Dicknackiges Beil, Dünnnackiges Beil, Flachbeil, Kernbeil, Lihult-Beil, Randbeil, Spitznackiges Beil, Füllenbeil.
 Beinringe d. I. u. II. Bronzeperiode 46, 56, 59, A. 55, 56, 76.
 Bernburger Stil = Anhalter Stil 188.
 Bernstein, I. Bronzeperiode 51/2, A. 60, 61.
 — in Moswiger Kultur 207.
 — bei den Finno-Indogermanen 216, 231, A. 289, 290.
 — bei den Urkelten 276.

- Bernstein in mykenischen Schachtgräbern 244.
 — als Begleiter der Feuersteindolche 294, 296, A. 353.
 — als Begleiter der Kugelflaschen 197, 212.
 Billendorfer Stil 35.
 Blechröhren der I. u. II. Bronzeperiode 50, 58, A. 59.
 Blumentopfartige Tongefäße, Köf-sener Stil 164, A. 187.
 — Friedberger Stil 175, A. 205.
 — finno-indogermanisch 230, A. 287.
 — Schnurkeramik, Oder-Gruppe 260, 262, A. 340.
 — Fortleben in Bronzezeit 264.
 Bodenhagen, Kr. Kolberg, Schädel 124.
 Bodensee, Sechskantige und Flache Streitart in Pfahlbau 238.
 Boghazköi, hettitische Keilschriften 243.
 Boioter 246, 247.
 Bogenstich 193, 197, A. 235 — 237.
 Bombennadel 30, A. 36.
 Bonames bei Frankfurt a. M., Amphore 257, A. 332.
 Bootart 233, 236, 237, 254, 288, A. 297, 298, 305, K. 331.
 Bopp, Franz 69.
 Borreby, Seeland, Schädel, Langkopf 92 f., A. 103.
 — Kurzkopf 115 f., A. 129.
 Borreby-Schädeltyp 115 f., A. 129.
 Borum-Eshöi, Jütland, Schädel 118.
 Bradke, P. v., 280, 281.
 Brandenburg a. d. Havel, Kugelflasche 197, A. 242.
 Braschwitz, Saalekreis, Henkeltasse 188, A. 230.
 Britanner 265, 272, 273, 275, 277, 278, 279.
 Britanno-Sabeller 272, 273, 275.
 Brönhöi, Jütland, Schädel 80, 102, A. 114, 115.
 Brukterer 15, 26, K. 16, 26.
 Brünn, Aurignac-Kasse 86.
 Brunndorf, Laibacher Moor, Pfahlbau 240.
 Brustkettenschmuck aus Eisen 31, A. 40.
 Buche 70.
 Buer, Kr. Necklinghausen, Raubtopf 34.
 Burg bei Magdeburg, Tongefäße, Burg-Molkemberger Stil, 193, A. 235, 236, 239.
 Burg-Molkemberger Stil 190, 192 f., 194, A. 235 — 239, K. 234.
 — = Nordbrandenburgischer Stil 192, 193.
 Burgunden 8, 22, 23, K. 24.
 Buttstädt, Kr. Apolda, Schädel 266, A. 343.
 — Fundplatz Mehrener Art 39.
 Busow, Kr. Westhavelland, Tongefäß 193, A. 238.
 Cäsar 14, 16, 24, 34.
 Chancelade, Dordogne, Schädel, 86 f., 91, A. 98.
 — s. auch Aurignac-Chancelade-Kasse.
 Chauken 14.
 Cherusker 26, 36, K. 26.
 Combe-Capelle, Aurignac-Schädel 85 f., A. 97.
 Cromagnon, Dordogne, Schädel 83 ff., A. 94, 96.
 Cromagnon-Kasse 80, 82, 83 ff., 86, 87, 136, 146, A. 94 — 96, 99, 100.
 Cypern, Fortleben von Ziermustern der Mondsee-Kultur 240, 242.

- Cypern, cyprische Dolche u. Schleifen-
nadeln in Mitteleuropa 245.
- Dareios 73.
- Datteln, Kr. Necklinghausen, Rauhtopf 34.
- Debelo Brdo bei Sarajewo, Bosnien, Tongefäß, Laibach-Slawonischer Stil 243, A. 321.
- Deckeldose, Vorstufe der Schnurkeramik 251, A. 327.
- Deesdorf, Kr. Oschersleben, Schädel 197.
- De Hamert, Holland, Rauhtopf 34.
- Dicknackiges Beil 151, 197, 212, 214, 215, A. 162, 163, K. 262.
- Diespiter 246.
- Dingelstedt, Kr. Oschersleben, Kumpf 179, A. 215.
- Djais 246.
- Dobbertin, Mecklenburg, Erster Fundort der Dobbertiner Kultur 134.
- Dobbertiner Kultur und Volk 134 ff., 144, 146, 148, 154, 216, 217, 225, 283, 296, A. 141–146, 152, 155–157, K. 280.
- Schädel 134 ff., 146, A. 142 bis 146, 155–157.
- Zwei Klassen 146.
- Scheidung in Ellerbeker und Dobbertiner Vorfinnen 148.
- – Scheidung in der Art des Grabbaues 154.
- Dobbertiner Vorfinnen 148, 201, 216, 217, 225, 301, K. 280.
- Dobbertiner Urfinnen 283.
- Dodona 246.
- Dolche aus Knochen, Ancycluszeit 132, A. 141.
- – Litorinazeit 147, A. 158.
- aus Feuerstein 286, 299, 302, K. 262.
- Dolche aus Feuerstein, grifflos 287, 288, 289, 293, A. 347.
- – mit Griff 287, 288, 292 f., 295, 296, A. 348–350, 353.
- – Periode und Kultur 296, 298.
- aus Kupfer in Mondseekultur 239.
- aus Bronze, I. Bronzeperiode 59, A. 78.
- – Mykenä, an Dolchärte anhängend 245.
- Dolchart 59 f., A. 79, 80.
- Klinge, Vorbild eines mykenischen Bronzedolches 245.
- Dolchkultur und -zeit 288, 294 f., 296, 298.
- Döllstädt, Kr. Gotha, Fundplatz Mehrener Art 39.
- Dolmen 154, A. 164.
- Dolmenzeit 150, 155, 158, 159, 160, 195, 216, 217, 225, 228, 283, 285, K. 240.
- Donaukultur 163, 178, 181, 183, 239, 240, 280.
- Doppelpaukensäbel 30.
- Doppelschneidige Streitart 232, 239, 247 ff., 254, A. 322 bis 325, 330.
- s. auch Amazonenart 232.
- Dornburg, Kr. Apolda, Fundplatz Mehrener Art 39.
- Dorsten, Kr. Necklinghausen, Schnurbecher 285.
- Drage, Kr. Steinburg, Tongefäß, älteste Bronzezeit 299, A. 356.
- Dreipaß 31, A. 41.
- Dünnnackiges Beil 150 f., 214 f., 216, 217, 225, A. 160, 161, K. 262.
- Eberstadt, Oberhessen, Gefäße, Eberstadter Stil 175, A. 206 bis 208.

Eberstadter Stil 175, 176, A. 206 bis 208.
 — Schädel 183, A. 219, 220.
 Eburonen 24.
 Eckernförde, Steinkeulenkopf 218, A. 268.
 Eckstedt, Kr. Weimar, Fundplatz Mehrener Art 39.
 Eibe 70.
 Eiche 70.
 Eichstädt, Kr. Osthavelland, Raubtopf 32.
 Einzelerdgrab 154, 225 ff., 235, 254, 293, 298 f., A. 281, R. 331.
 — s. auch Finno-Indogermanen, Gräber.
 Eiszeit 79, 129, 134.
 — Rassen 83 ff.
 Elbgermanen 12, 23, 257.
 Elbing, Schädel 104, A. 116.
 Elbsweben 16, 23.
 Elch, Geräte 130, A. 141.
 Ellerbek bei Kiel, Fundplatz der Ellerbeker Kultur 148.
 Ellerbeker Kultur und Bevölkerung 148 ff., 216, 217, A. 158 bis 160, 162–177, R. 167.
 Elsmark, Ins. Alsen, Sechskantige Streitart 223, A. 277.
 Erleben, Kr. Erfurt, Fundplatz Mehrener Art 39.
 Erstein a. M., Kr. Straßburg, Schädel 183, A. 220.
 Esleben, Kr. Apolda, Fundplatz Mehrener Art 39.
 Eumolpos 246.
 Fazettierte Streitart = Vielskantige 252.
 Falster, Becher 229, A. 285.
 Falststuhl aus Holz 65, A. 83.
 Federseemoor bei Schussenried, Pfahlbau 208.

Feudenheim, Bz.-A. Mannheim, Schild 20, A. 22.
 Feuerschläger aus Feuerstein 294.
 Fibeln, II. Bronzeperiode 64, A. 82.
 — frühe Eisenzeit 29/30, A. 34, 35, 40.
 — Spätlatènezeit 18/19, A. 21.
 — Römische Kaiserzeit, mit Nollenkappe 8, 12 ff., 19, A. 4, 14.
 — — stark profilierte 8, 14, A. 5, 15.
 — s. auch Altmärkische F., Doppelpaukenfibel, Flügelnadelfibel, Heitbracker F., Sechspiralenfibel, Zinsdahler Plattenfibel.
 Finnen, Sprache 301.
 — s. auch Vorfinnen, Urfinnen.
 Finno-Indogermanen 201, 216 ff., 225 ff., 247, 251, 252, 283 ff., 286, 287, 293, 294, 296 ff., 301, A. 265–279, 281–308, R. 280, 331.
 — Steinkeulenköpfe 216 ff., A. 264–276.
 — Gräber 225 ff., 233, 235, 237, 286 ff., 293, 298 f., A. 281, R. 331.
 — — Zeitbestimmung 235.
 — Ausbreitung 284 f., R. 280.
 — Beteiligung an der Schnurkeramik 251, 252.
 — Verschmelzung ihrer Kultur mit indogermanischen 293, 294, 296, 297, 301.
 — — ein kulturell einiges Volk, die Germanen 297, 298, 301.
 — Sprache unbekannt 301.
 Fischbach, im Salzburgischen, Schädel 110, A. 121.
 Flachbeil (Spalter), Litorinazeit 147, A. 158.
 Flache Streitart 237 f., 239, A. 306, 307.

- Flachscheibe, I. Bronzeperiode 50,
 64, A. 58.
 Flaschen, Megalithkultur 195, 196,
 A. 241, K. 240.
 — Großgartacher Stil 176,
 A. 209.
 — Flomborner Stil 179, A. 212.
 Flomborner Stil 179, A. 212 bis
 215.
 Flügelnadel 30, A. 37.
 Flügelnadelfibel 30, A. 35.
 Flurstedt, Kr. Apolda, Fundplatz
 Mehrener Art 39.
 Forrer, Emil 243.
 Forsinge, Seeland, Schädel 80,
 115, A. 127.
 Framea 20.
 Franken 110.
 Friedberg, Oberhessen, Gefäße,
 Friedberger Stil 175, A. 203,
 204.
 Friedberger Stil 175, A. 203 bis
 205.
 Friedeburg, Mansfelder Seekreis,
 Henkeltasse 188, A. 228.
 Friesack, Kr. Westhavelland, Schä-
 del 94, 146, A. 104.
 Frühling, sprachliche Gleichungen
 dafür 70.
 Furchenstich 193, 197, 239, 251,
 A. 237.
 Fürst, M. 119.
 Fußbecher, Hinkelsteinstil 173,
 A. 201.
 — Eberstadter Stil 176, A. 207.
 Fußberge 59, A. 76.
 Fußvase, s. Vase.
 Gålen 258, 272, 273, 275, 276,
 277, 279.
 Gallische Sprache 272.
 Gålo-Latiner 272 f., 275.
 Ganderkesee, Amt Delmenhorst,
 Raubtopf 33.
 Ganggrab 154, 225, 285 ff.,
 A. 165, K. 167, 240, 280.
 Ganggråberzeit 196, 197, 215,
 225, 248, 249, 283, 285,
 288, 293, K. 167, 240, 280.
 Gepiden 8, 22, 104.
 Germanen, s. Inhaltsübersichten des
 I. und II. Teils.
 — Karten 1, 2, 3, 4, 16, 17, 24,
 25, 26, 45, 52.
 — Ursprung 283 ff., 297 ff.
 Germani cisrhenani 24, 34.
 Germanische Sprache 2, 69, 272,
 275, 277, 279, 300 f.
 Gesichtsurnen 22, K. 25.
 Gewandnadeln, s. Fibeln.
 Glåtter, Ancycluszeit 131, 133,
 A. 141.
 Glockenbecher-Stil und Bevålke-
 rung 258 f., 266, 268/9,
 276.
 Glockengefåß, Friedberger Stil 175,
 A. 203.
 — Eberstadter Stil 176, A. 208.
 Glogau, Manschettenarmband 46,
 53, A. 65.
 Gnidwitz, Kr. Breslau, Henkelkrug
 262, A. 341.
 Gånnebek, Kr. Segeberg, Megalith-
 flasche 196, A. 241.
 Gorzewice, Kr. Samter, Nadel mit
 durchbohrtem Kopf 58, A. 72.
 Goten 8, 22, 23, 118.
 Gråberhågelgruppen in Nordost-
 Westfalen 24, 26, K. 26.
 Grenelle-Schådel 115.
 Grenzau, Kr. Unterwesterwald,
 Dünnafiges Beil 151, A. 161.
 Griechen, Ursprung 239, 243 ff.,
 271.
 — Kårpergestalt 72/3, 74 ff.,
 A. 87—90.
 — Sprache 272, 279.
 — Religion 246.

- Groß-Gartach bei Heilbronn, Gefäß,
Rössener Stil 165, 172,
A. 190.
— — Großgartacher Stil 178,
A. 209, 210.
Großgartacher Stil 175, 176, 178,
180, 183, A. 209—211.
Groß-Quenstedt bei Halberstadt,
Schädel 197, A. 245.
Groß-Umstadt bei Darmstadt,
Schnurbecher 257, A. 333.
Guldager, Amt Riepen, Becher
229, A. 284.
Gürtelhaken, II. Bronzeperiode 65,
A. 82.
— westgermanische 31.
Gürtelscheibe, II. Bronzeperiode 64,
A. 82.
- Haarzange, II. Bronzeperiode 65,
A. 82.
Habinghorst, Kr. Dortmund,
Schnurbecher 285.
Hacke aus Geweih, Voldiazeit 129,
A. 137.
— Ancycluszeit 134, A. 141.
— Litorinazeit 147, A. 158.
Hadenfeld, Kr. Steinburg, germa-
nisches Tongefäß ältester Bronze-
zeit 299, A. 358.
Hadersleben, Kr. Hadersleben,
Steinkeulenkopf 219, A. 271.
— Zwitter zwischen Steinkeulen-
kopf und Sechskantiger Art 224.
Hainich, Kr. Mühlhausen, Fund-
platz Mehrener Art 39.
Halberstadt, Trichterbecher 202,
A. 249.
Halle a. S., Nadel mit Wulsten
40, A. 51.
Halsfragen, längsgerippt,
II. Bronzeperiode 62, A. 82.
Halsringe, I. u. II. Bronzeperiode
46, 54, 62, A. 53, 54, 67, 82.
Hamiten 82.
Hammerau bei Reichenhall, Sechskantige u. flache Streitart 238.
Handpauke, Walternienburger Stil
187, A. 227.
— Anhalter Stil 189, A. 231.
— Roswitzer Kultur 206.
Hänzspiralen aus Goldschatz von
Lorup als Vorstufe für Mykenä
244.
Hansdorf, Kr. Elbing, Schädel
104 f., A. 116, 117.
Hansen, Andr. M. 119, 126.
Hardisleben, Kr. Apolda, Fundplatz
Mehrener Art 39.
Harkerode, Mansfelder Seekreis,
Dicknackiges Beil 151, A. 162.
Harpstedt, Kr. Enke, früheisenzeit-
liches Hügelgräberfeld 33.
— s. auch Nienburg-Harpstedter
Stil 33.
Harpune, Ancycluszeit 131, A. 141.
Hauschild, M. W. 112.
Hausurnen 36, A. 46, R. 45.
Häven, Mecklenburg, Schädel 124.
Heckathen bei Hamburg, Leichen-
brand, finno-indogermanische
Kultur 227.
Heichelheim, Kr. Weimar, Fund-
platz Mehrener Art 39.
Heidelberg, Gefäße, Rössener (Hei-
delberger) Stil 172, 173,
A. 199.
Heidelberger Altmensch 79, 136,
140, A. 147.
— Stil 173, A. 199.
Heidersdorf, Kr. Nimptsch, Ofen-
nadel 58, A. 71.
Heilbronn, Schädel 181, A. 217,
218.
Heiligental, Mansfelder Seekreis,
Tongefäße, Walternienburger
Stil 187, A. 226.
Heitbracker Fibel 30.

- Hella, Name des Heiligtums in Dodona 246.
- Hellenen 72, 246.
- Helmsheim bei Bruchsal, Schnurbecher 257, A. 334.
- Henkelkrug, Mondseekultur 239, A. 309–312, 317.
- Schnurkeramik, Odergruppe 262/3, A. 341.
- – Fortleben in Bronzezeit 264.
- Henkeltasse, Megalithkultur 161, A. 181, 182.
- Walternienburger Stil 185, 186, A. 223, 225.
- Anhalter Stil 188/9, A. 228 bis 230.
- Nordbrandenburgischer Stil 193, A. 236, 237, 239.
- Noßwitzer Kultur 206, A. 254.
- Schnurkeramik, Oder-Gruppe 260, A. 339.
- Herbsleben, Kr. Gotha, Fundplatz Mehrener Art 39.
- Hermunduren 12.
- Hes v. Wichdorff 302.
- Hettiter 71, 243, 280 f.
- Hindenburg, v. 302.
- Hinkelsteinstil 173, 176, 178, 180, 181 f., A. 200, 201, 217, 218.
- Schädel 181 f., A. 217, 218.
- Hirtenstabsnadel 58.
- Hockerbestattung 167/8, 183, 211, 257, 268, 286.
- Hohenferchesar, Kr. Westhavelland, Lanzenspiße aus Gemeih 129, A. 138.
- Hohenleipisch, Kr. Liebenwerda, Vieltantige Streitart 253, A. 329.
- Holsteinische Nadel 30, A. 38, 39.
- Holzhausen, Kr. Arnstadt, Fundplatz Mehrener Art 39.
- Homer 75, 246.
- Homo Kiliensis 134 ff., 142, 146, A. 142–146, 152.
- Hornfömmern, Kr. Langensalza, Handpauke 189, A. 231.
- Hrozny 281.
- Hügelgräber in Nordost-Westfalen 25, 26, K. 26.
- Hummelten, Kr. Warendorf, Rauchtopf 33.
- Hunnebo, Bohuslän, Schädel 88, A. 100.
- Hunnen 72.
- Hvellinge bei Malmö, Schweden, Schädel 123, A. 134.
- Ilbersdorf, Kr. Cöthen, Amphore 251, A. 326.
- Illyrier 5, 35, 37, 42, 45 ff., 54 ff., 71, 72, 245, 247, 271, 274, 275, 279 ff., A. 53–76, K. 52.
- Ursprung 271, 274, 275, 279 ff.
- Sprache 275, 279, 280, 281, 282.
- s. auch Urillyrier.
- Illyro-Britanno-Sabeller 275, 278.
- Illyro-Sabeller 278, 279.
- Indier 72, 279.
- Indogermanen 69 ff., 150 ff., 160, 161 ff., 225, 247 ff., 279 ff., 283, 285 ff., 293 ff., 301, K. 84, 167, 280.
- Eise des Urvolks 69 ff., 283/4, 285 ff., K. 84.
- Züge 161 ff., 283.
- Übergang nach England 259.
- Gräber 153, 225, 285 ff., 293, A. 164–166, K. 167.
- Doppelschneidige Streitart 247 ff.
- Feuersteindolch 286 ff., 292, 296.

- Indogermanen, Sprachen 69 f., 77, 279 ff., K. 84.
- Verschmelzung ihrer Kultur mit der finno-indogermanischen 293, 294, 296, 297, 301.
 - – ein kulturell einiges Volk, die Germanen 297, 298, 301.
- Ingväonen 12, 14.
- Iranier 72, 279.
- Iren 258, 272, 277.
- Irminonen 12, 14, 26 ff., 34 ff., A. 26–40, K. 16.
- Iffersheiligen, Kr. Langensalza, Fundplatz Mehrener Art 39.
- Istväonen 12, 15.
- Italiker 71, 72, 265, 271 ff., 278.
- s. auch Uritaliker.
- Janischewek, Poln. Kujawien, Gefäße des Kugelflaschenstils 212, A. 255, 257.
- Schädel 213.
- Jarsdorf, K. Rendsburg, Tongefäß ältester Bronzezeit 299, A. 357.
- Johanson, K. F. 71.
- Jordansmühl, Kr. Nimptsch, Tongefäße 206 ff., A. 254.
- Sechskantige Streitart 238, A. 308.
- Jordansmühler Stil 207, 208, 209, 258, A. 254.
- Jüten 14.
- Jütländische Streitart 231 ff., 284, 286, A. 292–299, K. 331.
- Ableger 233 ff., 247, 252, 253, 254, 263, 294, A. 300–307, 329, 342.
- Kadner 134.
- Kakovates (Peloponnes), Bernsteinfunde 244.
- Kalbsrieth bei Allstedt, Schädel 198, A. 248.
- Kamm aus Knochen, Litorinazeit 147, A. 158.
- Karleby, Westergötland, Schädel 122, A. 133.
- Kelten 5, 17, 24, 37, 38 ff., 42, 43, 71, 72, 258, 265, 271 ff., 276 f., 279, A. 48–51, K. 45, 47, 52.
- Skelettgräber in Thüringen u. Nachbargebieten 38 ff., A. 48 bis 51, K. 45.
 - Ursprung 258, 265, 271 ff.
 - Sprache 71, 272 ff., 276 f., 279.
 - s. auch Urkelten.
- Kentum-Sprachen 279 ff.
- Kerbschnitt 276.
- Kernbeil 147, 150, 214, 216, A. 158.
- Übergang zum spitznackigen Beil 150, 214, A. 159.
- Kessel, Köffener Stil 164, 165, 172, A. 186, 199.
- Kezin, Kr. Osthavelland, Schädel 124, 198.
- Kiebitz, Bz. Leipzig, Schatzfund der I. Bronzeperiode 46 ff., A. 54, 55, 57–61.
- Kinnvorsprung 86, 136 f., 143, 146, A. 147–149.
- Kinnzungenmuskel 140 f., A. 151.
- Kjærstrup, Kr. Hadersleben, Steinkeulenkopf 219, 220, A. 276.
- Kjökkenmöddinger s. Muschelhaufen.
- Klaatsch, H. 85.
- Knochenspißen, Ancycluszeit 131, 132, A. 141.
- Knopfsporn 10, A. 8, 9.
- Köben, Kr. Steinau, Topf, Kugelflaschenstil 213, A. 256.
- Koberstadter Stil 39, K. 47.
- Kociubince, Ostgalizien, Schädel 213.
- Kölleda, Kr. Eckartsberga, Fundplatz Mehrener Art 39, K. 45.

- Kosir, Mähren, Moswiger Kultur 205.
- Kragenfläschchen, Megalithkultur 155, 159, 160, 161, 195, A. 173–175, 180, K. 178.
– Moswiger Kultur 202, 203, 205, 207, 239, A. 254.
– bei den Finno-Indogermanen 216.
- Kreuzstich 193, 197, A. 235, 238.
- Kriele, Kr. Westhavelland, Rauchtopf 32.
- Kronborg, Seeland, Sechskantige Streitart 224, A. 278.
- Kruken, älteste Tongefäße, Ellerbeker Kultur 148, 156, A. 158, 168.
- Kugelflaschen, Megalithkultur 155, 159, 195, 216, A. 176, 177, 241, K. 240.
– bei den Finno-Indogermanen 216.
– Kugelflaschenstil 197, 212, A. 242, 255.
- Kugelflaschenstil und -stamm, Westgruppe 124, 160, 197 ff., 211, 255, 268, A. 242–248, K. 240.
– – Schädel 197 ff., A. 245 bis 248.
– Ostgruppe 209 ff., 260, A. 255 bis 261, K. 240.
– – Schädel 213.
- Kugelnapf, Rössener Stil 165, 172, A. 191, 199.
- Kühren, Kr. Kalbe a. S., Rauchtopf 32.
- Kujawische Steingräber 211.
– Amphore 213, A. 261.
- Kullabrücke bei Lößen, Urnenfeld 302.
- Kulmsee, Kr. Thorn, Amphore 213, A. 261.
- Kultur-Rückströme in die alte Heimat 245.
- Kumpf, Hinkelsteinstil 173, A. 200.
– Flomborner Stil 179, A. 213, 215.
- Kupfer, in Mondseekultur 239.
- Kurzkopf, Schädelmessung 79, 80.
– Seelische Eigenschaften 127.
- Kurzkopf-Kasse, westeuropäische 114 ff., A. 127–129.
- Kuznice bei Thorn, Unterschenkelspirale 59, A. 75.
- Lachs 70.
- Laibacher Moor, Krain, Mondseekultur 240 ff., A. 312–317.
- Laibach-Slawonischer Stil 241 ff., A. 318–321.
- Langkopf Schädelmessung 79, 80.
– Seelische Eigenschaften 126.
- Langobarden 12, 14, 120, K. 16.
- La Naulette, Belgien, Unterkiefer 140, A. 150, 151.
- Lanzenspitzen aus Knochen 129, 131, 134, A. 138, 141.
– aus Bronze, II. Periode 65, A. 82.
– – Mykenä, mitteleuropäischer Einfluß 245.
– s. auch Framea.
- Lapouge 126.
- Lappenbeil, mittelständiges 276.
- Latdorfer Stil = Anhalter Stil 188.
- Latiner 258, 271, 272 ff., 275, 278, 279.
– Ursprung 258, 271.
– Sprache 272 ff., 279.
- Lautsch, Mähren, Cromaanon-Kasse 86.
- Lautverschiebung, germanische 2, 301.
- Lebehn, Kr. Randow, Schädel 197.

- Leimerwitz, Kr. Leobschütz, Serpen-
 tinart 263, A. 342.
 Lemonier 8.
 Lengyel, Ungarn, Jordansmühler
 Stil 207.
 Lenzen, Mecklenburg, Schädel 95,
 A. 105, 106.
 Leochares 74.
 Letten 72.
 Leubingen, Kr. Eckartsberga, Ofen-
 nadel 58, A. 70.
 Liebstadt, Kr. Weimar, Fundplatz
 Mehrener Art 39.
 Lihult-Beil 217.
 Lindau, Kr. Zerbst, swedisches Ton-
 gefäß 17, A. 18.
 Litauer 72.
 Litorinazeit 146 ff., 156, 216, 228,
 A. 158, 168.
 Löbschütz, Sachsen, Schaftlochart,
 I. Bronzeperiode 61, A. 81.
 Lohne, Kr. Lingen, Kragenfläsch-
 chen 161, A. 180.
 Lorum, Kr. Hümling, Goldschak,
 Vorstufe zu mykenischem
 Schmuck 244.
 Lofiatyn, Gouv. Kijew, Amphore
 213, A. 260.
 Lübeck, Randbeil 59, A. 77.
 Lysias 74.

 Mäandergefäße, ostgermanisch 9, 12,
 A. 6, 7.
 — westgermanisch 12, 14, 26,
 A. 13.
 Magdalenien 86, 129.
 Magdeburg, Dünnackiges Beil 150,
 A. 160.
 Maglemoor bei Mullerup, Seeland,
 Unterkiefer 138, 141, 143.
 Magyaren 72.
 Mahlzähne, Größe 139 f., A. 150.
 Mainzweben 16, 18, 23, A. 18
 bis 21, K. 17.

 Makedonier 72, 247.
 Malchin, Mecklenburg, Dolch,
 I. Bronzeperiode 59, A. 78.
 Manschettenarmband, I. und II.
 Bronzeperiode 53, 57, A. 64
 bis 66, 74.
 Marienrode, Kr. Eckartsberga,
 Fundplatz Mehrener Art 39.
 Markomannen 12.
 Marschwitz, Kr. Glogau, Schädel
 267, A. 344.
 Marschwitzer Stil 267.
 Mauer bei Heidelberg, Unterkiefer
 79, 136, 140, A. 147.
 Meer, sprachliche Gleichungen 70.
 Mehren, Kr. Daun, Fundplatz des
 Mehrener Stils 38/9.
 Mehrener Stil 38 f., K. 47.
 — Fundplätze Mehrener Art in
 Thüringen und Nachbargebieten
 39, K. 45.
 Meinersdorf s. Poppenbrügge.
 Meißel aus Geweih 132, A. 141.
 — aus Feuerstein 236, 288.
 Melzow, Kr. Angermünde,
 Amphore 205, 252, A. 251.
 Memleben, Kr. Eckartsberga, Fund-
 platz Mehrener Art 39, K. 45.
 Mentone, Frankreich, Schädel 83 f.,
 A. 95, 96.
 Menz, Kr. Jerichow I, Rahtopf
 32.
 Merseburg, Nadel mit Hohlspiegel-
 scheibe 40, A. 50.
 Minteberg, Ins. Alsen, Stein-
 feulenkopf 219, 221, A. 275.
 Mittelmeerrasse 81 f., A. 91—93.
 Möen-Schädeltyp 115, 116, 124,
 A. 128.
 Mondhenkelkrug 203.
 Mondsee, Oberösterreich, Pfahlbau
 mit Mondseekultur 239.
 — Henkelkrüge 239, 240, A. 309
 bis 311.

- Mondsee, Sechskantige Streitart 239.
 — Doppelschneidige Streitart 250.
 Mondseekultur 239 ff., A. 309 bis 321.
 Mongolen 72.
 Monsheim bei Worms, Tongefäß, Rössener Stil 165, 172, A. 188.
 — Großgartacher Stil 176, A. 211.
 — Flomborner Stil 179, A. 213.
 — Plaidter Stil 180, A. 216.
 Morin, Kr. Hohensalza, Schädel 268.
 Mörserbecher, Schnurkeramik 260, 262.
 Müllenhoff, Karl 1.
 Mullerup s. Maglemoor.
 Münchshöfer Stil 208.
 Muschelhaufenzeit s. Litorinazeit.
 Musaios 246.
 Mykenische Kultur, Vorstufen in Mitteleuropa 242, 243, 244 f.
 Mysinge, Dland, Schädel 87, A. 99.

 Nackengebogene Streitart 234, A. 301.
 Nadel mit Hohlspiegelscheibe 40, A. 50.
 — mit Halswulsten 40, A. 51.
 — mit durchbohrtem Kopf 58, A. 72, 73.
 — mit senkrecht. Scheibenkopf 64.
 — mit Nadkopf 64.
 — s. auch Bombennadeln, Flügel-nadeln, Hirtenstabnadeln, Holsteinische Nadeln, Osennadeln, Schleifennadeln.
 Nalenczow, Gouv. Lublin, Amphore 203.
 Nauendorf, Kr. Apolda, Napf, Rössener Stil 164, A. 187.
 Nauheim, Bad, Hessen, Siedelung der Mainsweben 16, K. 17.
 Neanderthal-Kasse 79, 116, 136, 138, 139, 140, 142, A. 150, 151, 153.
 Neckarsweben 19.
 Neudietendorf, Kr. Gotha, Kessel, Rössener Stil 164, 172, A. 186.
 Neudorf, Kr. Breslau, Mäanderurne 9, A. 6.
 Neuenheiligen, Kr. Langensalza, Fundplatz Mehrener Art 39.
 Niederingelheim, Kr. Bingen, Schädel 183, A. 219.
 Niedermödem, spätlatènezeitliche Fibel 18, 19, A. 21.
 Niedersachsen, Kessentyp 112.
 Nielsen, H. A. 119.
 Nienbüttel, Pr. Hannover, Mäanderurne 12, A. 13.
 Nienburg-Harxstedter Stil 33.
 Nienhagen, Kr. Oschersleben, Tonbecher, Vorstufe mykenischer Metallbecher 245.
 Nilklason 204.
 Nordbrandenburgischer Stil 193 f., A. 235 – 239, K. 234.
 — s. auch Burg-Molkemberger Stil.
 Nordische Kasse 72 ff., 79 ff. (s. Inhaltsübersicht d. I. Teils), 146, A. 85 – 90, 103 – 126, 136.
 — Seelische Eigenschaften 126.
 Nostwitzer Kultur und Bevölkerung 187, 205 ff., 208, 209, 239, 252, 265, A. 249 – 253.
 Nübbefeld, Kr. Eckernförde, Steinkeulenkopf 219, A. 269.
 Oberkassel, gegenüber Bonn, Cromagnon- u. Aurignac-Kasse 86.
 Odense, Fünen, Steinkeulenkopf 218, 219, 220, A. 267, 274.

- Obland zwischen Germanenstämmen
 14, 43.
 Ohlsdorf bei Hamburg, Krage-
 fläschchen 159, A. 174.
 Ofen, Kr. Lüdinghausen, Rauchtopf
 33.
 Orlif, Arel 126.
 Olymp 246.
 Orpheus 246.
 Orrouy, Dep. Dife, Schädel 115.
 Orrouy-Schädeltyp 115, 118,
 A. 127.
 Ortbund, II. Bronzeperiode 65,
 A. 82.
 Osennadel, I. u. II. Bronzeperiode
 57, 58, A. 70, 71, 74.
 Ostgermanen 6, 8 ff., 17, 22 f.,
 42, 277, A. 4–9, K. 2, 3, 4,
 24, 25.
 Ostische Rasse 117, 120 ff., 127,
 143, 146, A. 131–135.
 Ostorfer Seeinsel, Mecklenburg,
 Schädel 95, A. 107, 108.
 – Rassentyp 112, 171.
 Paderborn, Henkeltasse 188, A. 229.
 Padniwo, Kr. Mogilno, Schale,
 Kugelflaschenstil 213, A. 258.
 Pāwesin, Kr. Westhavelland,
 Henkeltasse 186, A. 225.
 Peleus 246.
 Penka 301.
 Perfer 73, 279, A. 85.
 Pfeilspitze aus Feuerstein 286, 294,
 A. 351.
 Pfeilstrecker 294.
 Phrygier 281.
 Piltisch, Kr. Leobschütz, Armspirale,
 I. Bronzeperiode 46, 53,
 A. 63.
 Plaidter Stil 163, 180, A. 216.
 Plau, Mecklenburg, Schädel 143,
 146, A. 155.
 Plinius 2, 22.
 Pöpelwitz, Kr. Breslau, Mäander-
 urne 9, A. 7.
 Poppenbrügge bei Kiel, Homo Ki-
 liensis 134, A. 142–146,
 152.
 Poseidonios 75.
 Priitzer See, Kr. Westhavelland,
 Hacken aus Geweih 129, 134,
 A. 137, 141.
 – Schädel 145, 146, A. 156, 157.
 Przedmost, Mähren, Aurignac-
 Rasse 86.
 Przyngodzice, Kr. Ostrowo, Fußberge
 59, A. 76.
 Ptolemaios 7, K. 1.
 Puschwitz, Kr. Neumark, Blumen-
 topfbecher 260, A. 340.
 Quaden 12.
 Radzimin, Wolhynien, Schädel 268.
 Randbeil 59, 64, A. 77, 82.
 Rahmenstil 163.
 Ranis, Kr. Ziegenbrück, Fundplatz
 Mehrener Art 39.
 Rassetypen der Gegenwart, Nor-
 dische Rasse A. 122–126, 136.
 – Germanischer Kurzkopf A. 130.
 – Mittelmeerrasse A. 91–93.
 – Ostische Rasse A. 131–135.
 – Unterarm A. 154.
 – Unterkiefer, Neger A. 148.
 – – Europäer A. 149.
 Rauchtopf mit gewelltem Rande
 32 ff., A. 42–44; s. auch Vor-
 wort zum I. Teil.
 Rautenart 234, A. 302.
 Reche, D. 267.
 Reckelsum, Kr. Lüdinghausen, Rauch-
 topf 33.
 Reitersporn, Knopfsporn 10,
 A. 8, 9.
 – Stuhlsborn 11, A. 10–12.
 Regius, Gustaf 94.

- Reuter, F. 119.
 Rheindürkheim bei Worms, Hinkelsteinkumpf 173, A. 200.
 Rheingönheim, Rheinpfalz, Blumentopfbecher 175, A. 205.
 Ribbing 118.
 Rimbeck, Kr. Warburg, Schädel 98 ff., 168, A. 109–113.
 Ringsted, Jütland, Steinkeulenkopf 219, A. 272.
 Röpersdorf, Kr. Prenzlau, Schildfessel 20, A. 23.
 Rössen, Kr. Merseburg, Rössener Stil, Tongefäße 164, 165, 172, A. 185, 189, 199.
 – – Schädel 167 ff., A. 192 bis 198.
 – – Noßwitzer Kultur, Tongefäße 203, 204, 205, 206, 208, A. 250, 252, 253.
 Rössener Stil und Stamm 163 ff., 257, A. 185–199, K. 184.
 – Schädel 167 ff., A. 192–198.
 Roffenthin, Kr. Kolberg, Halsring 54, 56, A. 67.
 Rosla, Kr. Sangerhausen, Deckeldose 251, A. 327.
 Rothschloß, Kr. Nimptsch, Schädel 270, A. 346.
 Rugier 8, 22, 23, K. 24.
 Rzeschnek, Kr. Strelno, Amphore 213, A. 259.

 Sabeller 265, 272, 273, 274, 278, 279.
 Sabellisch-umbrischer Stamm 265, 278.
 Sachsen 14.
 Säge aus Feuerstein 294, A. 352.
 Saken 72.
 Salemer Stil K. 47.
 Samswegen, Kr. Wolmirstedt, Fläche Streitart 237, A. 306.
 Sarmaten 72.

 Satem-Sprachen 279 ff.
 Sackorn, Kr. Westhavelland, Henkeltasse 185, A. 223.
 Schaber 147, A. 158.
 Schädelmessung 79 ff.
 Schaflochort aus Gemeih 132, A. 141.
 – aus Bronze 60, A. 81.
 Schale (Schüssel), finno-indogermanisch 228, 252, 288, A. 282.
 – Rössener Stil 165, 172, A. 188, 199.
 – Schnurkeramik 252, 260, A. 338.
 – s. auch Trichterschale.
 Scharka bei Prag, Noßwitzer Kultur 205.
 Scheidt, Walter 94, 124.
 Schermen, Kr. Jerichow I, Rauhtopf 32.
 Schild, schwedisch 20, A. 22.
 Schildfessel 20, A. 22, 23.
 Schildkröte 70.
 Schildohrringe 31.
 Schkopau, Kr. Merseburg, Handpauke 187, A. 227.
 Schleddebrück, Kr. Gütersloh, Rauhtopf 32, A. 42, 43.
 Schleifennadel 245.
 Schliz, Alfred 94, 98, 265, 267, 276.
 Schmehdorf, Kr. Jerichow II, Rauhtopf 32.
 Schneien, sprachliche Gleichungen 70.
 Schnurbecher und Becher gleicher Form, finno-indogermanisch 228 ff., 252, 262, 284, A. 283–286, K. 331.
 – Schnurkeramischer Stil, Elb-Saale-Gruppe 252, 255, 257, A. 328, 333, 334.
 – – Oder-Gruppe 260, A. 337.
 – s. auch Blumentopfartige Gefäße.

- Schnurkeramischer Stil und Bevölkerung, Elb-Saale-Gruppe 191, 201, 208, 247, 251 ff., 265, 274, 275, 284, A. 326–335, 343.
- — Anthropologie 265, A. 343.
- Oder-Gruppe 124, 213, 247, 260 ff., 265, 267, 274, 275, 278, 284, A. 336–342, 344.
- — Anthropologie 265, 267, A. 344.
- s. auch Schnurbecher.
- Schnurstich 208.
- Schnurtechnik, Ellerbeker Kultur 156, 228, A. 168, 169.
- bei Finno-Indogermanen 228 ff., A. 283.
- im Kugelflaschenstil 197, 212, A. 256.
- s. auch Schnurkeramischer Stil.
- Schönow, Kr. Teltow, Doppelschneidige Streitart 248, A. 323.
- Schötmar, Lippe-Deimold, Nackengebogene Streitart 234, A. 301.
- Schülz, Kr. Rendsburg, Tongefäß ältester Bronzezeit 299, A. 359.
- Schwaneberg, Kr. Prenzlau, Doppelschneidige Streitart 249, A. 324.
- Schwedt, Kr. Angermünde, Henkeltasse 193, A. 237.
- Schwerter, II. Bronzeperiode 64, 65, A. 82.
- Sechskantige Streitart 222 ff., 237, 238, 239, A. 277–279, 308.
- Sechspiralscheibenfibel 30.
- Seebergen, Kr. Gotha, Fundplatz Mehrener Art 39.
- Seeste, Kr. Tecklenburg, Tongefäße, Megalithkultur 161, 162, A. 182, 183.
- Segelohrring 31.
- Segovesus 38.
- Semnonen 2, 12.
- Serpentinart 263, 264, A. 342.
- Sichelmesser aus Feuerstein 294, A. 352.
- Sicherheitsnadeln, II. Bronzeperiode 64, A. 82.
- Siegen, Schnurbecher 285.
- Skarrild, Westjütland, Einzelgrab 227, A. 281.
- Skive, Amt Viborg, Steinkaulkopf 218, A. 266.
- Skovgaard, Falster, Schädel 89, A. 102.
- Skynthen 72.
- Slagballe, Becher 230, 286, A. 288.
- Slawen 72.
- Slawoletten 279.
- Sölager, Seeland, Tongefäß aus Muschelhaufen 156, A. 168.
- Sommer, sprachliche Gleichungen 70.
- Sommer, Ferd. 281.
- Sommerstedt, Kr. Hadersleben, Walzenbeil 217, A. 263.
- Spalter, s. Flachbeil.
- Spiralkeramik 163, 178, 179, 239.
- Spiralröllchen, I. und II. Bronzeperiode 50, 58, 244, A. 59.
- Spitznackiges Beil 150, 157, 214, 217, A. 159.
- Spy, Belgien, Armknochen, Neanderthal-Nasse 142, A. 153.
- Stabdolch, s. Dolchart.
- Stampfuß, Rudolf, Vorwort zum I. Teil.
- Stargard, Pommern, Amphore 186, A. 224.
- Stary Jamek, Mähren, Noswitzer Kultur 205.
- Steigbügelring 40, A. 49.
- Steinkaulkopf 217 ff., 224, A. 264–276.

- Steinkistengrab 35, 36, 154, 287, 293, A. 166.
- Steinschloßer Grabbau 37, 101, 183, 189.
- Stemmer, Kr. Minden, Rauchtopf 32, A. 44.
- Stichkeramik 174, 180, 183, 240, K. 202.
- Stößen, Kr. Weisensfels, Schädel 197, A. 246, 247.
- Streitart mit zusammengedrücktem Nacken 234, A. 300.
- s. auch Amazonenart, Bootart, Doppelschneidige S., Fazettierte S., Flache S., Jütländische S., Nackengebogene S., Sechskantige S., Serpentinart, Kautenart, Vieltantige S.
- Stubbendorf, Mecklenburg, Dolchart 59, 60, A. 80.
- Stuhlsporn 11, A. 10—12.
- Stursbüll, Kr. Hadersleben, Trichterbecher 158, A. 171.
- Suckow, Kr. Templin, Becher 229, A. 286.
- Svårdborgmoor, Seeland, Unterkiefer 138, 141, 143.
- Sweben 2, 16, 19.
- s. auch Elbsweben, Mainsweben, Neckarsweben.
- Swebischer Haarknoten 107, 109, A. 118, 119.
- Sybel, Heinrich 1.
- Szarvas, Slavonien, Tongefäße 243, A. 318—320.
- Tacitus 2, 7, 34, 43, 107.
- Tanagrafiguren 76.
- Tangermünde, Kr. Stendal, Rauchtopf 32.
- Schädel 189, 190, 193, A. 232, 233.
- Tarhun, Kr. Wanzleben, Wendelring 40, A. 48.
- Tasse aus Holz, II. Bronzeperiode 65.
- Tennstädt, Kr. Langensalza, Fundplatz Mehrener Art 39.
- Tensfeld, Kr. Segeberg, Einzelerdgrab der Dolchzeit 295, A. 353.
- — Tongefäße ältester Bronzezeit 300, A. 354, 355.
- Terramaren 278.
- Thesproter 247.
- Thessaler 246.
- Thraker 72, 245, 281.
- Thrako-Phrygier 279, 281, 282.
- Thusnelda, Statue 109, A. 120.
- Tiefstich 193, 197, 239.
- Tieschan, Mähren, Manschettenarmband 53, A. 66.
- Tinsdahl, Ostholstein, Nadel mit durchbohrtem Kopf 58, A. 73.
- Tinsdähler Plattenfibel 30, A. 34.
- Tjörning, Westjütland, Schüssel 228, 252, A. 282.
- Tocharer 280, 281.
- Todendorfer Gefäßtyp 29, A. 31, 32.
- Toldt 140.
- Tonna, Kr. Gotha, Fundplatz Mehrener Art 39.
- Töpliwoda, Kr. Münsterberg, Flache Streitart 237, A. 307.
- Törten, Kr. Dessau, Tongefäße, Kugelflaschenstil 197, A. 243, 244.
- Tovstrup, Jütland, Megalith-Kugelflasche 159, A. 177.
- Trichterbecher, Megalithkultur 155, 158, 160, 161, 195, A. 170, 171, 179, K. 178.
- — s. auch Urbecher.
- Noswitzer Kultur 202, 203, 205, 207, 239, A. 249, 254.
- bei den Finno-Indogermanen 216.

- Trichterschale, Ellerbeker Kultur
 158, A. 172.
 — Noswitzer Kultur 207, A. 254.
 Triepfah, Kr. Ruppin, Dolchart
 59, 60, A. 79.
 Troja 235, 244, 255.
 Tüllenart aus Knochen, Ancycluszeit
 132, A. 141.
 Tüllenbeil, II. Bronzeperiode 64,
 A. 82.
- Udby, Seeland, Schädel 116,
 A. 128.
 Umlaufstil 163.
 Unterschenkelspiralen, II. Bronze-
 periode 59, A. 74, 75.
 Urbecher 157, A. 169.
 Urbritannische Sprache 272.
 Urfinnen 283, 301.
 Urgälische Sprache 272.
 Urillyrier 265, 275.
 Urkelten 272, 273 f., 276.
 Urlatinische Sprache 272.
 Urnenfriedhöfe in Nordost-West-
 falen 24, 26, K. 26.
 Ursabellische Sprache 272.
- Värebro, Amt Kopenhagen, Stein-
 feulenkopf 217, A. 264.
 Vase, Megalithkultur 162, 164,
 A. 183.
 — Kössener Stil 162, 164, 172,
 173, A. 185, 199.
 — Friedberger Stil 175, A. 203.
 Vechta, Oldenburg, Trichterbecher
 161, A. 179.
 Velisch, Böhmen, Manschettenarm-
 band 53, A. 64.
 Veneter 279, 282.
 Viehzucht 148, 236.
 Vielkantige Streitart 252, 253 f.,
 A. 329, K. 331.
 Vierzehnheiligen, Kr. Apolda, Fund-
 platz Mehrener Art 39.
- Villanova-Kultur 278.
 Vinetzer Stil 257.
 Vippachedelhausen, Kr. Weimar.
 Fundplatz Mehrener Art 39.
 Visby, Gotland, Schädel 88,
 A. 101.
 Voigtstedt, Kr. Sangerhausen,
 Streitart mit zusammengedrück-
 tem Nacken 234, 286, A. 300.
 Volk, als Begriff 6, 21, 43, 77,
 297.
 Volkstedt, Mansfelder Seekreis,
 Gefäße, Schnurkeramik 252,
 A. 328.
 Vorbasse, Amt Riepen, Fingerring
 aus Bernstein 231, A. 290.
 Vorfinnen 148, 201, 216, 217,
 225, 301, K. 280.
 Vucedol, Slavonien, Gefäße, Lai-
 bach-Slavonischer Stil 343.
- Waffenfunde, germanische, Latène-
 und frühe Kaiserzeit 8, 16,
 K. 3, 17.
 Waidpflanze 70.
 Walde, Alois 272, 275.
 Walternienburg, Kr. Jerichow I,
 Amphore 185, 252, A. 221.
 Walternienburger Stil und Bevöl-
 kerung 184 ff., 252, 265,
 A. 221–227, 232, 233.
 — Schädel 189 f., A. 232, 233.
 Waltrop, Kr. Recklinghausen, Rauch-
 topf 34.
 Walzenbeil 217, A. 263.
 Wandalen 8, 17, 22, K. 24.
 Wandilier 22, 23.
 Wangionen 16.
 Wannenförmige Gefäße, Kössener
 Stil 165, 172, A. 189, 190.
 Warnen 14.
 Wegwitz, Kr. Merseburg, Doppel-
 schneidige Streitart 254,
 A. 330.

- Weibüll, Kr. Hadersleben, Kragenfläschchen 159, A. 173.
 Weisdorf, Kr. Ohlau, Halsring 46, A. 53.
 — Weinring 46, A. 56.
 Wendelring 39, 40, A. 48.
 Wesenitz, Kr. Merseburg, Kautenart 234, A. 302.
 Westeregeln, Kr. Oschersleben, Schädel 124.
 Westgermanen 6, 8, 10, 11, 12 ff., 23 ff., 277, A. 10—15, K. 25, 45.
 Wiegleben, Kr. Gotha, Fundplatz Mehrener Art 39.
 Wierzbinek, Gouv. Warschau, Schädel 124.
 Wiesbaden, swebische Tongefäße 17, A. 19, 20.
 Wimpfen a. Neckar, Amphore 257, A. 335.
 Winkelband 251, 252, 288.
 Winter, sprachliche Gleichungen 70.
 Wintersdorf a. Sauer bei Trier, Raubtopf 34.
 Wöhlsdorf, Kr. Ziegenrück, Fundplatz Mehrener Art 39.
 Wolff, Karl Felix 114, 126.
 Wolfszahnornament 54, 55, 56, 61, 240, A. 67, 68, 81, 311.
 Worms, Fußbecher 173, A. 201.
 Yoldiazeit 129, K. 139.
 Zahnstempeltechnik 262, 288, 295.
 Zapfenbecher 260, 262, 300.
 Zenon 74, A. 87, 88.
 Zeus 246.
 Zierbuckel, II. Bronzeperiode 65, A. 82.
 Zlota, Gouv. Kielce, Tongefäße, Schnurkeramik 260, A. 336 bis 339.
 Zobtentypus der Serpentinart 263, 264, A. 342.
 Zonenbecher 259, 285.

Druckfehler-Verzeichnis

Seite	56:	3.	Zeile	von	unten	Abb.	63, 57	statt	62, 57.
"	203:	13	"	"	oben	"	254	statt	253.
"	214:	12.	"	"	"	"	163	"	161.
		14.	"	"	"	"	160	"	159.
		17.	"	"	"	"	159	"	158.
		4.	"	"	unten	"	161	"	160.
"	216:	17.	"	"	oben	"	171 und	177	statt 170 und 176.
"	233:	9.	"	"	unten	"	228	statt	227.
"	239:	18.	"	"	oben	S.	250	"	249.
"	250:	3.	"	"	unten	"	239f.	"	238f.
"	254:	11.	"	"	oben	Abb.	331	"	330.
"	257:	20.	"	"	"	"	331	"	330.
"	284:	4.	"	"	unten	"	283—286	statt	281—284



Mannusbibliothek

herausgegeben von
Prof. Dr. Gustaf Koffinna.

- Nr. 1. **Wilke, Dr. Georg, Spiral-Mäander-Keramik u. Gefäßmalerei.** (Hellenen und Thraker). III, 84 Seiten mit 100 Abbildungen im Text und 1 Tafel. 1910. (Gewicht 260 g, geb. 370 g).
Einzelpreis Rm. 4.50, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis*) Rm. 3.60, geb. Rm. 5.60
- Nr. 2. **Kimałowicz-Winnicki, M. von, Spinn- u. Webewerkzeuge.** Entwicklung und Anwendung in vorgeschichtlicher Zeit Europas. III, 70 Seiten mit 107 Textabbildungen. 1911. (Gewicht 220 g, geb. 350 g).
Einzelpreis Rm. 4.50, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis Rm. 3.60, geb. Rm. 5.60
- Nr. 3. **Schulz, Prof. Bruno, Das Grabmal des Theoderich zu Ravenna** und seine Stellung in der Architekturgehichte. 34 Seiten mit 34 Abbildungen im Text und 1 Titelbild. 1911. (Gewicht 150 g, geb. 260 g).
Einzelpreis Rm. 2.50, geb. Rm. 4.—; Vorzugspreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.50
- Nr. 4. **Bartelt, Rektor Wilhelm, und Waase, Mittelschullehrer Karl, Die Burgwälle des Ruppiner Kreises.** Ein Beitrag zur Heimatkunde. III, 65 S. mit 1 Karte u. 20 Taf., enth. 27 Lagepläne, sowie 227 Abb. 1911. (Gewicht 300 g, geb. 420 g).
Einzelpreis Rm. 5.50, geb. Rm. 7.50; Vorzugspreis Rm. 4.40, geb. Rm. 6.40
- Nr. 5. **Kropp, Philipp, Latènezeitliche Funde an der keltisch-germanischen Völkergrenze zwischen Saale und Weißer Elster.** IV, 132 S. mit 167 Abb. u. 2 Kärtchen im Text. 1911. (Gewicht 380 g, geb. 500 g).
Einzelpreis Rm. 8.50, geb. Rm. 10.—; Vorzugspreis Rm. 6.80, geb. Rm. 8.30
- Nr. 6. **Koffinna, Prof. Dr. Gustaf, Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.** XVI, 320 Seiten mit 359 Abb. und Karten im Text. 1928.
Einzelpreis Rm. 15.—, geb. Rm. 17.40, Vorzugspreis Rm. 12.—, geb. Rm. 14.40
- Nr. 7. **Wilke, Dr. Georg, Südwesteuropäische Megalithkultur** und ihre Beziehungen zum Orient. IV, 181 S. mit 141 Abb., 1912 (Gewicht 420 g, geb. 520 g).
Einzelpreis Rm. 7.50, geb. Rm. 10.—; Vorzugspreis Rm. 6.—, geb. Rm. 8.50
- Nr. 8. **Blume, Dr. Erich, Die germanischen Stämme** und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. I. Teil: VI, 213 Seiten mit 256 Abb., 6 Tafeln u. 1 Karte. 1912. (Gewicht 650 g, geb. 780 g).
Einzelpreis Rm. 8.50, geb. Rm. 11.—; Vorzugspreis Rm. 6.80, geb. Rm. 9.30
- Nr. 9. **Koffinna, Prof. Dr. Gustaf, Die deutsche Vorgeschichte** eine hervorragend nationale Wissenschaft. 4. verbesserte Auflage. VIII, 255 Seiten mit 516 Abbildungen im Text und auf 62 Tafeln. 1925. (Gewicht 900 g, geb. 1000 g).
Einzelpreis Rm. 12.—, geb. Rm. 14.40; Vorzugspreis Rm. 9.60, geb. Rm. 12.—
- Nr. 10. **Wilke, Dr. Georg, Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient u. Europa.** 2. erg. Aufl. VI, 271 S. mit 216 Abb. 1923. (Gewicht 540 g, geb. 660 g).
Einzelpreis Rm. 8.—, geb. Rm. 10.—; Vorzugspreis Rm. 6.40, geb. Rm. 8.40
- Nr. 11. **Schulz-Minden, Prof. Dr. Walther, Das germanische Haus** in der vorgeschichtlichen Zeit. 2. ergänzte Auflage. VIII und 146 Seiten mit 61 Abbildungen im Text. 1923. (Gewicht 300 g, geb. 420 g).
Einzelpreis Rm. 5.—, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis Rm. 4.—, geb. Rm. 5.50

*) Der Vorzugspreis tritt ein, wenn auf die Sammlung abonniert wird oder von den bereits vorliegenden Bänden mindestens 4 verschiedene auf einmal bestellt werden.

Eurt Kabitsch / Verlag / Leipzig

Mannusbibliothek herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Koffinna.

- Nr. 12. Koffinna, Prof. Dr. Gustaf, **Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit.** I. Der Goldfund von Mellingswerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. IX, 56 Seiten mit 17 Tafeln und 24 Abbildungen im Text. 1913. (Gewicht 320 g, geb. 440 g). Einzelpreis Rm. 5.—, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis Rm. 4.—, geb. Rm. 5.50
- Nr. 13. Eienau, M. M., **Über Megalithgräber und sonstige Grabformen der Lüneburger Gegend.** III, 42 Seiten mit 1 Karte, 30 Tafeln und 5 Abbildungen im Text. 1914. (Gewicht 400 g, geb. 530 g). Einzelpreis Rm. 5.—, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis Rm. 4.—, geb. Rm. 5.50
- Nr. 14. Blume, Dr. Erich, **Die germanischen Stämme** und die Kulturen zwischen Oder und Pasiarge zur römischen Kaiserzeit. II. Teil: Material. Aus dem Nachlaß von M. Schultze. XIII, 212 S. 1915. (Gewicht 500 g, geb. 600 g). Einzelpreis Rm. 8.—, geb. Rm. 9.50; Vorzugspreis Rm. 6.40, geb. Rm. 7.90
- Nr. 15. Wahle, Dr. Ernst, **Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit,** ein prähistorisch-geographischer Versuch. IX, 216 Seiten mit 2 Karten und 4 Tafeln. 1918. (Gewicht 580 g, geb. 750 g). Einzelpreis Rm. 9.—, geb. Rm. 10.50; Vorzugspreis Rm. 7.20, geb. Rm. 8.70
- Nr. 16. Jahn, Dr. Martin, **Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit** etwa von 700 v. Chr. bis 200 n. Chr. X, 276 Seiten mit 1 Tafel, 2 Karten und 227 Abb. im Text. 1916. (Gewicht 620 g, geb. 700 g). Einzelpreis Rm. 7.—, geb. Rm. 8.50; Vorzugspreis Rm. 5.60, geb. Rm. 7.10
- Nr. 17. Åberg, Dr. Nils, **Die Typologie der nordischen Streitäxte.** IV, 60 Seiten mit 75 Abbildungen im Text. 1918. (Gewicht 150 g, geb. 350 g). Einzelpreis Rm. 3.—, geb. Rm. 4.20; Vorzugspreis Rm. 2.40, geb. Rm. 3.60
- Nr. 18. Kostrzewski, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** I. Teil: XII, 254 S. mit 244 Abb. u. 1 Karte. 1919. (Gewicht 580 g, geb. 700 g). Einzelpreis Rm. 10.—, geb. Rm. 12.—; Vorzugspreis Rm. 8.— geb. Rm. 10.—
- Nr. 19. Kostrzewski, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** II. Teil: Material. Mit 118 Beilagen, Verzeichnis der Fundorte und Sachregister. VI, 123 S. 1919. (Gewicht 280 g, geb. 400 g). Einzelpreis Rm. 5.50, geb. Rm. 8.—; Vorzugspreis Rm. 4.40, geb. Rm. 6.90
- Nr. 20. Rademacher, Karl, **Die vorgeichtliche Besiedelung der Seideterrasse zwischen Rheinebene, Acher und Sülz** sowie insbesondere die Besiedelung des Ostlandes zur fränkischen Zeit. 35 Seiten mit 4 Abb. im Text, 11 Taf., 4 Karten. 1920. (Gewicht 150 g, geb. 290 g). Einzelpreis Rm. 3.—, geb. Rm. 4.20; Vorzugspreis Rm. 2.40, geb. Rm. 3.60
- Nr. 21. Jahn, Dr. Martin, **Der Reiteriporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung.** VI, 128 S. mit 90 Abb. u. 1 Taf. 1921. (Gewicht 340 g, geb. 470 g). Einzelpreis Rm. 5.—, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis Rm. 4.—, geb. Rm. 5.50
- Nr. 22. **25 Jahre Siedlungsarchäologie.** Arbeiten aus dem Kreise der Berliner Schule. Beforgt von Prof. Dr. Hans Hähne. VIII u. 80 Seiten mit 161 Abb. im Text und auf 14 Tafeln. 1922. (Gewicht 450 g, geb. 580 g). Einzelpreis Rm. 6.—, geb. Rm. 7.50; Vorzugspreis Rm. 4.80, geb. Rm. 6.30

Eurt Kabitzsch / Verlag / Leipzig

Mannusbibliothek

herausgegeben von
Prof. Dr. Gustaf Koffinna.

- Nr. 23 u. 24. **Girke, Dr. Georg, Die Tracht der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.** VIII, 59, VIII und 129 Seiten mit 76 Tafeln, enthaltend 346 Abbildungen. 1922. (Gewicht 630 g, geb. 770 g). Einzelpreis Rm. 9.—, geb. Rm. 10.50; Vorzugspreis Rm. 7.20, geb. Rm. 8.70
- Nr. 25. **Eienau, M. M., Vor- und Frühgeschichte der Stadt Frankfurt a. d. Oder** von den ältesten Anfängen bis zum Jahre 1253. 32 Seiten mit 1 Seite Abb. und 1 Stadtplan. 1921. (Gewicht 100 g, geb. 240 g). Einzelpreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.20; Vorzugspreis Rm. 1.60, geb. Rm. 2.80
- Nr. 26. **Koffinna, Prof. Dr. Gustaf, Die Indogermanen.** Ein Abriß. I. Das indogerman. Urvolk. IV, 79 S. mit 150 Abb. u. 6 Taf. 1921. (Gewicht 240 g, geb. 350 g). Einzelpreis Rm. 4.50, geb. Rm. 6.—; Vorzugspreis Rm. 3.60, geb. Rm. 5.10.
- Nr. 27. **Dutschmann, Georg, Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Sachsens.** VIII u. 32 S. 1921. (Gewicht 100 g, geb. 250 g) Einzelpreis Rm. 1.50, geb. Rm. 2.70; Vorzugspreis Rm. 1.20, geb. Rm. 2.40
- Nr. 28. **Frischbier, Dr. Erich, Germanische Fibeln** im Anschluß an den Pyrmonter Brunnenfund. VI u. 102 Seiten mit 1 Abbildung im Text und 14 Tafeln. 1922. (Gewicht 270 g, geb. 400 g). Einzelpreis Rm. 4.—, geb. Rm. 5.50; Vorzugspreis Rm. 3.20, geb. Rm. 4.70
- Nr. 29. **Hoeck, Baurat G. Th., Die Eingliederung Indiens in die Geschichte der Baukunst.** VI, 43 S. mit 36 Abb. 1922. (Gew. 120 g, geb. 260 g). Einzelpreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.20; Vorzugspreis Rm. 1.60, geb. Rm. 2.80
- Nr. 30. **Strauß, Konrad, Studien zur mittelalterlichen Keramik.** IV u. 46 S. mit 37 Abb. im Text u. 4 Tafeln. 1923. (Gewicht 150 g, geb. 300 g) Einzelpreis Rm. 2.50, geb. Rm. 4.—; Vorzugspreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.50
- Nr. 31. **Witte, Dr. Georg, Die Religion der Indogermanen** in archäologischer Beleuchtung. III, 254 S. Mit 278 Abb. 1923. (Gewicht 500 g, geb. 630 g). Einzelpreis Rm. 6.70, geb. Rm. 8.20; Vorzugspreis Rm. 5.30, geb. Rm. 6.80
- Nr. 32. **Mingren, Prof. Dr. Oscar, Studien über nordeuropäische Fibelformen** der ersten nachchristlichen Jahrhunderte mit Berücksichtigung der provincialrömischen und südrussischen Formen. 2. ergänzte Aufl. XIX und 254 S. mit 9 Abb. im Text, 11 Taf. u. 2 Karten. 1923. (Gewicht 650 g, geb. 800 g). Einzelpreis Rm. 7.—, geb. Rm. 8.50; Vorzugspreis Rm. 5.60, geb. Rm. 7.10
- Nr. 33. **Abrecht, Dr. Christoph, Beitrag zur Kenntnis der slawischen Keramik** auf Grund der Burgwallforschung im mittleren Saalegebiet. III u. 48 Seiten mit 52 Abb. im Text u. 3 Tafeln. 1923. (Gewicht 150 g, geb. 300 g). Einzelpreis Rm. 2.50, geb. Rm. 3.70; Vorzugspreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.20
- Nr. 34. **Diculescu, Dr. Constantin C., Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien.** V u. 64 Seiten mit 29 Abb. im Text. 1923. (Gewicht 150 g, geb. 300 g). Einzelpreis Rm. 3.50, geb. Rm. 4.70; Vorzugspreis Rm. 2.80, geb. Rm. 4.—
- Nr. 35. **Schulz, Dr. Wolfgang, Wien, Zeitrechnung und Weltordnung** in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iranern, Hellenen, Römern, Kelten, Germanen, Litauern und Slawen dargestellt. XVIII u. 289 Seiten mit 75 Abb. im Text. 1924. (Gewicht 590 g, geb. 700 g). Einzelpreis Rm. 11.—, geb. Rm. 13.—; Vorzugspreis Rm. 8.80, geb. Rm. 10.80

Eurt Kabitsch / Verlag / Leipzig

Mannusbibliothek herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

- Nr. 36. **Schumacher, Seminarlehrer Paul, Die Ringwälle in der früheren preußischen Provinz Posen.** IV und 72 Seiten mit 40 Abbild. im Text und 1 Karte. 1924. (Gewicht 170 g, geb. 280 g).
Einzelpreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.20; Vorzugspreis Rm. 1.60, geb. Rm. 2.80
- Nr. 37. **Caemmerer Dr. Erich, Die Alteburg bei Arnstadt i. Thür.** Ein Beitrag zur Kenntnis der Vorgeschichte Thüringens. IV u. 38 Seiten mit 129 Abb. im Text. 1924. (Gewicht 120 g, geb. 220 g).
Einzelpreis Rm. 1.50, geb. Rm. 2.70; Vorzugspreis Rm. 1.20, geb. Rm. 2.40
- Nr. 38. **Krebs, Studienassessor, Albert, Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen.** III und 59 Seiten mit 6 Tafeln. 1925.
(Gewicht 150 g, geb. 260 g).
Einzelpreis Rm. 2.50, geb. Rm. 3.70; Vorzugspreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.20
- Nr. 39. **Wolff, Karl Felix, Rassenlehre. Neue Gedanken zur Anthropologie, Politik, Wirtschaft, Volkspflege und Ethik.** IV, 251 Seiten mit 40 Textabb., 16 Tafeln und 3 Karten. 1927. (Gewicht 700 g, geb. 810 g)
Einzelpreis Rm. 10.—, geb. Rm. 12.50; Vorzugspreis Rm. 8.—, geb. Rm. 10.50
- Nr. 40. **Gumpert, Carl, Fränkisches Mesolithikum.** Die steinzeitliche Besiedlung der fränkischen Rezat und oberen Altmühl im Tardenosien. IV, 121 Seiten mit 180 Abbildungen im Text, über 1000 Steinwerkzeuge darstellend. 1927. gr. 8°. (Gewicht 320 g, geb. 420 g).
Einzelpreis Rm. 6.—, geb. Rm. 7.60; Vorzugspreis Rm. 4.80, geb. Rm. 6.40
- Nr. 41. **Eichhorn, Dr. G., Der Urnenfriedhof auf der Schanze von Großromstedt.** VIII, 322 Seiten mit 722 Abb. im Text und 1 Karte. 1927. (Gewicht 750 g, geb. 860 g.)
Einzelpreis Rm. 29.—, geb. Rm. 31.20; Vorzugspreis Rm. 23.20, geb. Rm. 25.40
- Nr. 42. **Andree, Dr. Julius, Das Paläolithikum der Höhlen des Hönnetales.** V, 101 Seite mit 55 Abbildungen im Text und 30 Tafeln mit Erklärungen. 1928. Einzelpreis Rm. 7.50, geb. Rm. 9.50, Vorzugspreis Rm. 6.—, geb. Rm. 8.—.

Die Seideterrasse

zwischen Rheinebene, Acher und Sülz. (Wahner Seide)

Herausgegeben von Dr. C. Rademacher

127 Seiten mit 62 Abbildungen im Text und 2 Karten. 1927. gr. 8°.
Rm. 7.—, geb. Rm. 9.50

Aus dem Inhalt: Altenrath und die Seideterrasse (Dr. C. Rademacher). — Die Seideterrasse zur vor- und frühgeschichtlichen Zeit (Dr. C. Rademacher). — Die Bewohner der Seideterrasse (Prof. Dr. Zilkens). — Zusammenfassung (Reg.-Baurat E. Rademacher).

Um zu zeigen, wie sich hier ein bedeutendes Stück unverfälschter Natur inmitten eines großen Industriebezirkes erhalten konnte, ein Gebiet, auf dem eine uralte Kultur schon vor mehr als 5000 Jahren blühte, hat die Kölner Anthropologische Gesellschaft zum Anthropologen-Tag 1927 dieses Werk als Festschrift herausgegeben. Es ist ein Musterbeispiel heimatkundlicher Forschung und Darstellungsart.

Eurt Kabitzsch / Verlag / Leipzig

- Diculescu, Dr. Constantin C., Die Gepiden.** Forschungen zur Geschichte Daziens im frühen Mittelalter und zur Vorgeschichte des rumänischen Volkes. I. Band. XV und 262 Seiten mit 10 Abb. im Text, 2 Karten und 1 Tafel. 1923. (Gewicht 460 g). Rm. 6.—
- Geigel, Prof. Dr. Alois, Andwaranauf.** Über Willen und Glauben. XI, 106 S. 1914. (Gewicht 310 g). In Leinen gebunden Rm. 3.50 Pergament-Ausgabe (50 Exemplare) auf handgeschöpftem van Geldern-Büttenpapier abgezogen und handschriftlich numeriert. In Ganzpergament geb. Rm. 15.—
- Hefler, Carl, unter Mitwirkung von Gustaf Kossinna, Urgeschichte und Besiedelung der Umgegend von Cassel.** Ein Beitrag zur Heimatkunde. VI und 68 Seiten mit 20 Abb. im Text. 1920. (Gewicht 120 g). Rm. 1.—
- Hoernes, Univ.-Prof. Dr. Moritz †, Das Gräberfeld von Hallstatt,** seine Zusammenetzung und Entwicklung. 4°, II und 45 Seiten mit 4 Seiten Abbildungen. 1921. (Gewicht 170 g). Rm. 2.—
- Mahr, Dr. Adolf, Die prähistorischen Sammlungen des Museums zu Hallstatt.** gr. 8°, 63 S. mit 8 Taf. 1921. (Gewicht 190 g). Rm. 2.—
- Tagungsberichte der deutschen anthropologischen Gesellschaft.** Bericht über die 49. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Köln und die Fahrten durch die Eifel, durch die Heideterrasse bei Köln nach Mainz und in den Taunus vom 11. bis 17. September 1927. Im Auftrage der Kölner anthropologischen Gesellschaft. Herausgegeben von Landgerichtsrat **Walter Venn**, Köln. 154 Seiten mit 49 Abb. im Text. 1928. Etwa Rm. 12.—
Vorzugspreis für Mitglieder der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft und Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte. etwa Rm. 10.—
- Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie.** Alfred Götz zu seinem 60. Geburtstag dargebracht von Kollegen, Freunden und Schülern. Herausgegeben von Dr. **Hugo Mötefeldt**. XVI, 247 S. m. 276 Abb. und 19 Taf. 1925. (Gewicht 620 g, geb. 700 g). Rm. 16.—, geb. Rm. 19.—
Vorzugspreis für Mitglieder der Deutschen Ges. f. Vorgesch. Rm. 12.80, geb. Rm. 15.80
- Vorzeit.** Nachweise und Zusammenfassungen aus dem Arbeitsgebiet der Vorgeschichtsforschung. Herausgegeben von Prof. Dr. **Hans Hahn**.
- Nr. 1, **Hefler, Dr. Jörg, Vom Sakenkreuz.** VIII u. 27 Seiten m. 351 Abb. auf 36 Tafeln. 1921. (Gewicht 280 g, geb. 330 g). Einzelpreis Rm. 2.40, geb. Rm. 3.50; Vorzugspreis*) Rm. 1.90, geb. Rm. 3.—
- Nr. 2, **Andree, Dr. Julius, Bergbau in der Vorzeit.** I. Bergbau auf Feuerstein, Kupfer, Zink, Salz in Europa. Nebst einem Anhang: Bergmännische Gewinnung von Kalkspat, Ocker und Bergkristall. IV u. 72 Seiten mit 27 Abb. im Text, 179 Tafelabb. und 3 Tabellen. 1922. (Gewicht 230 g, geb. 290 g) Einzelpreis Rm. 2.80, geb. Rm. 4.—; Vorzugspreis*) Rm. 2.20, geb. Rm. 3.40
- Nr. 3, **Schulz-Minden, Prof. Dr. Walther, Die germanische Familie in der Vorzeit.** IV u. 37 Seiten mit 26 Abb. im Text. 1925. (Gewicht 150 g). Einzelpreis Rm. 2.40, Vorzugspreis*) Rm. 1.90
- Nr. 4, — — **Staat und Gesellschaft in der germanischen Vorzeit,** V u. 51 Seiten mit 31 Abb. im Text und 1 Karte. 1926. (Gewicht 150 g). Einzelpreis Rm. 3.30, Vorzugspreis*) Rm. 2.60
- Nr. 3/4 in 1 Band gebd. (Gewicht 350 g) Einzelpreis Rm. 7.20, Vorzugspreis*) Rm. 6.—

*) Der Vorzugspreis tritt ein, wenn auf die Sammlung abonniert wird oder von den bereits vorliegenden Bänden mindestens 4 verschiedene auf einmal bestellt werden.

Eurt Kabitsch / Verlag / Leipzig

„Mannus“, Zeitschrift für Vorgeschichte

Herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Jährlich 4 Hefte in zwangloser Folge, die zusammen einen stattlichen Band mit vielen Abbildungen bilden.

Das Nachrichtenblatt der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte (jährlich 9–10 Nummern) wird den Abonnenten kostenlos mitgeliefert.

Bezugspreis für 1928 Rm. 24.—.

Der „Mannus“ ist das Organ der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, das vor nunmehr 20 Jahren begründet wurde, um der deutschen Vorgeschichts-Forschung eine Stätte zur Veröffentlichung ihrer Forschungs-Ergebnisse zu bieten. Ein unendlich reichhaltiges Bildermaterial ist in den bisher vollständig vorliegenden 19 Jahres- und 5 Ergänzungs-Bänden aufgestapelt. Der Prähistoriker vom Fach, Museen, Sammlungen, können die Zeitschrift nicht missen, aber auch Behörden und Personen, die zur Sicherung der Bodenfunde berufen sind, ferner die Laien, die sich in das Studium der Vorzeit mehr und mehr vertiefen wollen, finden in den zahlreichen Aufsätzen der Reihe viel Belehrendes und Interessantes.

Umfang und Preise der bisher erschienenen 19 Bände mit 5 Erg.-Bänden sind aus nachfolgendem ersichtlich: (Mitglieder der Gesellschaft erhalten Vorzugspreise)

I. Band.	1909.	IV, 350	Seiten mit 211	Abbildungen im Text und 38	Tafeln.	Rm. 36.—; geb. Rm. 40.—
II. Band.	1910.	IV, 363	Seiten mit 285	Abbildungen im Text und 17	Tafeln.	Rm. 24.—; geb. Rm. 28.—
III. Band.	1911.	IV, 354	Seiten mit 159	Abbildungen im Text und 31	Tafeln.	Rm. 36.—; geb. Rm. 40.—
IV. Band.	1912.	IV, 489	Seiten mit 259	Abbildungen im Text und 54	Tafeln.	Rm. 40.—; geb. Rm. 44.—
V. Band.	1913.	V, 405	Seiten mit 203	Abbildungen im Text und 33	Tafeln.	Rm. 30.—; geb. Rm. 34.—
VI. Band.	1914.	IV, 431	Seiten mit 376	Abbildungen im Text und 19	Tafeln.	Rm. 30.—; geb. Rm. 34.—
VII. Band.	1915.	IV, 415	Seiten mit 254	Abbildungen im Text und 46	Tafeln.	Rm. 24.—; geb. Rm. 28.—
VIII. Band.	1916.	IV, 319	Seiten mit 355	Abbildungen im Text und 10	Tafeln.	Rm. 16.—; geb. Rm. 20.—
IX. Band.	1917.	IV, 252	Seiten mit 173	Abbildungen im Text und 21	Tafeln.	Rm. 16.—; geb. Rm. 20.—
X. Band.	1918.	XIII, 270	Seiten mit 174	Abbildungen im Text und 6	Tafeln.	Rm. 16.—; geb. Rm. 20.—
XI/XII. (Doppel) Band.	1919/20.	XIV, 436	S. mit 150	Abb. im Text und 9	Tafeln.	Rm. 32.—; geb. Rm. 36.—
XIII. Band.	1921.	V, 346	Seiten mit 148	Abbildungen im Text und 8	Tafeln.	Rm. 16.—; geb. Rm. 20.—
XIV. Band.	1922.	IV, 318	Seiten mit 126	Abbildungen im Text und 13	Tafeln.	Rm. 16.—; geb. Rm. 20.—
XV. Band.	1923.	IV, 349	Seiten mit 270	Abbildungen im Text und 14	Tafeln.	Rm. 16.—; geb. Rm. 20.—
XVI. Band.	1924.	XVI, 451	Seiten mit 403	Abbildungen im Text und 2	Tafeln.	Rm. 20.—; geb. Rm. 24.—
XVII. Band.	1925.	IV, 398	Seiten mit 266	Abbildungen im Text und 32	Tafeln.	Rm. 22.—; geb. Rm. 26.—
XVIII. Band.	1926.	IV, 376	Seiten mit 294	Abbildungen im Text und 29	Tafeln.	Rm. 22.—; geb. Rm. 26.—
XIX. Band.	1927.	XVI, 320	Seiten mit 131	Abbildungen im Text.		Rm. 22.—; geb. Rm. 26.—

1. Erg.-Band.	1910.	IV, 107	S. mit 5	Abb. im Text und 2	Tafeln.	Rm. 6.—; geb. Rm. 8.—
2. Erg.-Band.	1911.	IV, 91	S. mit 4	Abb. im Text und 5	Tafeln.	Rm. 6.—; geb. Rm. 8.—
3. Erg.-Band.	1923.	IV, 112	S. mit 10	Abb. im Text und 7	Tafeln.	Rm. 6.—; geb. Rm. 8.—
4. Erg.-Band.	1925.	III, 176	S. mit 92	Abb. im Text und 17	Tafeln.	Rm. 9.—; geb. Rm. 11.—
5. Erg.-Band.	1927.	III, 239	S. mit 62	Abb. im Text und 30	Tafeln.	Rm. 16.—; geb. Rm. 20.—

Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus.

Von Georg Wilke.

84 Seiten mit 74 Abbildungen im Text. 1921. Rm. 2,40, geb. Rm. 3.—.

Die Urkunden zur Nachprüfung von Tacitus' Angaben verdanken wir in erster Linie der deutschen Vorgeschichte; in Wort und Bild wird uns hier vor Augen geführt, was uns durch Ausgrabungen und auf antiken Kunstdenkmälern darüber überliefert wurde, so daß wir uns ein Bild von der Kulturhöhe unserer Vorfahren zu Tacitus Zeiten machen können. Dem Prähistoriker vom Fach und dem Schulmann bietet das Buch manche Anregung.

Eurt Kabißich / Verlag / Leipzig

Außer dem vorliegenden gehört mit zu den wichtigsten Werken
des Verfassers :

Die deutsche Vorgeschichte

eine hervorragend nationale Wissenschaft

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Gustaf Kossinna

Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage

VIII, 255 Seiten mit 516 Abbildungen im Text und auf 62 Tafeln. 1925

Einzelpreis: Rm. 12.—, geb. Rm. 14.40. Vorzugspreis: Rm. 9.60, geb. Rm. 12.—.

(Bildet Nr. 9 der von Geh.-Rat Kossinna herausgegebenen Mannusbibliothek.) Vollständige Verzeichnisse sendet der Verlag auf Wunsch.

Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit.

Beiblatt zum „Mannus“, Zeitschrift für Vorgeschichte.

Begründet von Gustaf Kossinna. Herausgegeben von Martin Jahn.

IV. Jahrgang. 1928. Jährlich 8—10 Seite zu 16 Seiten. Rm. 2.50

Erscheint neben dem „Mannus“ und vermittelt nicht nur dem Fachmann Neues aus seinem Arbeitsgebiete, sondern auch dem Laien einen Einblick in die deutsche Vorgeschichtsforschung. Es wird auch gern abgelesen, will der Vorgeschichtsforschung neue Freunde werben, denn in der trostlosen Gegenwart bietet gerade die Beschäftigung mit der Kultur unserer Altvordenen Aufrichtung und neue Hoffnung. Auch für die Heimatforschung ist das Blatt von Bedeutung. Der billige Preis macht es möglich, es in jedem historischen, Museums- und Lehrerverein zu halten und so wenigstens das Schritt halten zu ermöglichen, bis man später zur Anschaffung des „Mannus“ selbst und der Mannusbibliothek schreiten kann. Die Jahrgänge I—III können nachgeliefert werden.

Für Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, sowie für Abonnenten des „Mannus“ kostenlos.

Vorgeschichte des Deutschen Volkes

Von Prof. Dr. Ernst Wahle,

Privatdozent für Vorgeschichte an der Universität Heidelberg.

X und 184 Seiten mit 5 Vignetten. 1924

Rm. 5.—, geb. Rm. 6,50

**Eine Kulturgeschichte der Deutschen von der
Urzeit bis zur Römerherrschaft am Rhein**

„Schlesische Zeitung“: Ein Bild von der Geschichte des wirtschaftlichen, politischen und geistigen Lebens der vorgeschichtlichen Völker auf deutschem Boden. — Ein kundiger und zuverlässiger Führer durch die Urgeschichte unseres Vaterlandes. Dr. M. Jahn, Breslau.

„Blätter für deutsche Vorgeschichte“: Ausser den sachlich so wertvollen textlichen Teilen enthält Wahles Buch eine vorzügliche Übersicht über die vorgeschichtliche Literatur für welche wir ihm ebenfalls dankbar sind. Prof. Stremme.

Eurt Kabißich / Verlag / Leipzig

Neue Bände der Mannus-Bibliothek

Herausgegeben von Geh.-Rat Professor Dr. Gustaf Kossinna

Bd. 39: **Rassenlehre**
**Neue Gedanken zur Anthropologie, Politik,
Wirtschaft, Volkspflege und Ethik**

Von **K. F. Wolff**

251 Seiten mit 40 Abbildungen im Text, 16 Tafeln und 3 Karten. 1927
Rm. 10.—, geb. Rm. 12.50; Vorzugspreis *) Rm. 8.—, geb. Rm. 10.50

Der Vorzugspreis wird ausnahmsweise allen Mitgliedern der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zugestanden, auch wenn nur dieser eine Band bestellt wird.

Prinzipientreue Anhänger der Günther'schen Richtung begeistern sich für eine „allnordische Verbundenheit“, d. h. sie fühlen sich mit Schweden, Schotten und Anglo-Amerikanern näher verwandt, als mit ihren süddeutschen Brüdern, sie stellen den Rassen-gedanken über den Volksgedanken. Es ist daher sehr erfreulich, daß einer der modernsten Rassenforscher, K. F. Wolff, diese Irrungen kritisch beleuchtet und in überzeugender Weise dargetut, wie sehr die Anschauungen Günthers jeder tatsächlichen Grundlage entbehren.
Bayerische Staatszeitung.

Band 40:

Fränkisches Mesolithikum
**Die steinzeitliche Besiedelung der fränkischen Rezat
und oberen Altmühl im Tardenoisien**

Von **Carl Sumpert**

VII, 115 Seiten mit 180 Abbildungen

Rm. 6.—, geb. Rm. 7.60; Vorzugspreis *) Rm. 4.80, geb. Rm. 6.40

Enthält in sehr geschickter Stoffanordnung die Ergebnisse der seit 15 Jahren vom Verfasser planmäßig durchgeführten Auffammlung von Steinwerkzeugen (nach einer auf Seite 93 ff. aufgestellten Übersicht über 11 000 Stück, die sich auf 111 Fundplätze verteilen). Es wäre zu wünschen, daß es recht viele zu ebenso gründlicher und begeisterter Vertiefung in die graue Vorzeit anregt.

Amstlicher Schulanzeiger (Mittelfranken).

Band 41:

Der Urnenfriedhof bei Großromstedt

Von **Prof. Dr. G. Eichhorn**

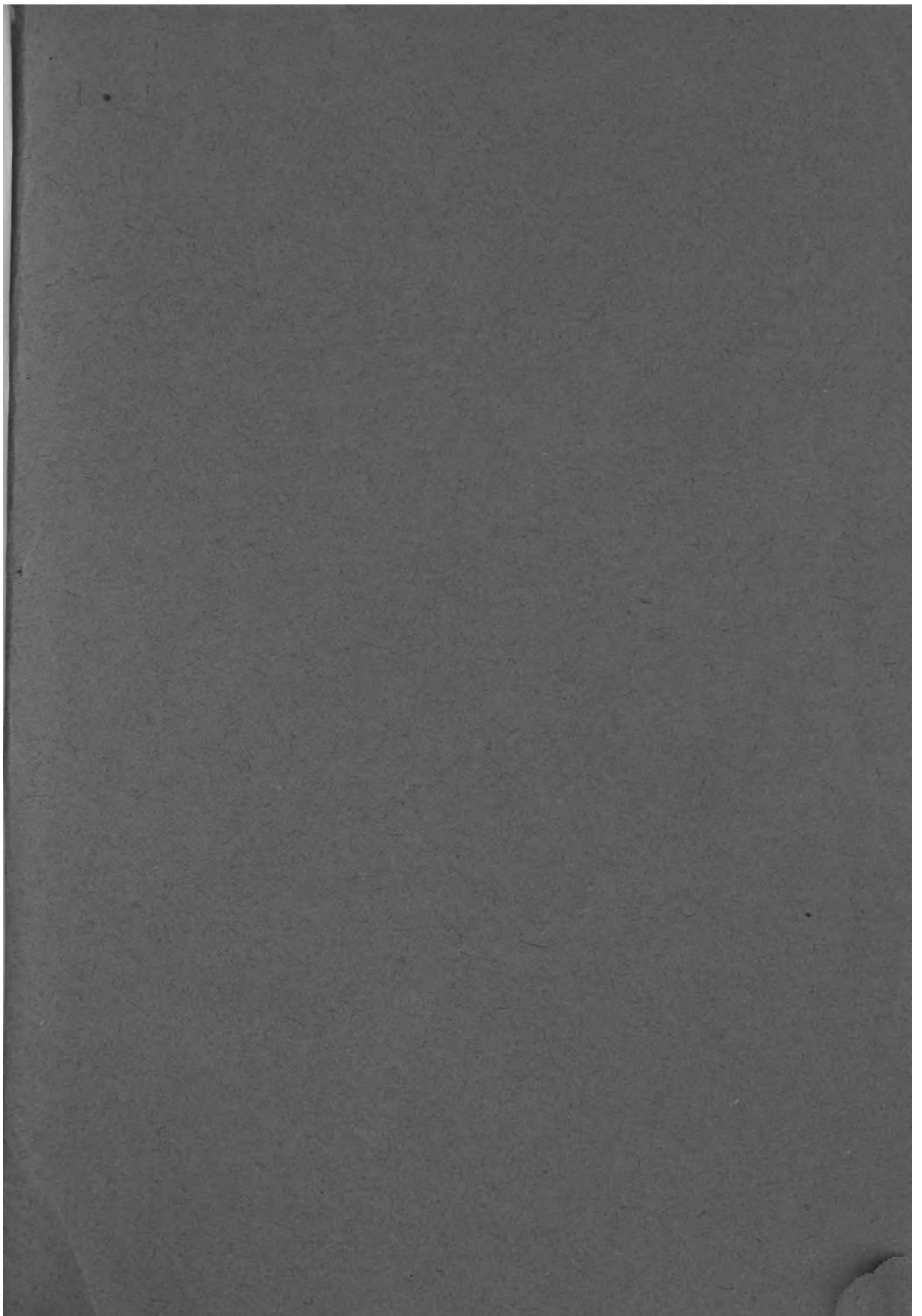
VII, 322 Seiten mit 722 Abbildungen im Text. 1927

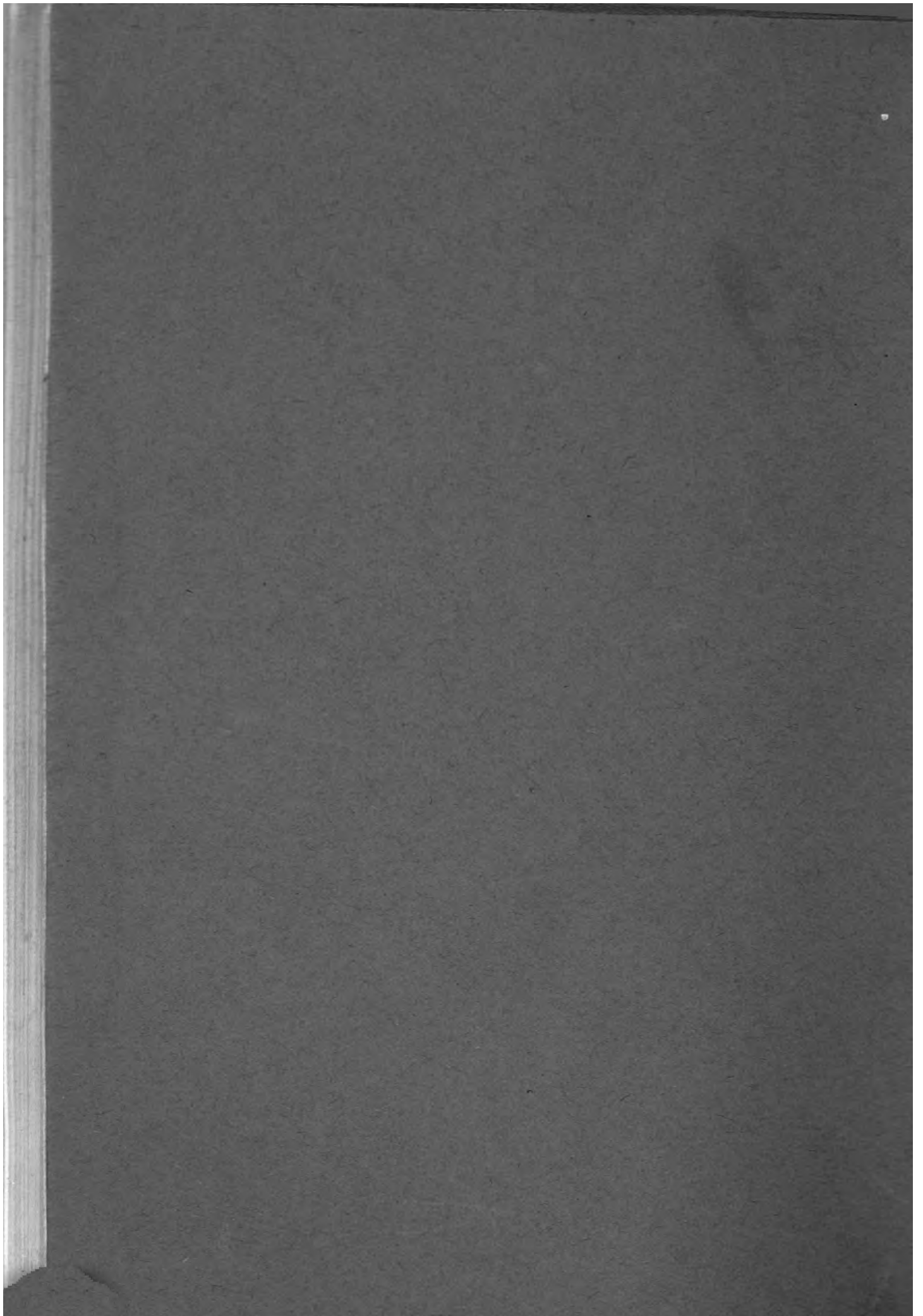
Rm. 29.—, geb. Rm. 31.20; Vorzugspreis *) Rm. 23.20, gebunden Rm. 25.40

Schon die in dem Werk abgebildeten Hunderte von Fundgegenständen (Waffen, Gefäße, Zierstücke, Werkzeuge usw.) lassen die außerordentliche Bedeutung erkennen, die der hauptsächlich in den Jahren 1907—1913 erfolgten Ausgrabung dieses vorzeitlichen thüringischen Urnenfriedhofes beizumessen ist. Die vorliegende Arbeit stellt einen wertvollen Beitrag zur Vorgeschichte Thüringens dar. Alle Funde wurden vom Staatsministerium für das Germanische Museum angekauft und bilden einen unersehblichen Schatz für die Heimatkunde des Thüringerlandes.

*) Der Vorzugspreis tritt ein, wenn mindestens 4 verschiedene Bände der Sammlung auf einmal bestellt werden.

Eurt Kabißich / Verlag / Leipzig





111



